



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

140

# Meher's Univerſum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beſchreibung

des

Sehenswertheſten und Merkwürdigſten

in

**Natur und Kunſt.**

---

Octavausgabe in 5 Bänden.

---

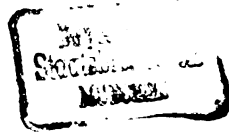
**E r ſ t e r B a n d.**

---

**Hildburghauſen.**

Stich, Druck und Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1858.



## V o r w o r t.

---

Meyer's Universum, ein Name, so weit bekannt als die deutsche Zunge klingt, ist ein Buch, das unsere Erde schildert in getreuen und anmuthigen Bildern alles dessen, was Natur und Menschenhand Schönes, Liebliches, Merkwürdiges, oder durch Beziehungen auf bedeutsame Ereignisse Interessantes auf ihr umhergestreut haben. In loser Ordnung, wie in der Wirklichkeit, reiht sich Bild an Bild, und jedes ist begleitet von einer so lebendigen, plastisch wahren und künstlerisch vollendeten Darstellung, daß vor des Lesers Auge die Gegenstände sich mit der Farbenpracht eines glänzend beleuchteten Gemäldes schmücken und seine Phantasie ihn behende an Ort und Stelle trägt, wo er in Wirklichkeit zu schauen wähnt, was der gedruckte Buchstabe ihm vorzaubert und der blanke Stahlstich ihm verdeutlicht. Und dieser Zauber der Sprache, welcher durch 18 Jahrgänge des Universums weht und viele hundert unter seinem Namen und Rahmen gesammelte Bilder begleitet, hat es zum beliebtesten Bilderbuch gemacht,

das unser Volk besitzt. Da, wo es vor 20 Jahren Eingang gefunden, ist's ein treuer Hausfreund geworden, von den Alten auf die Kinder übergegangen und Generationen erfreuen sich an ihm.

Das Universum ist aber noch mehr als ein Bilderbuch. Die Feder, die in so glänzenden Artikeln die Dinge zu beschreiben verstand, welche ein sinniges poetisches Auge schaute, war auch die Waffe eines Groß-Ritters vom Geist, der einen Kreuzzug gegen die Mächte der Finsterniß bestand, wie ein Held, und dessen scharfe Streiche gegen die Götzen unserer Welt Blitze sprühten, wie Wetterleuchten; jene Feder war auch das harmonisch gestimmte Instrument einer edlen Seele, deren Tiefe einen unerschöpflichen Quell von Menschenliebe und Manneswürde barg; wie oft erbehte es in den sanften Klängen der Klage und Wehmuth durch die Dede und Kälte unserer Zeit, oder es tönte laut wie Sturmeswehen und Donnergeroll, wenn Kriegsgeschrei und Fanatismus, oder das Klappern des Geldsacks und Schnarren der Maschinen die Welt mit ihrem Lärm erfüllten und die Stimmen höheren Menschenthums zu ersticken drohten. Unversöhnlich im Haß gegen die Lüge, riß er der Heuchelei die Larve ab, wo er sie traf, gleichviel, ob unter der Kutte oder dem Purpur, ob unter dem besternten Frack oder dem schmutzigen Kittel. Wenn er aber emporstieg über die Berg- und Thalregion der menschlichen Leidenschaften, schwebte sein Geist auf den Schwingen des Gedankens mit der imponirenden Ruhe des Adlers über Zeit und Geschichte, in großen lichtvollen Zügen die Bahnen beschreibend, die er auf seiner geistigen Höhe erschaute. Mit dem Blick des Sehers in Vergangenheit und Zukunft forschend, erhob er seine Stimme oft zu der des Propheten, wenn es galt, das ferne Frühroth sittlicher Erlösung aus der zeitweiligen Nacht der Gegenwart zu verkünden und den kleinmü-

thig gewordenen Geist und niedergetretenen verzweifelnden Menschen aufzurichten; oder auch frächzete er, ein Unheil verkündender Rabe, wenn er das versteckte Treiben des Bösen erspähte und für Menschenwohl und Bürgerglück gefahrdrohende Wolken am Horizonte aufsteigen sah. Wie oft auch seine Mahnungen verhallten, Worten gleich des Predigers in der Wüste, so oft hat doch das Ende ihre Wahrheit dargethan, und wie Vieles wird sich noch erfüllen; wie viel edle Saat zu großen Gedanken und guten Thaten hat er aber auch ausgestreut in den Jahrgängen seines Universums, wie viel Erhebendes für Stunden banger Zweifel und Tröstliches für den Irrewerden am Walten einer höheren sittlichen Macht enthält jeder Band seines Buches! —

Deshalb haben wir uns vorgenommen, das Universum zu einem Volksbuch zu machen in des Wortes edelster Bedeutung, denn es hat die Mission, es zu werden. Von dem Quadratfuß Flächenraum, den der Mann in seinem Leben einnahm, soll sein Wort nach allen Richtungen der Windrose ausfliegen und sich in allen Herzen niederlassen, die der Erwärmung fähig sind und einen verwandten Funken spüren von der lichten Flammengluth, die dort gelodert hat. Es soll die Wahrheit allen Ohren predigen, die sich ihr nicht störrisch verschließen, soll Begeisterung für das Erhabene und Schöne, Würdigung des Rechten und Guten, gelauterte Empfindung für die Pulschläge im großen Menschenleben in jede Brust ausgießen, der noch ein Streben nach Vervollkommenung innewohnt und in der die blasirte Gleichgültigkeit, niederer Egoismus und kalter Unglaube nicht schon zu tiefe Wurzeln geschlagen und die Keime höheren Menschenthums überwuchert haben.

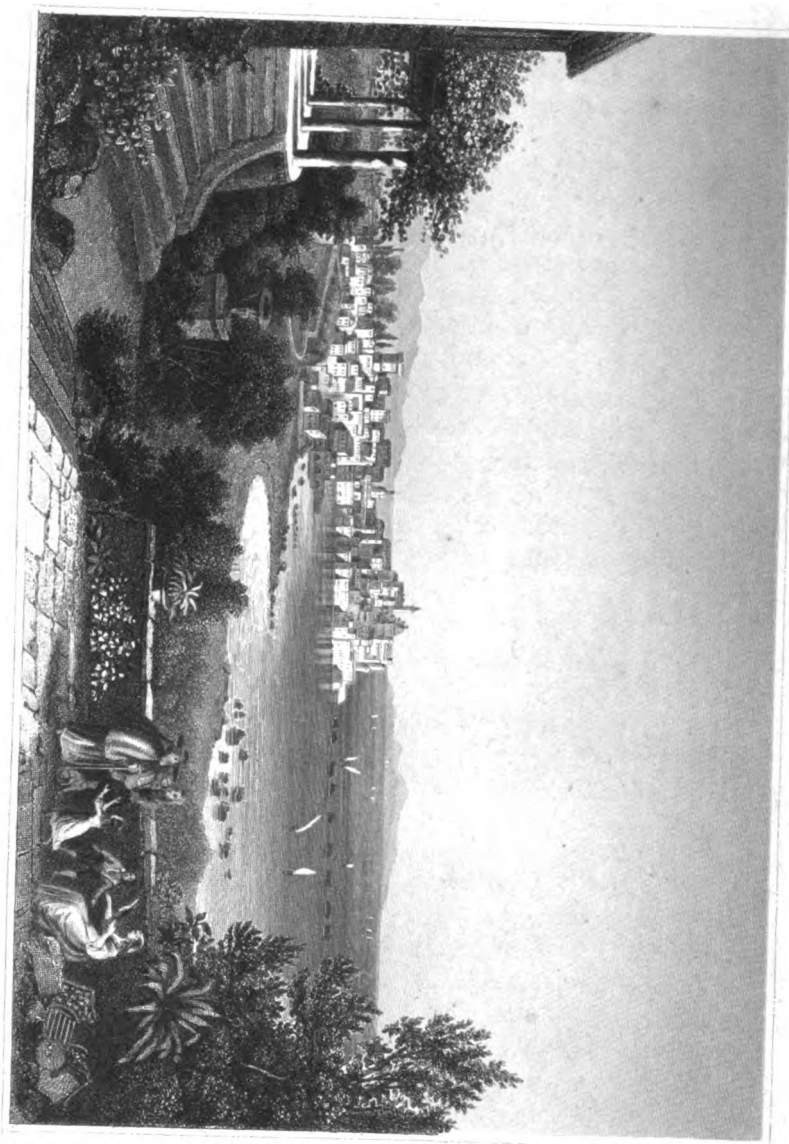
So, indem wir trachten, das Buch zum Vermächtniß des Volks zu machen, dem es und sein Verfasser angehören, glauben wir, das Andenken dieses zu ehren und in seinem Sinn zu handeln; wir hoffen es zu erreichen durch die Form, in welcher wir diese Ausgabe des Universums veranstalten. Joseph Meyer, der Volksfreund und Patriot, der große edle Mensch, redet in den folgenden Blättern; es wird ihm an aufmerksamen Zuhörern nicht fehlen.

August 1858.

**Der Herausgeber.**



# I. T. O. N. Z. O. P.







## P o z z u o l i .

In der Ewigkeit ist ein Jahrhundert wie eine Stunde, und ein Jahrtausend wie ein Tag. — Was wir Alterthum nennen, ist der Zustand von gestern, und was wir groß und erhaben heißen von Menschen und von Werken der Menschenhand: — wie Sonnenstäubchen fliegt's von dannen und andere Sonnenstäubchen ziehen ihnen nach. Aber wenn auch alle Erdengröße nur Schein ist und leerer Wahn, wenn auch im unendlichen Raume nichts absolut groß erscheinen kann, außer der Unendlichkeit selbst und außer Gott, — (denn der sichtbare Sternenhimmel wird da zum Punkte, und eine Milchstraßenbahn zu einer Spanne!) — so ist es doch in der geheimnißvollen Natur des Menschen tief begründet, daß er so gern an seinem kleinen Ich Großes sucht und in den vergänglichen Werken seiner Hände seine Apotheose feiert.

Darum wird er auch stets mit besonderem Wohlgefallen das Alterthum betrachten. Die Zeit hat hier Alles auf den Kothurn gestellt, die Jahrtausende liegen wie Vergrößerungslinsen auf Menschen und Thaten, Werken und Zuständen. Es wirkt hier eine optische Täuschung in umgekehrtem Verhältniß, deren Vortheil die Gegenwart entbehren muß.

Jene Lust an der Betrachtung und an der Bewunderung des Alten schießt die civilisirte Welt wallfahrten nach Griechenland und Italien. Rom allein ausgenommen, ist in diesem letzteren Lande keine Gegend für den Alterthumsfreund anziehender, als die um Pozzuoli, und Keiner darf sie unbefucht lassen, der sich das Bild der alten Italia vervollständigen will. Die alten Bauwerke bestehen zwar nur noch in Ruinen und viele liegen begraben im Meere: — denn bald brennend, bald stuhend arbeiten hier chaotische Kräfte an ihrer Zerstörung; was aber davon sichtbar ist, beweist, daß Das, was Sueton und Tacitus über die Größe, Pracht und Verschwendung der Römer bei den Bauten ihrer Landstige berichteten, keine Fabel sei. In den aus ihren Gräbern erstandenen Städten Pompeji und Herculaneum lernt man das häusliche Leben und den Baustyl des römischen Bürgers in der Provinz kennen; die Ruinen um Pozzuoli muß man aber sehen, um das Leben der Kaiser und der Großen der Siebenhügelstadt zu erforschen.

Von Griechen aus Samos gegründet, im zweiten punischen Kriege von den Römern unterworfen, dann zum Lieblingswohrt ihrer Vornehmen erkoren, — erwarb sich Pozzuoli in der Kaiserzeit den Beinamen:

Klein-Rom. Nach dem Falle des Reichs barbarischen Völkern preisgegeben, seines Glanzes entkleidet und von ihnen verwüftet, sank es zu einem Fischerdorfe herab. Jetzt ist es ein am Busen von Bajä anmuthig gelegenes Landstädtchen von 8000 Einwohnern, welches nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat, als die Reste der Vorzeit.

Das imposanteste Zeugniß von seiner einstigen Größe ist das Amphitheater. Es konnte über 40,000 Menschen fassen. Seine Form war jene des römischen Colosseums, ein Oval, und es war aus Quadersteinen in zwei Stockwerken erbaut, welche Säulengallerien verzierten. Jahrhunderte lang wurde von den Neapolitanern dieser Riesenbau als Steinbruch ausgebeutet. In seinem zerbrochenen Gehäuse hat jetzt der heilige Januarius eine Kapelle, der, wie die Legende erzählt, hier auf Befehl Diocletian's den wilden Thieren vorgeworfen wurde, die ihn aber verschonten, worauf er enthauptet wurde. Unterirdische Kanäle standen mit dem Lago d'Averno in Verbindung, um, wenn das Amphitheater zu den naumachischen Spielen benutzt wurde, die Arena in einen See zu verwandeln.

Ein bloßer Schutthügel bezeichnet jetzt die Stelle des einst so berühmten, mit hundert Säulen geschmückten Dianentempels. Desto besser ist der Tempel des Augustus erhalten; er dankt dies dem Umstande, daß auf dem Altar, wo die Statue des Kaisers zur Verehrung ausgestellt war, das Bild des Gekreuzigten steht. Der Tempel ist nämlich die Kathedrale von Pozzuoli geworden. Er ist ganz von Marmor aufgeführt und mit griechischen Säulen korinthischer Ordnung verziert, die ein trefflich gearbeitetes Architrav tragen. Würde dieser schöne Bau aus der besten Zeit von den Thaten des christlichen Kultus, die ihn entstellen, befreit, so würde man an ihm eines der interessantesten und vollkommensten Muster des römischen Tempelstils besitzen.

Die Ueberreste des einst so berühmten Molo von Puteoli, eines großen Werkes des Alterthums, zeigen sich noch in dreizehn, aus dem Meere hervortragenden, ungeheuern Pfeilern. Hier ankerten die Handels- und Kriegsflotten der alten Welt, und von diesem Hafendamme aus führte der Wahnsinn des Caligula jene Stunden lange Schiffbrücke über das Meer nach dem jenseitigen Bajä, um, wie Sueton berichtet, eine Prophezeiung zu widerlegen, nach welcher er so wenig Kaiser werden als über das Meer reiten würde. Der Narr ließ die Brücke pflastern und ergözte sich dann mehre Tage daran, auf derselben hin und her zu reiten, eine Lächerlichkeit, die dem Staate Millionen kostete, aber gewiß damals eben so viele Bewunderer gefunden haben wird, als die unnützen und unsinnigen Königs- und Kaiser-Spielerien späterer Zeiten, wodurch man das Vermögen betrogener Völker vergeudet.

Bajä und Puteoli glänzten einst als die ersten Kurorte der römischen Welt. Luxus und Verschwendung waren in einer kaum faßlichen Größe dort entfaltet. Die von Julius Cäsar, Pompejus, Marius, von

Rufull, Cicero, den Kaisern und fast allen Großen Roms unter dem bescheidenen Namen von Villen erbauten Paläste enthielten Alles, was die Phantasie für üppigen Lebensgenuß erdenken mag. Schon zu Horazens Zeit war der Raum der Landschaft zu enge geworden, um alle die prächtigen Landstöße zu fassen.

Das umlaufende Glück führte diese Herrlichkeit weg; nur Trümmer verkündigen sie noch, Säulenschäfte und Marmorblöcke, die aus dem wüsten Gesträuch dich anschauen, Mauerreste, an welche Sturm und Wogen seit anderthalb Jahrtausenden zürnend schlagen. Am Meere, wo die üppigsten Gärten in voller Pracht dufteten, haucht jetzt die Malaria aus weiten Sümpfen den Tod, und Tempel- und Thermen-Reste blicken dich an wie ungeheuerer Sarkophage einer vergangenen Welt. Die verwesende Gestalt eines Merkurtempels läßt einen Bau, ähnlich dem des römischen Pantheons, erkennen; von dem der Diana Lucifera steht noch ein Theil der Cella, und das berühmte Haus der Venus, mit seinen duftenden Gärten und seinen umarmenden, weichen Priesterinnen, ruht, mit Dornen überwachsen, im Staube.

Etwas landeinwärts ziehen die Reste eines Herkulestempels ihren leichten Umriss auf die Bläue des Himmels, und ein altes Gemäuer, nicht fern davon, ist das Grabmal der Agrippina. Nero, der Tyrann, ließ sie, seine Mutter, hier ermorden. Der Besuch hat dieses Schauergrabmal mit seiner Asche hoch eingeschnitten, und dichtbelaubte Bäume suchen es zu vergittern. Die Natur ist schämiger, als die Menschen.

Nordwestwärts von Pozzuoli, nach dem Vorgebirge von Miseno zu, geht der Pfad fortwährend über Schutthäufen und Trümmer, bis man zur Piscina mirabilis gelangt, einem unterirdischen Bau, der alles früher Gesehene an Kühnheit übertrifft. Man steigt zu ihm auf 40 Stufen hinab. Er enthält 5 Reihen hoher Zellen, die auf 48 Pfeilern ruhen. Die Tradition macht dieses Werk zu einem Fischbehälter des Rufull; wahrscheinlicher aber war es ein Bad. — Näher dem Meere liegt der Cirkus des Nero, Mauerreste von gewaltiger Dicke und Umfang. Hier wurden die Reiterspiele gehalten, bei welchen Menschenblut in Strömen floß, um die unmenschlichsten Gefühle zu ergößen. Auf dem misenischen Kap selbst ragen weitläufige Trümmer: sie gehören zu den Palästen des Nero und Rufull; in dem letztern starb der grausame Liber. Mit Grauen sieht man auf diese Wohnungen, wo die Peiniger der Völker Wollüste trieben und alles Schändliche und Schreckliche thaten. Wie viel Seufzer und Thränen zählen diese Stätten, wie viel unschuldige und edle Menschen mögen hier verhöhnt, zertreten, durchbohrt worden sein! — — Stille, stille! diese Trophonihöhlen des gekrönten Lasters schließe der Gedanke nicht auf. —

Zwischen dem Vorgebirge von Miseno und Pozzuoli stehen die Ruinen eines zweiten Palastes des Nero auf hohem Uferrande, und unter demselben sind die bei den Alten so berühmten warmen Bäder — noch jetzt

theilweise zugänglich und deren Heilkraft von Pandsleuten noch immer versucht. Ihr Eingang ist, stollenartig, unter einer hohen Felswand. Ein langer, ausgewölbter, schlüpfriger Gang führt zu einem in den Fels gehöhlten, zirkelrunden Becken von 6 bis 10 Fuß Tiefe und 60 Fuß Umfang, in welchem das Wasser eine Wärme von 70 Grad Reaumur hat, den Kochpunkt also nicht ganz erreicht. Der heiße Dampf füllt schon von fern alle Räume, und verbunden mit der Wärme des Felsens selbst setzt er den Besucher schnell in den stärksten Schweiß. Man bemerkt viele Seitengänge, welche wahrscheinlich in andere Dunsbäder führen; aber Niemand wagt sie zu betreten, denn das Mauerwerk derselben ist größtentheils eingestürzt.

Fort aus diesen dunkeln, unheimlichen Badehöhlen! fort aus dem Staube der Tyrannenherrslichkeit und hinauf auf Wiseno's Felszunge, hinauf zum labenden Ausblick in die große Natur! Schmal und von der Brandung vielfältig ausgezackt tritt das Vorgebirge weit in's Meer hinaus, und auf seinem Scheitel grünt's und blüht's beständig; denn dieser Fels, wie die ganze Gegend, ist vom unterirdischen Feuer erwärmt, und wenn der kurze Winter Neapels die fernern Höhen weiß kleidet, bleibt hier kein Schneeflöckchen liegen. Der Blick beherrscht beide Meerbusen mit ihren Inseln, die Küste von Gaeta bis Sorrent, den Vesuv, und an hellen Tagen bringt er bis zur Küste Siciliens. Rückwärts aber öffnet sich der Garten Italiens, die Campagna Felice, überragt von den blauen Gipfeln der Apenninen. — Wenn eine glücklich gewählte Stunde Naturschauspiele und Beleuchtungs-scenen schenkt, wie bei Gewitter, Morgen- und Abenddämmerungen; oder eine Mondscheinnacht, wo der silberne Ocean geisterhaft aus der Tiefe herausblickt, während der ferne Vesuv seine dunkelrothe Leuchte aufsteckt, indeß die Trümmer der alten Welt ihre Riesenschatten auf die Landschaft werfen; oder wenn der Vesuv tobt, ein Sturm unter der Erde rollt, die alten Todtenurnen einfallen und die aufgerüttelte Phantasie wandelnde Geister ziehen sieht: — dann gewährt dieser Standpunkt eine Erinnerung, deren Bild keine Zukunft verwischt. Das Schönste aber gibt ein lichter Frühmorgen, wenn noch die Sternbilder des Himmels scheinen, die goldenen Wolkengebirge im Osten lagern und auf den Wellen unten zitterndes Glockenspiel ertönt: — und dann mag ein Blick auf die Trümmer der Vergangenheit fallen und der Gedanke trösten: Die alte Welt mit ihrer Größe und ihrer Qual liegt im Grabe. Allmächtiger, habe Dank! sie erhebt nicht wieder!





Die Kirche der Hl. Maria in der Stadt  
Königsberg, im Jahre 1810.

Verl. d. Kunst- und Buchh. in Königsberg.

Verlag d. Verleger.





## Bacharach am Rhein.

Ein Gedenkblatt meiner ersten Rheinfahrt! Es war vor fünf und vierzig Jahren. Damals brausten noch keine Dampfer auf dem prächtigen Strome; es wiegten sich noch nicht die Schaaren fremder Touristen allsommerlich auf seinem Busen, es standen die großen Hotels für Comfort und Genuß noch nicht an seinen Ufern, noch lagen alle seine Burgen in Trümmern und selbst auf dem königlichen Rheinstein horsteten Falke und Uhu ungestört: das Leben auf dem Rhein, jetzt ein Treiben und Jaggen, war ruhig und gemüthlich; — die Menschen hatten noch Zeit zu schauen und zu genießen. Einmal allwöchentlich nahm das Kölner Marktschiff in Mainz die Handelsleute und Reisenden sammt Waaren und Gepäck in seinem Bauche auf, jeden Abend warf es seinen Anker aus, auszuruhen für die Nacht, und Schiffer und Passagier waren beide zufrieden, wenn sie am vierten oder fünften Tage ihr Ziel erreichten. An kleinen Abenteuern fehlte es auf einer solchen Reise fast niemals. Das „Vingerloch“ hatte seine Schrecken noch nicht verloren, und „Hatto's Mausesturm“ machte, umtobt von der Brandung, eine respektablere Figur, als jetzt in dem stillen Gewässer. Ich sehe es noch, wie sich mehrere Frauen der bunten Reisegesellschaft, als wir Rüdesheim passirten, ängstlich um einen Kapuziner scharten, der andächtig seinen Rosenkranz betete, als wolle er den zürnenden Geist des Stromes beschwören, dessen Wogen man schon aus weiter Ferne schäumend über das schwarze Felsriff stürzen sah, welches damals den Rhein in seiner ganzen Breite dämmte. Je näher das Schiff demselben kam, je mächtiger wurde das Sieden und Brausen des Stroms. Sein Brüllen wiederhallte in den nahen Bergen. Unruhig trat der Kapitän an das Steuer. Vorsichtig wurde das breite Segel eingezogen, und in langsamerem Takt schlugen die Ruder, während man behutsam der engen Spalte des Fahrwassers zulenkte. Als man an den Eingang des Felssthors gekommen war, warf sich die Brandung mit Wuth über das Deck des Fahrzeugs. Die Spitze desselben tauchte tief in den kochenden Abgrund und die Fluth bedeckte für einen Augenblick Steuer und Steuermann; ein Stoß erfolgte, begleitet vom lauten Aufschrei der geängstigten Frauen; doch der Schreck war größer als die Gefahr, das festgefügte Schiff blieb unbeschädigt, und die kluge Führung der Ruderleute brachte es in wenigen Sekunden unverfehrt durch die schmale Oeffnung des Felsriffs. Ein freudiges Hurrah der Mannschaft verkündete, daß die Gefahr vorüber war, und sorglos lachten wir des überstandenen Schreckens und höhnten die ohnmächtige Wuth des Stroms, der in den letzten Wogen der Brandung noch die ganze Gesellschaft mit seinem Schaum benetzte. Es ging freilich nicht immer so glatt ab damals. Schon auf der Bergfahrt zurück wurde das

Marktschiff an der nämlichen gefährlichen Stelle auf eine Klippe getrieben, es bekam einen Leck und mußte Güter und Menschen am anderen Ufer aussetzen. Solche Unfälle verzögerten die Reise oft mehrere Tage.

Verklungen ist diese Zeit. Wo das einsame Marktschiff auf dem Rheine langsam fortzog, tragen jetzt die hochbordigen Dampfer die Schaa-  
ren von fröhlichen Menschen aus allem Volk auf dem herrlichen Strom wie in beständigem Triumphzug. Jede Zeit hat ihre Berechtigung. Vor einem halben Jahrhundert entzückte der stille, gemüthliche Genuß; jetzt rauscht die gesellige Freude auf Fanfaren dahin. Das herrliche Land war immer das nämliche — nur dem Leben gab die Zeit neue Formen, und es ist unsere eigene Schuld, wenn wir Alten ihnen fremd geworden und uns einsam fühlen in dem Kreise der sprühenden, jugendlichen Lust. Das Alter macht nur alt, wenn es sich der Gegenwart entfremdet.

Bacharach — das Ara Bacchi der Römer — liegt auf der linken Rheinseite zwischen Bingen und Koblenz, so recht in der Mitte der schönsten Partie des Stromthals. Hüben und drüben Herrlichkeit und Schönheit in unerschöpflicher Fülle; hüben und drüben Nebengelände, Felsufer und Waldungen, hochragende Burgen und stille Dörfer, Klöster und Kapellen, Schlösser und Villen, schattende Nußbäume und kletternder Epheu, und auf dem Gewässer unten das ewig wechselnde Leben: Schiffe und Boote, Dampfer und Flosse mit ihren Kontrasten in Beweglichkeit und Schnelligkeit.

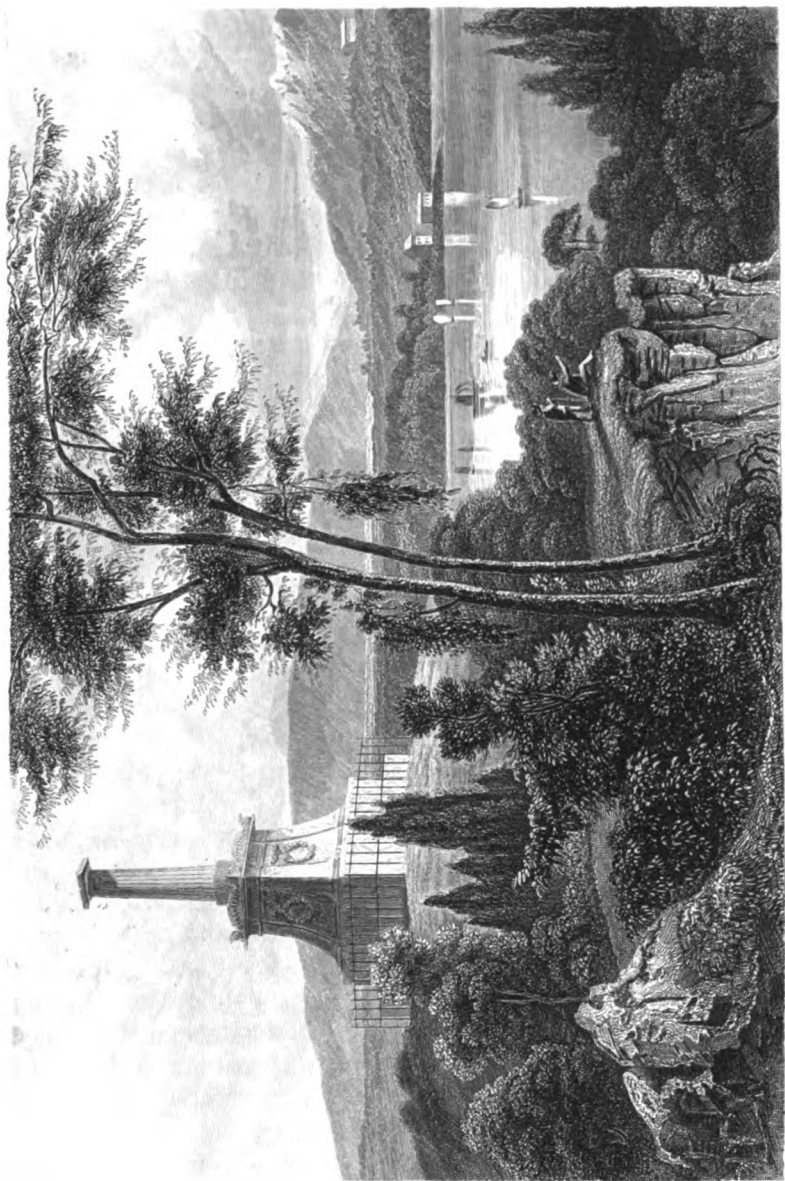
Bacharach selbst steht mit seinen Ruinen, Mauern und Warten wie ein Wächter uralter Zeit am Strome. Im Städtchen ist nichts Großes und Herrliches, was sich nicht an die Vergangenheit knüpfte oder ihr angehörte. Kein einziges neues Bauwerk ist vorhanden, was die Aufmerksamkeit gewinnen kann; was sie fesselt, sind die Kirchen, die öffentlichen Gebäude, die Thürme, die Thore, die Mauern, die vielen unter Weinreben und Obsthainen versteckten Trümmer, alle einer Zeit angehörend, die aus dem Mittelalter bis zu den Cäsaren hinan reicht. Sie sind die Hieroglyphen, welche die Schicksale des Rheinlandes erzählen — die Kriegs- und Eroberungszüge, deren Beute sie wurden, von den Völkern, welche da gewohnt, gestritten, geblutet, verheert und verwüstet haben, von den Reichen, die dort geblüht und untergegangen, von den Göttern, die dort eingezogen und geflohen, von den Glaubensformen, welche da entstanden und verschwanden, um anderen Platz zu machen. Für die Geschichte des rheinländischen Christenthums namentlich hat Bacharach eine Reihe merkwürdiger Monumente aufzuweisen und mehrere derselben repräsentiren die verschiedenen Epochen der Kirchenbaukunst in der würdigsten Art. So die Ruine einer Kirche vor der Stadt, die Trümmer des Werner-Kirchleins, der Thurm der Hauptkirche und der Tempelherrenhof.

Erstere liegt auf einer kleinen Anhöhe in einem Haine von Nußbäumen. Sie ist eine der ältesten christlichen Verehrungsstätten des Rhein-

lands und wahrscheinlich steht sie auf der Substruktion eines römischen Tempels. Man kann sich nichts Friedlicheres, Stilleres, Eigenthümlicheres vorstellen, als dieses verfallene kleine Gotteshaus. An den geborstenen Pfeilern der eingestürzten Kreuzgewölbe und Fensterbogen rankt armdicker Epheu, durch die schmalen Fensteröffnungen schaut das junge Rußlaub, und die schlanken Birken und Hollunderbüsche mit ihren weißen Blüthendolden schaukeln sich von den Zinnen der Giebel in den Lüften. Von einer Steinbank vor der Ruine fällt der Blick hinunter in das herrliche Thal und auf den majestätischen Strom mit seinen Segeln und Wimpeln. — Noch schöner ist das im Innern der Stadt gelegene Werner-Kirchlein — eine Ruine an einem öden Friedhofe, überschattet von einer imposanten Felsmasse, auf der das graue Gemäuer eines Römerkastells steht. Die gothische Baukunst konnte nichts Zierlicheres, Anmuthigeres hervorbringen, als diese Kirche. Noch sind die Giebel und eine Seitenwand hinlänglich erhalten, um die Harmonie der Verhältnisse und Ornamente daran zu erkennen. Die Wolken ziehen frei über den grasbewachsenen Boden, in den Klüften zertrümmerter Grabsteine wuchert Unkraut, wilder Wein kleidet die zierlichen Spitzsäulen in grüne und rothe Farben. Ob schon dieser Bau Jahrhunderte an sich vorüber gehen sah, und Wetter und Stürme viele Menschenalter hindurch an ihm genagt haben, sind die Ornamente doch so scharf, frisch und fest, als wenn sie erst gestern aus der Hand des Steinmeßers hervorgegangen wären. — Sehenswerth sind auch die einstige Wohnung der streitfrohen Ritter der Kirche des heiligen Grabes — der Tempelherren, — und der Thurm der Stadtkirche mit ihren noch an die romanische Periode erinnernden Rundbogen-Fenstern und uralten Grabmonumenten. „Hier ist Dasselbe“ — bemerkt Mendelssohn in seinen Rheinthalbildern, „was uns in Italien so mächtig ergreift: eine große Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Denkmäler, aus deren Bildung oder Zerstörung die verschiedenen Perioden einer großen Vergangenheit zu uns sprechen. Ja, mir ist es mehr als Italien; denn es ist mein Land, es ist Deutschland, dessen Leben sich in jeder Mauerzinne, in jeder Fensterrose dieser kleinen Trümmerwelt wieder spiegelt.“ — Wer wollte über die Pietät, die sich in diesen Worten ausdrückt, lächeln? Was bleibt denn dem Menschen, wenn er sein Herz den Gefühlen entfremdet, die in solchen Reflexen des Gedankens ihre Aeußerung finden, übrig? Wohl wird jetzt ihre Ausrottung an tausend Orten gepredigt; besser, zufriedener, glücklicher aber sind die Menschen dadurch nicht geworden. —

## Das Rosciuszo-Denkmal zu Westpoint.

Ich bin ein Kezer vor manchem Gnadenbilde und Reliquienkasten, ich bin ein Profaner bei dem Festmahl der Adepten, mich dünkt manchmal die heilige Salbe für die Häupter von Gefrönten ranzig und vor dem Canon der Autorität in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst ist mein Respekt nicht groß; — ich spotte der Tyrannin Meinung, welche, wie die Mode, Schnitt und Farbe mit jedem Tage wechselt; ich verachte den Wetterhahn Volk — jenes Lumpenvolk nämlich, das den Götzen, welchen es heute anbetet, morgen in die Gasse wirft und mit Füßen tritt, und mit bitterer Ironie blicke ich in die eigene Seele voller Widersprüche, auf den Geist, der, wie ein Adler mit gelähmten Flügeln, sehnstüchtig den Blick nach der Sonne wendet, und bei jedem Versuche, den Flug hinan zu richten, zur Erde niederflattert. Nur Eins kann mich erheben und nur das Eine kann mir Ehrfurcht abnöthigen: die Betrachtung der Natur und großer Menschen. Wenn ich die Runen der Erdgeschichte lese in jeder Handvoll Kiesel, die ich auftraffe vom Pfade meines Gartens; wenn der bewaffnete Blick, bringend in die Tiefen des Weltraums, die Seele mit den Schauern der Ewigkeit, der Unendlichkeit, der Allmacht und der Allgesetzmäßigkeit übergießt, so fühle ich mich leicht unter meiner Erdenlast, und obschon vor der Fackel der Geschichte die Fabeln der Kindheit von verlorenen Paradiesen und untergegangenen goldenen Zeitaltern längst verschwunden sind, so richtet sich doch mein Auge immer dankbar und ehrerbietig empor zu den Marksteinen und Wegsäulen, die aus dem Grase der Menschensteppe ragen. — Seht hin! Dort steht der Gründer eines tausendjährigen Weltreichs, hier die höhere Gestalt eines Apostels der Wahrheit und der Tugend; dort ein Lehrer der Menschen für Jahrhunderte; da ein Entdecker im Gebiete des Geistes, oder ein Held, der für die höchsten Güter der Menschheit sich geopfert; da ein Engel, welcher sich aus den Flammen des Scheiterhaufens aufschwingt; dort ein Gekreuzigter, der Vergebung erfleht für seine Feinde vom Allerbarmen! Unvergängliche Namen verklären die Felsen der Thermopylen, und du kannst Andacht halten auf der Schädelstätte zu Praga und St. Jakob, auf den Gräbern von Bunkerhill und Sempach. Die größten Heiligen haben keine Kenotaphe, die ehrwürdigsten Thaten sind nicht in Erz gegraben. Doch obschon wir in manchen Denkmälern ein überflüssiges und kindisches Spiel der Eitelkeit sehen, so wird doch Niemand gleichgültig vorübergehen an Erinnerungsmalen, welche uns Menschen in's Gedächtniß zurückrufen, die wir verehren und die uns bei allem tüchtigen Streben als Stab oder als Vorbilder dienen. Der Gedanke: an dieser



**DAS KOSCIUSZKO - DENKMAL**  
 IN WEST-POINT AM HUDSON

Ans. 4. November 4. Bildt. hier in Hildesheim.

Engelmann's Verlag



Stelle ist ein großer Mensch gestorben; hier wandelte sein Fuß, hier hat er Pläne gemacht für die Veredelung seines Geschlechts; da wurden die Leuchten der Menschheit, die großen Ideen, Entdeckungen und Erfindungen des Fortschrittes geboren; hier stritten Helden, hier weilten Menschen mit gewaltigem Geist, welche Völker beglückten durch Lehre und Leben; hier haben die Größten, Besten, Liebenswürdigen des Geschlechts gelebt: — dieser Gedanke hat allemal Etwas, was unser Herz erhebt und unsern Geist kräftigt.

Am Rheine der neuen Welt — am Hudson, — eine halbe Tagesreise von New-York, bei Westpoint, auf einem als Vorland in den Strom hinaustretenden Hügel und inmitten einer Parkanlage, steht ein einfaches Denkmal. Düstere Cypressen schatten im Hintergrunde, und einige Trauereschen und Thänenweiden neigen ihre Zweige herab. Ein schmaler Kiespfad führt durch Blumengebüsch und über Grasplätze hin zu dem stillen Plätzchen. Auf dem Steine ist zu lesen: „Kosciuszko, dem Helden zweier Welten.“ —

Kosciuszko! Wer könnte an dieser Stelle das Wort aussprechen ohne Empfindungen der Ehrfurcht? Hier hat er gestritten, hier hat er als Sieger gestanden neben Washington und Lafayette, hier sahen die drei Männer die Sonne der Freiheit aufgehen über die junge Welt, die nämliche Sonne, die des Helden brechender Blick später untergehen sah über seinem unglücklichen Vaterlande.

Daß dies möglich gewesen! Wie konnte der herrlichste Kampf im Angesichte der gesitteten Welt so entsetzlich endigen? Wie durfte so Großes so schmachlich untergehen? — Doch Polens Geschichte ist noch nicht aus. Es kommt ein Tag, da ruft die jauchzende Welt: „Gerechter Gott!“

Was soll ich über Kosciuszko sagen? — Bis zum Höchsten, was die Menschheit ehrt und die Geschichte preist, hat die Schlange der Verleumdung sich kriechend und schleichend hinaufgewunden, um es mit ihrem Gift zu bespritzen. Ich nenne unter tausend Zeugen Demosthenes und Scipio, Seneca und Socrates, Washington und Bolivar. Kosciuszko's makellose Tugend allein hat selbst die Bosheit entwaffnet; sie nahm der Verleumdung ihren Stachel. „Man muß ihn hassen und — bewundern“, sagten von ihm seine Feinde. — Wenn ich ihm den Kopf abschlagen lassen würde, müßte ich ihm eine Ehrensäule setzen“, antwortete der Czar, als man ihm rieth, lieber dem gefangenen Feldherrn als Rebellen den Prozeß zu machen, als ihn in Freiheit zu setzen.

Kosciuszko erhielt seine militärische Erziehung in Frankreich. Als der Kampf der Nordamerikaner gegen den Despotismus des Königthums losbrach, war er polnischer Hauptmann. Sein für das Große und Hohe em-

pfänglichlicher Sinn ließ ihn nicht ruhen. Er forderte und erhielt den Abschied, eilte nach Boston und stellte sich zum Kampfe für die Menschenrechte dem großen Washington zur Verfügung. Der junge Pole wurde der Adjutant des Feldherrn. Er focht mit Auszeichnung in allen Schlachten. Seine Tapferkeit, seine Kenntnisse, die Hoheit seines Charakters erwarben ihm Washingtons und Lafayette's Freundschaft; Franklin beehrte ihn mit seinem Umgang; die Generale und Staatsmänner Nordamerika's überhäufte ihn mit den Zeichen ihrer Hochachtung. — Kosciuszko und Lafayette waren die einzigen Europäer, denen der Kongreß den Dank der befreiten Nation votirte und die er mit dem Cincinnatiorden schmückte.

Nach dem vollständigen Triumph der Volksfreiheit in der neuen Welt in sein Vaterland zurückgekehrt, trat er dort bald an die Spitze jener Männer, die das von der Habgier der zum Untergange Polens verschworenen Fürsten zerrissene und niedergetretene Vaterland wieder aufzurichten strebten. Bei der Neubildung der polnischen Nationalarmee 1789 gab ihm der Reichstag das Kommando einer Brigade. Er erklärte sich für eine freie Verfassung und sprach sich kühn für die Aufnahme des großen Kampfes gegen die Uebermacht der nach einer letzten Theilung Polens lüsternen Nachbarn aus. In den Feldzügen von 1791 und 1792 bedeckte er sich mit Ruhm. Mit 4000 Mann polnischer Landwehr widerstand er 20 Stunden lang dem Angriff einer Kolonne von 16,000 Mann russischer Kerntruppen bei Dubienka und glücklich führte er sein auf die Hälfte geschmolzenes Häuflein der Hauptarmee zu. Diese That schuf eine große Meinung von seinem Feldherrntalente. Kosciuszko sollte an die Spitze des Heeres gestellt werden; doch der schwache König Stanislaus verlor plötzlich den Muth zum längeren Widerstande gegen die feindliche Uebermacht, und in einer bedrängnißvollen Stunde unterwarf er sich dem Willen der Kaiserin Katharina. Kosciuszko, unfähig, die Schmach des Vaterlandes zu ertragen, legte hierauf seine Würden und Aemter nieder und suchte in der Nähe von Leipzig ein stilles Asyl. Das war im Jahre 1792. Die Freiheit feierte damals in Frankreich ihren Triumph gegen das verbündete Europa; der Konvent dekretirte Kosciuszko das französische Ehrenbürgerrecht; er lud ihn ein, die Nation als ihren Gast zu ehren. Aber Kosciuszko, unfähig jedes andern Gefühls als dem des Schmerzes über die Erniedrigung Polens, auf welchem die russische Faust schwerer ruhte, als die Hand des Herrn auf den Sklaven, dankte und lehnte ab. Später sammelten sich einige Männer aus den edelsten Geschlechtern um Kosciuszko, und den Beratungen derselben zur Rettung Polens entsprang jener Plan, welcher mit Hülfe eines Volksaufstandes die Russen aus dem Lande werfen und den Tobekampf um Freiheit und Unabhängigkeit aufnehmen wollte. Die Vorbereitungen geschahen von den Verbündeten in der Stille des treuewahrten Geheimnisses. Noch bestand ein Königreich Polen dem Namen nach; freilich nur ein leerer Schatten. Als aber ein petersburger Ufas

befahl, das polnische Heer dem russischen einzuverleiben, und jenes in das Innere Rußlands abgeführt werden sollte: da brach, von den entrüsteten Volksleidenschaften aufgestachelt, der Aufstand vor der Zeit los. Alles griff zu den Waffen und Kosciuszko wurde zum Oberfeldherrn berufen. Die russischen Besatzungen wurden aus Krakau, Warschau und vielen andern Städten des Landes verjagt, und zogen sich in die festen Plätze zurück. Kosciuszko erließ nun einen Aufruf an die Nation, hielt ihr die ganze Kühnheit und Größe ihrer Aufgabe vor, und zeigte, mit der Begeisterung eines Helden und Apostels, auf den Kampf hin, in welchem jeder Pole Leben und Habe dem Vaterlande willig zum Opfer zu bringen habe, wenn es aus solchem Streite als Sieger hervorgehen wolle. Der Aufruf wirkte. Die Kleinmüthigen flohen aus dem Lande; die Festen und Braven griffen zum Schwert, die Bauern zur Sense. Ganz Großpolen stand auf in wenig Tagen und jagte die meisten preussischen Besatzungen fort. In den durch Rußland abgerissenen Provinzen erhob sich ebenfalls die Fahne der Empörung. Ueberall bildeten sich Heerhaufen unter bewährten Führern, oder Freischaaren, welche die Kommunikationen der feindlichen Truppen unterbrachen, die Zufuhren auffingen und ihre Eskorten aufhoben oder niedermachten. Aber ein Zusammenwirken aller Kräfte war in der kurzen Zeit, welche Kosciuszko zum Organisiren übrig hatte, nicht zu ermöglichen. Preussische, österreichische und russische Heersäulen drängten von allen Seiten heran. Kosciuszko hatte in wenigen Wochen ein Heer von 20,000 alten geübten Truppen und 50,000 Mann Landsturm gesammelt. Es galt, mit diesen gegen vier feindliche Armeen, alles kriegsgewohnte Kerntruppen, die zusammen 170,000 Mann mit 600 Kanonen zählten, zu operiren. Seine größte Macht war das Vertrauen auf sich selbst und auf Gott; seine stärksten Waffen waren sein Heldenmuth, das Vertrauen seiner Mitbürger und die Hingebung seiner Truppen. Die ältesten Generale, mit denen er früher gedient hatte, ordneten sich seinen Befehlen gehorsam unter; ergraute Legislatoren dienten in seiner Umgebung; die jungen Söhne der Fürsten und Magnaten einigten sich zu Schwadronen, stolz darauf, die Befehle Kosciuszko's zu den härtesten Leistungen und gewagtesten Unternehmungen auszuführen. Der Neffe des Königs selber, einst sein General, blieb, seines Winkes gewärtig, als Adjutant an seiner Seite. Keine Nation hat je schönere Tage der Hingebung für ihre Freiheit und Selbstständigkeit gesehen, als damals Polen. Kosciuszko war nicht bloß Feldherr: ausgerüstet vom Reichstage mit unumschränkter Gewalt führte er, zugleich mit dem Schwerte, die Zügel in allen Zweigen der Verwaltung, überall Ordnung schaffend, die Ausgaben regelnd, Verschleuderungen und Veruntreuungen hemmend und hindernd und neue Hülfsmittel erforschend, wenn die alten versiegten. Im Kriege ein Cäsar, vereinigte er den Rechtsinn eines Aristides mit der Bürgertugend und Charaktergröße eines Washington und der Staatsweisheit

eines Sully. Manche Woche kam kein Schlaf in seine Augen. Seine Ausdauer schien mehr als die eines Menschen. Aus dem Staatsrath eilte er auf's Schlachtfeld; von der Rednerbühne in den Kriegsrath, aus der Kanzlei in die Laufgräben. Bald diktirte er einen Feldzugsplan, bald einen Gesetzentwurf für das Wohl des Volks und Reichs. Er hob die Reib-eigenschaft auf, reformirte die Gerichtsverfassung, setzte einen Nationalrath ein und bahnte tausend Reformen und Verbesserungen zur Beglückung des Vaterlandes den Weg, während die Kanonen der Schlachten die Erde dröh-nen machten. Ein Cincinnatus, größer als der des Alterthums, war er zugleich Bürger und Gesetzgeber, Staatsmann und Feldherr, Regent und Soldat, Unterthan und Diktator. Den schwachen Stanislaus behandelte er mit Achtung, seine Umgebung, den Hof, mit Schonung. Die militä-rischen Kräfte Polens durch sein Genie vervielfältigend, erschien Kosciuszko selbst den Feinden wie ein Halbgott. Der König von Preußen bekannte offen, er sey unüberwindlich. Doch von der Seelengröße des Mannes hatte auch er keine Ahnung; denn er machte ihm glänzende Anerbietungen.

Der Krieg rasete durch das unglückliche Land. Es half nichts, daß der Sieg dem polnischen Oberfeldherrn von Schlachtfeld zu Schlachtfeld folgte. Immer neue Heersäulen zogen auf Befehl der Kaiserin Katharina aus ihrem weiten Reiche gegen Polens Grenzen; Preußen drängte von Westen her, Oesterreich von Süden. Gegen so viele Feinde hielten Polens Kräfte nicht aus. Kosciuszko, genöthigt, gegen alle Front zu machen, mußte sein Heer theilen, und die Unterbefehlshaber der einzelnen Corps unterlagen bald da, bald dort. Als die Polen unter Sierakowsky im September 1794 in der zweitägigen Schlacht bei Brzec in Litthauen durch die russische Uebermacht überwunden waren, drang Suworow mit sei-nem Heere unaufhaltsam gegen das Herz des Reichs vor, — Alles vor sich niederwerfend, was ihn aufhalten wollte. Mit Mühe hatte Kosciuszko noch ein Heer von 21,000 Mann, meistens Landwehr, bei Warschau ge-sammelt. Kühn ging er mit demselben den Russen entgegen, nicht rech-nend mit der Uebersahl der Feinde, deren Muth gehoben wurde durch das Vertrauen, das so viele Siege und Suworows Ruhm einflößten. 12 Meilen von Warschau, bei dem Städtchen Macziewice, trafen die beiden Heere auf einander. Es war am 10. Oktober. 80,000 Mann waren die Rus-sen stark; 20,000 zählten die Polen. Dreimal stürmten die Russen gegen die polnische Fronte an; dreimal wurden von den Kartätschen ihre Kolon-nen gelichtet und ihre Reihen niedergestoßen von den polnischen Bayonnet-ten. Die Bataillone der Polen standen wie eiserne Mauern: vor ihnen thürmten die Leichen der Russen sich zu Wällen auf. Da rief Suworow die Reserven herbei und selbst stürmte er nun zum vierten Male mit ver-doppelter Zahl. Die Wucht des Anpralls war so ungeheuer, daß die Linien der Polen durchbrochen, nicht zurückgedrängt wurden. Es entspann sich ein Kampf Mann gegen Mann, oder vielmehr Vier gegen Einen. Ver-

geblieh waren Wunder der Tapferkeit, vergeblich fielen 10,000 Russen; die polnischen Haufen schmolzen zusammen, die meisten Generale und Offiziere waren todt oder verwundet; aber hoch zu Roß kämpfte noch Kosciuszko im dichtesten Getümmel, seine Tapfern durch sein Beispiel entflammend, durch seinen Zuruf anfeuernd. Schon blutete der Held aus 5 Wunden und noch bligte sein Degen: da traf ihn eine Kugel in die Brust: — Nacht umflorte seinen Blick und mit dem Schmerzensruf: „Finis Poloniae!“ sank er bewußtlos vom Pferde. Er wurde, noch athmend, aus einem Haufen Leichen hervorgezogen und als russischer Gefangener fortgeschleppt. Polen war verloren. Sumorow erstürmte Praga und schändete seinen Sieg durch unmenschliche Grausamkeit gegen die Ueberwundenen. Warschau unterwarf sich am 9. November. Die Preußen drangen durch Großpolen vor; das österreichische Heer bis Lublin. Das übrige Land besetzten die Russen. Die dritte Theilung des Reichs vollendete die schwärzeste That der neueren Geschichte, und die Meinung der Welt brandmarkte sie als ein Verbrechen, das nach Sühne zum Himmel schreit. Polen, als Staat, hatte aufgehört zu seyn.

Das Verfahren gegen den gefangenen Helden und seine Leidensgefährten war einer Katharina würdig. Das unedle Weib, berauscht vom Siege, ließ sie in die Kerker werfen. Erst nach der Kaiserin Tode öffneten sie sich. Kaiser Paul I. gab die Männer frei. Er ließ Kosciuszko vor sich führen und überreichte ihm seinen Degen; aber der Held antwortete: „Czar, ich brauche ihn nicht, denn ich habe kein Vaterland mehr“. Niemals hat er wieder eine Waffe getragen. Paul, überwältigt von so viel Seelengröße, beschenkte Kosciuszko, der auch sein Vermögen auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hatte, mit großen Gütern; aber auch diese wies der Cincinnatus mit den Worten zurück: „ich habe genug, mir Rüben zu bauen, und mehr bedarf ich nicht“. Kosciuszko ging in Begleitung eines Freundes Niemcewicz nach Frankreich und England, wo ihn eine Botschaft des nordamerikanischen Kongresses überraschte, der ihn als Ehrengast einlud. Er folgte dem Rufe und wurde von dem freien Volke wie ein König empfangen. Alle Parteien suchten einen Wettstreit darin, ihm ihre Verehrung auszudrücken. Der Kongreß votirte ihm einen Jahrgehalt und bot ihm denselben mit so viel Zartfönn an, daß ihn Kosciuszko nicht ausschlagen konnte. Seine Landsleute schickten ihm den Säbel Sobieski's; — er rührte ihn nicht an. Der Held der Freiheit wollte nur für die Freiheit seines Vaterlandes kämpfen. Als Napoleon aus den Polen im Feldzuge von 1807 ein Werkzeug gegen Rußland schmieden wollte, und denselben Wiederherstellung des Reichs und eine Verfassung versprach, warnte Kosciuszko seine Landsleute vor den trügerischen Lockungen. Vergeblich. Die Polen erhoben sich unter Dombrowsky und sie sandten eine Deputation ab, um Kosciuszko an die Spitze des Heeres zu berufen; er antwortete: er wolle nicht die fremde Lüge mit seinem Degenknopf besiegeln, und

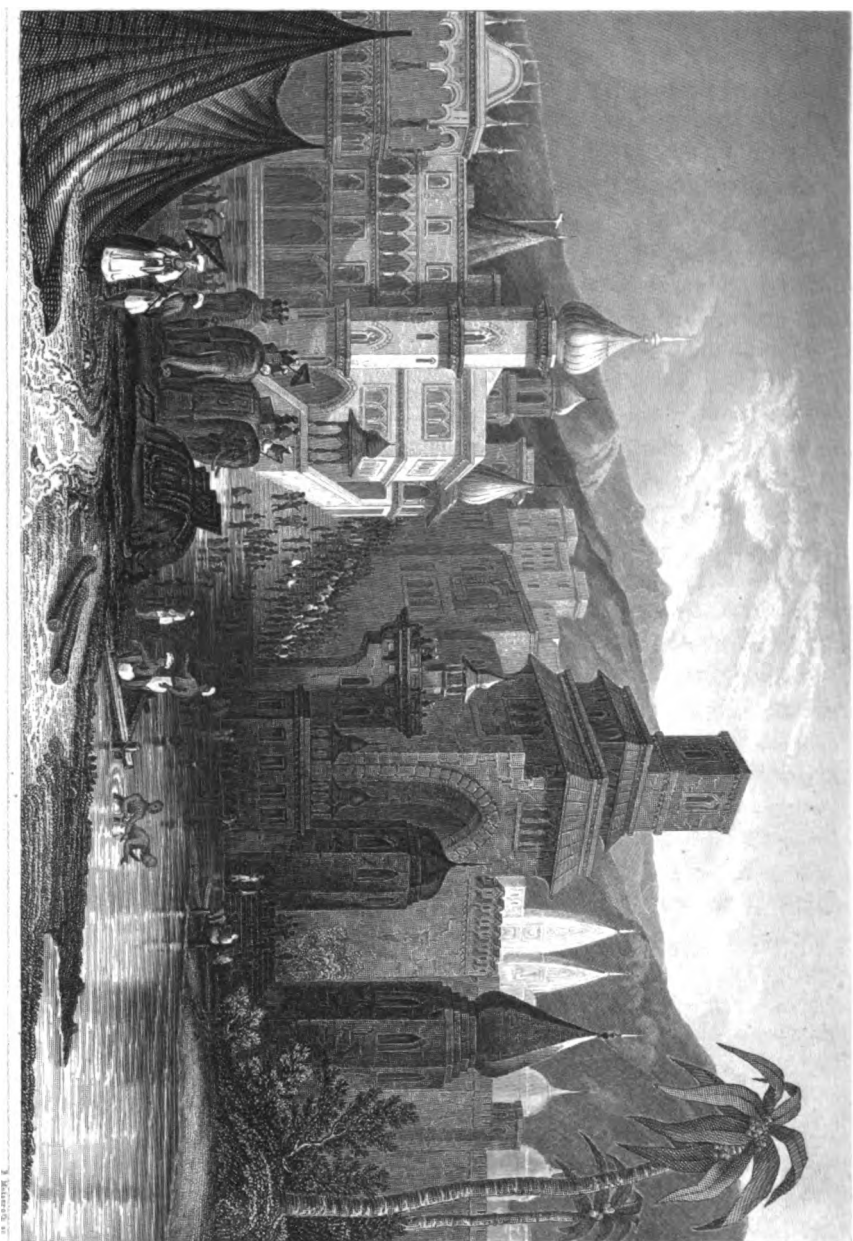
damit lehnte er den Ruf ab. Napoleon drohte, ihn, der inzwischen nach Europa zurückgekehrt war, und sich bald in der Schweiz, bald in Paris aufhielt, mit Gewalt nach Polen zu schaffen, — er lachte der Drohung und war unempfindlich gegen die lockenden Anträge, die ihm die kaiserliche Regierung machte, um ihn für ihre Pläne zu gewinnen. Napoleon vergaß sich so weit, daß er im Namen Kosciuszko's einen Aufruf an die Polen im Moniteur einrücken ließ. Der Held hatte die Unerblichkeit, ihn sogleich, unbekümmert um die Rache der kaiserlichen Allmacht, in den Zeitungen als falsch und untergeschoben zu erklären. Nach dem Sturze Napoleons forderte er den Kaiser Alexander von Rußland auf, Polen mit freier Verfassung wieder herzustellen, und dieser Anregung sind die Concessionen zu danken, die jener Fürst den Polen gemacht hat. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Kosciuszko in stiller Zurückgezogenheit, nur ein Paar Freunden zugänglich, zu Solothurn in der Schweiz. Der 15. Oktober 1817 ist sein Todestag. —

Der Held zweier Welten, welcher Amerika die Freiheit erobern half und seinem Vaterland, dem er sich geopfert, mit der Glorie unvergänglichen Ruhms die Anwartschaft auf Freiheit hinterließ, ist in den Schooß der Gottheit zurückgekehrt. Die Nationen sollten, — mit Mirabeau's Worten zu reden — nur um ihre Wohltäter trauern; die Heroen der Menschheit allein sind der Huldigung der Nachwelt würdig. — Amerika, das freie, als es Kosciuszko's Tod vernahm, legte Trauerkleider an, und die civilisirte Welt nahm Theil an dieser Huldigung des Andenkens eines Mannes, der für den Sieg der ewigen Menschenrechte in beiden Hemisphären so Großes gethan und gewirkt hatte. Von ihm gelten die Worte des Dichters:

Städte verwehen in Staub, und Reiche zerfallen in Trümmer;  
Aber sein Name erglänzt wie die Sterne am Himmel — ewig.

---





# THE GREAT METROPOLIS

lehre, und war nichts mehr, als ein Wortrathsel, zusammengesetzt aus Traditionen, die Niemand mehr verstand. Jetzt wurde die Religion Verbündete, oder Werkzeug der politischen Macht, oder sie bot sich als ein immer bereitcs Mittel dar, die leichtgläubige Menge zu leiten, dessen sich bald leichtgläubige Menschen selbst, von ihren eigenen Träumen betrogen, bald kühne Menschen, von starker Seele, zu ehrsüchtigen Zwecken, bald tugendhafte und wahrhaft große Menschen für ihre Pläne zur Veredelung ihres Geschlechts mit mächtigem Erfolge bedienten.

Moseß, der Gesetzgeber der Israeliten; fünf Jahrhunderte später Zoroaster, und, vor diesem und Moseß, Menu, der indische Glaubensfürst, waren solche Menschen. Dieser, wahrscheinlich ein aus Aethiopien geflüchteter Schismatiker, führte an den Ufern des Ganges die Lehre von den drei Urkräften, oder der Dreigottheit ein; die nämliche, welche auch später aus Aegypten an die Griechen, nur mit einigen Modifikationen, überging. Diese indische Dreieinigkeit nennt Brahma (Jupiter) den Urheber aller Erzeugung (der Schöpfung), Schiwa (Pluto) den Geist der Zerstörung, und als Gott-Erhalter Wischnu (den Neptun). Pythagoras und Plato haben dieses System verfeinert, und in den jüngsten Religionen begegnen wir ihm unter andern Formen wieder.

Menu war ein eben so glücklicher als schlauer Betrüger. Nie ist aus dem Kopfe eines Sterblichen eine Religion hervorgegangen, welche, wie die seinige, über die Menschen eine so unumschränkte Herrschaft übt, und der Priesterkaste eine so erhabene Stellung einräumt. Der Charakter, die Sitten, die Lebensart des Volkes bis auf die kleinsten Verrichtungen ist ihr Werk, und der vollkommenste Despotismus, der je auf Menschen drückte, erhält die unglücklichen Völker, welche ihr huldigen, mit tausend Banden so unauflöslich umschlungen, daß selbst der gewaltige Einfluß andersgläubiger Eroberer bis jetzt wenig an ihr zu ändern vermocht hat. Seit drittehalb Jahrhunderten herrschen mohammedanische, und seit einem halben Jahrhundert christliche Fürsten über die Hindus; aber unerschüttert, als wäre Menu's Werk erhaben über allen irdischen Wechsel, steht noch immer das Ansehen seiner Priester. Sein System, das allen Rangunterschied erblich und persönlich macht, alle Vorrechte und Einschränkungen mit der Geburt verknüpft, und jedem der hundert Millionen seiner Gläubigen verbietet, das zu werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, und das zu bleiben zwingt, wozu ihn die Geburt verdammt hat, — erhebt die Priesterkaste (die Braminen) zur Ebenbürtigkeit mit der lebendigen Gottheit, und umgibt sie mit einem strahlendern Nimbus, als die Götter selbst. Jeder Bramine, sei er auch der rohste, unwissendste und lasterhafteste Mensch, sei er, wie so viele Tausende es sind, ein in Lumpen gehüllter, schmutziger Bettler, ist höher gestellt in der Meinung des Volks, als der König, und wird verehrt als ein unmittelbarer Theil des höchsten Wesens. Seine Person ist unverleßlich unter allen Umständen; und selbst

wenn er das Staatsoberhaupt mordet, darf er nur aus dem Lande gewiesen werden. Was er dem menschlichen Geschlecht verkündigt, ist ein Spruch der Allmacht. Geschick und Zufall dienen seinem Willen; und Wohl und Wehe jedes Einzelnen, wie ganzer Reiche, liegen in seiner Gewalt. Und vermöge dieses Glaubens ist der Bramine Herr des Vermögens und der Dienste jedes Hindus. Niemals ward ein großer Theil der Menschheit frecher, schändlicher und dauernder um seine natürlichen Rechte zum Vortheil Weniger betrogen! Alle europäischen Einrichtungen alter und neuerer Zeit, der politischen wie der kirchlichen, zur leiblichen und Seelenbeherrschung der Massen, sind gegen diese nichts und vergleichen sich ihnen wie schlechte Schülerarbeiten zu denen des Meisters.

Der Ganges, der Geburtsort dieses an der Menschheit Hochverrath üübenden Religionsystems, blieb auch der vornehmste Sitz seiner sogenannten Heiligthümer. Dort, wo jener gefeiertste der Ströme, aus den Gletschermüsten des Himalaya kommend, mit mächtiger Fluth die Riesenmauer des Sewalufgebirges durchbricht, um sich in die Ebenen von Hindostan zu wälzen, liegt Hurdwar (Hurdi-war, die Pforte Gottes), ein so heiliger Ort, daß die Nennung des bloßen Namens schon im Glauben des Hindus ein Gott wohlgefälliges Gebet ist. Sechs Millionen Hindus pilgern jedes Jahr hierher, und viele kommen von den weitesten Entfernungen, um in den Fluthen des heiligen Stromes ihre Seele von aller Schuld zu reinigen. Hindostan ist reich an solchen Mauthstätten der Dummheit und des Betrugs, aber keine ist größer und einträglicher: — 12,000 Braminen sind hier die Zöllner. Doch nicht allein sie, auch der Bucher und Schacher mit andern Waaren hält, wie in so manchen nichtindischen Wallfahrtsorten, in Hurdwar reiche Ernte, und Längerinnen, Gaukler, gefällige Mädchen, Verkäufer von Waaren aller Art, halten hier zu Tausenden Markt. Die Stadt und ihre Umgebung ist während der Pilgerzeit, im Sommer, ein endloser Bazar, in dem neben den Manufakturen von England die Parfüms von Paris, die Shawls von Caschemir, die Seidenzeuge China's, die Korallen des rothen Meeres, die Diamanten Golconda's, die Perlen von Ceylon, Rosenöl aus Persien, Schweizer Uhren, arabische Speereien, Balsam aus Timbuktu und seltene und kostbare Dinge aus allen Erdgürteln zum Kauf ausliegen. Man schätzt den Betrag des jährlichen Waarenumsatzes an diesem Wallfahrtsorte auf mehr als 20 Millionen Gulden. —

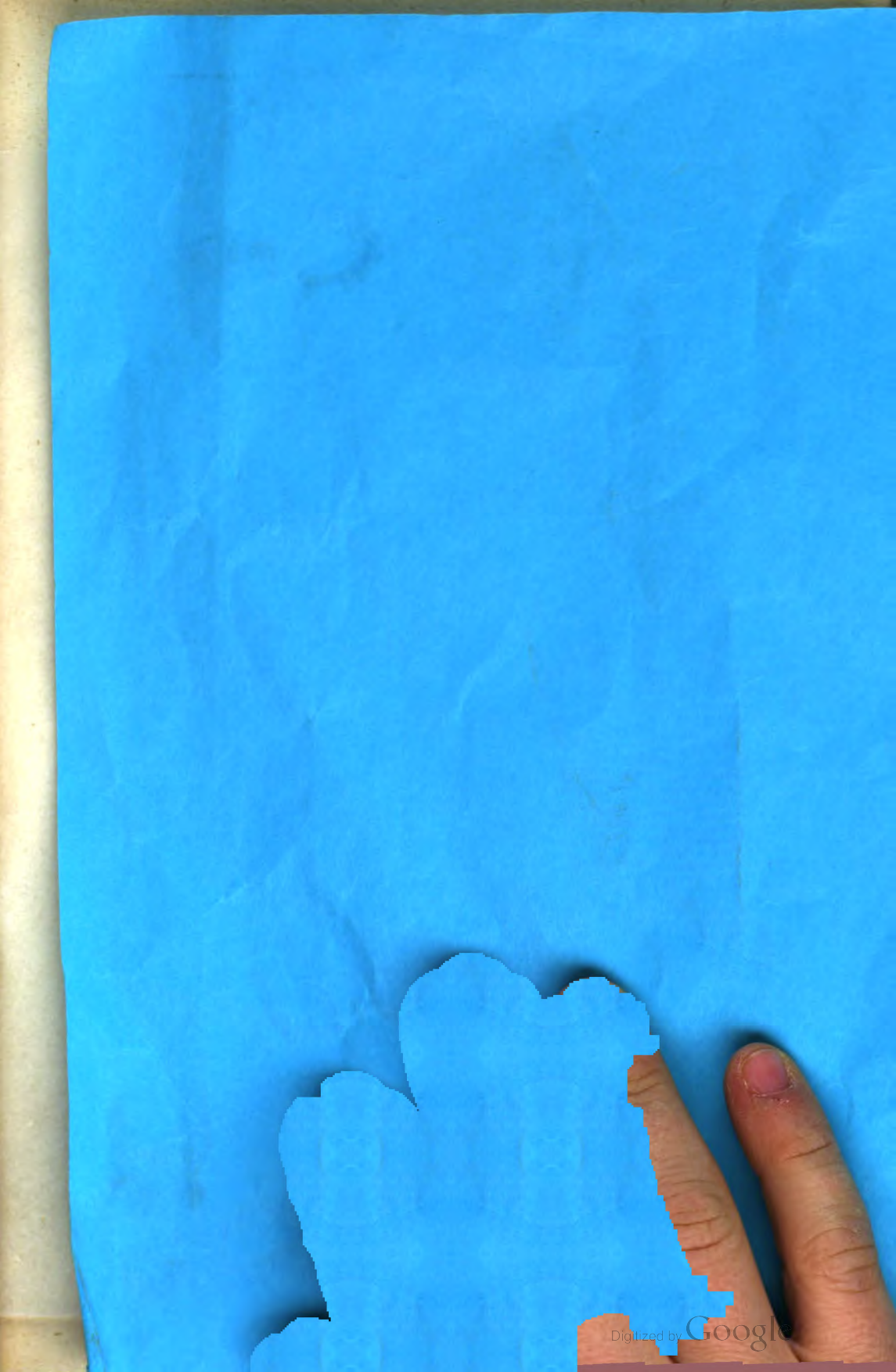
Die Hauptstraße der Stadt führt längs dem hohen und steilen Stromufer hin. Sie hat an mehreren Stellen Ausgänge, von denen hohe Treppen hinab zum Flusse leiten. Die größte und breiteste dieser Treppen ist die hier abgebildete, und die Stromstelle an ihrem Fuße steht im Rufe, die heiligste und wirksamste im ganzen Ganges zu sein. Daher ist hieher stets der größte Andrang der Pilger, und es ist schon der Fall gewesen, daß 500,000 an einem einzigen Tage ihre Waschungen daselbst verrichteten. Letzteres geschieht, am Tage, wie in der Nacht, nach, ohne Unterschied des

Alters oder Geschlechts, und es bedarf keines scharfen Beobachters, um zu merken, daß nicht Frömmigkeit und Aberglaube allein die Badenden zusammen schaart. Von jedem Pilger wird für die Erlaubniß, sich zu entsündigen, von den Braminen eine Abgabe erhoben, und außerdem gehen immer Tausende dieser indischen Pfaffen unter der wogenden Pilgermasse umher, und fordern mit lauter Stimme zu gottgefälligen Opfern auf. Die Summen sind unglaublich, welche auf diese Weise erhoben werden. Die Einnahme der Priester überstieg an Einem Tage einst die Summe von 240,000 Gulden. Unglücksfälle sind so gewöhnlich, daß sie nicht beachtet werden; denn obschon der Strom, wenn ihn nicht Regengüsse anschwellen, für Erwachsene keine lebensgefährliche Tiefe hat, so giebt doch der grenzenlose Unfug zur Nachtzeit, die eine Menge Verauschter in die Fluthen lockt, nur zu häufig Anlaß, daß Viele im Ganges ihr Grab finden. Noch fürchterlicher sind die Unglücksfälle, welche häufig durch den Mangel an Raum auf der großen Badestiege und in dem engen Zugange zu derselben entstehen. Im Jahre 1820, im Sommer, bei einer Anwesenheit von 700,000 Pilgrims, geschah es einmal, daß das Gedränge nach der Haupttreppe so fürchterlich wurde, daß, als sich nach fünfstündiger Dauer der Menschenmüdel entwickelte, über 3000, meistens Weiber und Kinder, zertreten und todtgedrückt, diese Stiege und die zu ihr führenden Straßen bedeckten, und über 10,000 mit zerquetschten Gliedern ihre Frömmigkeit küßten. Unter den Erdrückten befanden sich sogar 120 Soldaten, welche der Gouverneur zur Aufrechthaltung der Ordnung hergesendet hatte. Seit diesem großen Unglücke hat die britische Regierung die Zugänge zu allen Badeplätzen, trotz der Protestation der Braminen, um das Doppelte erweitern lassen, und 2000 Mann Kompagnietruppen sind während der Pilgerzeit dazu bestimmt, die Wiederkehr so schrecklicher Fälle zu verhindern. Man hat seitdem bemerkt, daß die Zahl der Pilger, obschon immer noch ungeheuer, alljährlich abnimmt, und der Zeitpunkt ist vielleicht doch so fern nicht mehr, wo England es wagen darf, den Strom europäischer Bildung und europäischen Strebens in weitem Kanälen nach jenen fernen Gegenden seines Weltreichs zu leiten, und an die Uhr des menu-asiatischen Lebens größere Gewichte seines Einflusses zu hängen. Unmöglich kann die von den Braminen unterhaltene Macht des Aberglaubens dem unaufhörlichen Lichtausstrahlen von den Centralpunkten europäischer Sitte, Calcutta, Bombay und Madras, dauernd widerstehen, und im Gefolge der Sitten bahnt sich gewiß allmählig auch ein edlerer Glaube Weg in die Herzen der östlichen Völker. Es ist kein Traum des Menschenfreundes, daß im Wechselspiele menschlicher Schicksale Europa zur Regeneration Asiens berufen sei. Nur die Zeit wolle man ihm nicht bemessen.



THE FREEMAN'S OCEAN  
 AND THE FREEMAN'S OCEAN





Eine, in dem alle Begriffe von absoluter Größe, von Dauer, Raum, Kraft, von Ewigkeit, Unendlichkeit und Allmächtigkeit zusammen fließen: — **ODI** — des Weltalls schaffender, belebender, ordnender Geist! — Da hört aller Vergleich auf, da steht alle Betrachtung still, da hat der Gedanke seine Schranke; und wer sie überschreitet, der verirrt sich, wie der Schiffer ohne Kompaß im Ocean. —

---

Vom Himmel zur Erde niedersteigend, ist es uns gestattet, an Das, was wir groß nennen, einen bescheideneren Maßstab anzulegen. Mit Recht nennen wir groß Männer und Thaten, an denen das Geschlecht sich erwärmen kann und erheben in allen Zeiten. In Hellas, in Palästina und in Italien, wo noch der Garten der Erde zur Stunde blüht, da haben von jeher die heiligen Symbole, Freiheit und Tugend, in Helden ihre Träger gefunden; dort wuchsen die hohen Lebensbäume der Menschheit auf, die über die Zeiten ragen; dort war die Heimath der Götter, der Heroen, der Bildner des Geschlechts, wie sie die Wiege jenes Wunderkinde's gewesen, welches Hirten und Könige verehrten; von dort her sind die Engel ausgezogen mit dem ethischen Flammenschwert zur Rache gegen Trug, Mißbrauch und Entartung. — In jenen Sonnenländern wurde auch das griechische Leben geboren und entwickelt, in welchem alle späteren Humanitätsbestrebungen des Abendlandes ihre Quelle haben. An der Geschichte des kleinen Griechenvolks, an den hellenischen Geschehnissen ist der Welt klar geworden, daß im Menschheitsleben etwas Anderes wirkt und schafft, als die Materie, welche dem eisernen Jügel der Nothwendigkeit blind gehorcht: ich meine die höhere Willenskraft, welche die freien Geister regiert und keine andere als eine freiwillige Unterwerfung will. Frei ist die Wahl unter den Elementen des Glücks der Geisterwelt gegeben. Mögen sie nun nach eigener Willkür zum Göttlichen sich bestimmen, oder zum Abfall und zur Erniedrigung, sie werden letzteres doch nicht anders zu thun vermögen, als auf die Gefahr hin, im Nichtigen sich zu verlieren, dem Alles anheimfällt, was sich losragt von den unwandelbaren Geboten der Tugend und der Pflicht. Bei den griechischen Helden, welche aus freiem Entschluß sich jener ethischen Leitung hingaben, die im Gewissen vernehmlich spricht, sehen wir ihren Willen mit dem der Gottheit, als dem Ursprung ihres Wesens, in Eins zusammenfließen und deshalb wirken sie mit einer Kraft, Stärke und Dauer im Geisterreiche fort, gegen welche das Wirken der großen Menschen späterer Zeiten oft unbedeutend erscheint. Zeiträume des Verfalls liegen zwischen der Gegenwart und den Tagen, da die Heroen in die Schattenwelt hinunterstiegen; wir kennen ein ganzes Jahrtausend, in welchem das franke Geschlecht in Siechheit sich hingeschleppt; wir kennen Jahr=

hundert, in welchen die Schatten des Todes und der Verwüstung umgegangen und das Leben der Völker sich in Mühsal und Elend aufgelöst: aber nicht das zeitweilige Taumeln aus den lichten Ideen des griechischen Lebens in die Finsterniß der leeren Scheinwelt; nicht die Nacht, die mit tödendem Frost auf den Menschen lag; nicht die Eigensucht, in welcher alles Lebendige erstarrte; nicht die Zeiten, da die alte Welt in ihren eigenen, fressenden Feuerflammen sich verzehrte, und allgemeine Fäulniß im Staat und Volksleben war; nicht jene Mitternachtsstunden der Vergangenheit, da die Hölle selbst aus dem Abgrund zur Erde aufgestiegen schien, um alles Menschliche und alle Bildung auszutilgen, hat die ewige Kraft des griechischen Heldenthums auszutilgen vermocht. Todt und begraben war das verrottete Alterthum, Hellas und Italien, die blühenden Gärten der Menschheit, waren zertreten und bis zum Grund zerstört: aber die Saat ihrer Gesittung, die nicht mehr aufgehen konnte im Boden der Heimath, trugen die Winde über die ganze Erde. Fort und fort haben die Großthaten der hellenischen Geister aus dem Tode das Leben geboren, nach jedem Sterben haben sie ihre Keime im Schooß der Zeiten geborgen: — ja, sind die Arche gewesen, in welche die Menschheit ihr Bestes rettete nach jeder Sündfluth! Selbst das Christenthum konnte sich nur an dem griechischen Feuer erwärmen und in der griechischen Bildung Boden finden, um zu dem Riesenbaume aufzuwachsen, in dessen Schatten die Menschheit neu erblüht. Was ist geworden aus dem Uebrigen, was die alte Welt als groß gepriesen? Was wurde aus den Giganten am Euphrat? Wer kennt noch die Stätte von den Tempeln des Moloch? Als bleiche Schatten wandeln die Geister des Nillands; erstorben ist Indiens Gluth, Mediens Blüthe ist spurlos vergangen; die Feuerflammen auf Persiens Feldern sind erloschen. Griechenlands ewige Sonne allein glänzt noch goldig vom Olymp herüber und über ihr in reinem, ungetrübtem, verklärtem Himmelsglanz Sion. —

Doch zu unserm Bilde! — Was wir heute das Königreich Griechenland nennen, wird im Norden durch einen langen Gebirgsrücken von dem türkischen Thessalien geschieden. Im östlichen Vordrängen nach der Küste steigt derselbe schroff zum hohen Deta empor und stürzt von da steil, zerrissen, baumlos, in abenteuerlichen Formen zum Meere herab. An dieser Stelle, auf die Weglänge von einer Stunde, sind die Felswände durch einen schmalen, kaum 20—60 Schritt breiten Raum von dem Meer geschieden, und dieser Paß hat stets als das stärkste Thor des eigentlichen Griechenlands gegolten. Seinen Namen „Thermopylen“ entlehnt er von den heißen Quellen (Thermen), welche an dem östlichen Fuße des Deta entspringen und, dem Herkules geweiht, schon in der griechischen Sagenzeit als Bäder benutzt wurden. Der Thermopylenpaß wurde, bald nach der Kolonisirung von Hellas, zum Schutz gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren befestigt, und in späteren Zeiten sind diese Befestigungen erneuert und oft erweitert worden. Ob schon

meistens im Schutt des Gebirges begraben, kann man sie doch noch an verschiedenen Stellen erkennen, und manche verengern den Paß so sehr, daß er kaum einem Wagen die Passage gestattet. In den Perserkriegen führten die Phocier eine doppelte Mauer vom Fuße des Deta bis an's Meer hin und verschlossen sie mit doppelten Thoren; diese sind jedoch, wie die Werke, welche die Genuesen in späteren Zeiten aufgeführt haben, jetzt bis auf geringe Spuren verschwunden. Die Landschaft bei den Thermopylen gewährt heutzutage ein trostloses Bild der Dede und Unfruchtbarkeit, und zudem ist sie wegen ihrer Ungesundheit ebenso berüchtigt, als wegen ihrer Unsicherheit; denn das rauhe zerklüftete Gebirg ist der Zufluchtsort der Räuber, welche die Grenzen zwischen dem türkischen und griechischen Gebiete beständig heimsuchen und plündern. Die sonst so berühmten Thermen sind längst eingegangen; die heißen Quellen haben sich zwischen Schutt und Ruinen ein tiefes Bett gegraben, und schleichen als dampfende Bäche zu dem Gestade hin, welches sie versumpfen.

Die Geschichte, bis auf unsere Tage herab, weiß von zahlreichen Kämpfen an diesem Thore Griechenlands zu erzählen; aber keiner glänzt und leuchtet herrlicher aus der Nacht der Zeiten herauf, als der Spartaner Heldenkampf und Opfertod unter ihrem Könige Leonidas. Es war im Juli 480 vor christlicher Zeitrechnung, — als das kleine Volk der Griechen zur Vertheidigung seiner heiligsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, den Kampf mit der Weltmacht der Perser aufgenommen hatte — daß Xerxes Griechenland mit einer Flotte und einem Heere zu gleicher Zeit angriff. Flotte und Heer waren zahlreicher, als sie je die Welt gesehen. Auf Athen lastete die Vertheidigung zur See; der Schutz der Landesgrenze lag den übrigen Staaten ob. Die Besetzung und Vertheidigung des Thermopylenpasses wurde dem tapfersten Feldherrn der Griechen, Leonidas, dem Spartanerkönig, übertragen. Das kleine Sparta konnte nur 300 Bürger und 1000 Heloten stellen; zu ihnen stießen die Kontingente der Lokrer, der Phocier, Arkadier, Thebaner und das von Korinth. Ihre an den Thermopylen vereinigte Macht belief sich auf höchstens 10,000 Mann. Gegen dieses kleine Heer hatte Xerxes seine Hunderttausende herangeführt, er selbst hatte den Oberbefehl übernommen.

Langsam wälzte sich durch die Gefilde Thessaliens der Zug der Perser, sechzigtausend Wagen, hunderttausend Saumthiere, Kameele und Elephanten schleppten das Heergeräthe und Speisen für Roß und Mann; denn das durchzogene Land selbst hatte die Mittel zur Ernährung solcher Armeen nicht. Jede Nacht flammten Berge und Thäler von den unzähligen Feuern der Perser, jeden Morgen dröhnte die Erde von den Tritten der Thiere und Menschen, von dem Rasseln der Wagen und Kriegsmaschinen stärker und erschreckender. Als die griechischen Vorposten endlich der Perser endlose Kolonnen heran kommen sahen im funkelnden Waffenschmuck, da sank vielen der Muth und sie meinten, es sei Thorheit, daß

Einer streite gegen Hunderte, und kostbares Blut in fruchtloser Vertheidigung vergossen werde. Die peloponnesischen Heerführer stimmten dafür, man möge alles griechische Land bis zum Isthmus von Corinth, weil es nicht mit Erfolg zu vertheidigen sei, preisgeben, am Isthmus selbst aber eine unüberwindliche Stellung einnehmen. Gegen diese Meinung traten die Thespiier und Phocier auf, deren Gebiete dem Einfall der Perser zunächst ausgesetzt waren. Der Zwiespalt der Meinungen wurde heftig, er schürte die feimende Entmuthigung und bedrohte das griechische Heer mit schmähhcher Auflösung Angesichts der größten Gefahr. Da erhob sich im Kriegsraih König Leonidas und, nach einem begeisternden Aufruf an das Ehrgefühl der Führer, erklärte er, sein Entschluß sei, hier, an der Pforte des Vaterlandes, mit den Seinen zu siegen oder zu sterben. Fortgerissen von dem Hochsinn ihres Königs, schwuren die meisten, mit ihm in den Tod zu gehen. Nur die Peloponnesier zogen sich zurück. 4000 Mann blieben um Leonidas.

Nach ihrer Weise bereiteten sich die Spartaner feierlich zur Schlacht. Sie schmückten sich wie zum Feste. Grüne Reiser zierten ihre Helme. Festspiele wurden angeordnet und ihren Genossen und den Göttern feierliche Opfer dargebracht. Leonidas vertheilte hierauf sein kleines Heer an die zur Vertheidigung geschicktesten Stellen des Passes. Er ließ die Verschanzungen verstärken und die Zugänge unwegsam machen. Als dies geschehen war, stellte er sich in den vordersten Befestigungen auf, den Anprall der Perser erwartend.

Xerxes war von der Stärke der Griechen und ihren Anstalten gut unterrichtet. Er hielt es für unmöglich, daß es dem Häuflein mit dem Entschluß zum Widerstand Ernst sei. Er wollte großmüthig erscheinen und den Griechen Zeit zur Besinnung gönnen. In dieser Absicht sendete er Boten an sie, welche sie von der Zahl seiner Krieger, von den furchtbaren Mitteln, die seinen Angriff unwiderstehlich machten, unterrichteten. Er gab ihnen Zeit zum Rückzug. Vier ganze Tage lagerte er Angesichts der Thermopylen. Sein Heer murrte und die Griechen ihrerseits machten keine Anstalt zum Abzug. Nun schickte Xerxes einen Sendboten an Leonidas mit der herrischen Aufforderung: seine Krieger in die Heimath zu entlassen und die Waffen abzuliefern. Der Spartanerkönig aber antwortete: „Xerxes komme und hole sie!“ Da entbrannte der Zorn des Gewaltigen; er befahl seinen Feldherren, am nächsten Morgen die Thermopylen zu erstürmen. Der Angriff geschah mit Tagesanbruch. In dichten Kolonnen drängten die Perser gegen die Verschanzungen; voran das leichte Fußvolk, wohl an 100,000, deren Pfeile die Sonne verdunkelten, ihm nach die schwerbewaffneten Schaaren — zuletzt die Leibwache des Königs selbst, 10,000, die sogenannte Schaar der Unsterblichen. Aber an der eisernen Tapferkeit der Griechen brach sich der Muth und Ungeflüm der Feinde, wie am Fels eine Woge. Jeder Sturm wurde abge-

schlagen, jeder Angriff für die Angreifenden in eine Niederlage verwandelt. Den ganzen Tag währte das Schlachten. Als das Dunkel der Nacht und die beiderseitige Erschöpfung dem Kampfe ein Ende gemacht hatten, sah man um die Schanzen der Griechen im weiten Halbkreise einen Wall aus den Leichen der Erschlagenen. Xerxes hatte von einem Hügel herab, sitzend auf einem goldenen Thron, der Schlacht zugeschaut. Der Fehlerfolg — den er für unmöglich gehalten hatte, — erfüllte ihn mit Wuth und Schrecken. In dieser Lage erbot sich ein Melier, Epialtes, einen persischen Heerhaufen auf verborgenen, nur ihm bekannten Pfaden während der Nacht durch die Schluchten des Detagebirges in den Rücken der Griechen zu führen. Xerxes folgte dem Rath und 20,000 auserwählte Truppen der Perser brachen auf unter Anführung des Hydarnes, eines erprobten Feldherrn, um die Stellung des Leonidas zu umgehen. Noch vor Anbruch des Tages hatten sie die Höhen erstiegen. Dort überraschten sie eine Schaar von 1000 Phociern, welche zwar muthig kämpften, sich aber bald vor der Uebermacht zurückziehen mußten. Leonidas hatte inzwischen vom Verrath des Meliers Kunde erhalten, und mit derselben schwand die letzte Hoffnung auf siegreichen Widerstand, welche der glänzende Erfolg des vorhergegangenen Tages in ihm geweckt hatte. Es war ein großer Moment und er offenbarte des Königs ganze Heldennatur. Eingedenk seines Gelöbnisses, seine Pflicht und den Ruhm seines Vaterlandes im Auge, voll des Gedankens, daß das Griechenvolk eines großen Beispiels zu rettender Begeisterung und Einigkeit bedürfe, eines Beispiels für alle Zeiten, rief er seine Spartaner um sich, setzte ihnen mit wenigen Worten die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage und die Größe des Opfers, welches das Vaterland forderte, auseinander und stellte die Frage: ob sie bereit seien, mit ihm in Vertheidigung der Thermopylen zu sterben. Alle — es waren ihrer 300, welche vom Würgen des vorigen Tages übrig waren — riefen, wie aus einem Munde: „Mit dir wollen wir streiten und sterben!“ Von den übrigen Griechen blieben noch 700 Thebepier bei Leonidas, die den Spartanern den Ruhm des Heldentodes nicht allein lassen wollten. Die übrigen Kontingente entließ der König, „auf daß ihre Tapferkeit dem Vaterlande für künftige Schlachten bewahrt bliebe“; und dann bereitete sich die kleine Schaar durch ein feierliches Gebet zum Tode. Es war nahe am Tagen. Eben verschwanden die letzten Sterne am Firmamente, der herrlichste Morgen brach an, Phöbus entstieg seinem Purpurbette in der östlichen Fluth und vergoldete die Felspitzen des heiligen Deta. „Seht“, rief Leonidas aus: „Apoll lächelt uns Beifall, und die Götter bereiten sich, uns zu empfangen. Kommt, laßt uns ihnen Dankopfer bringen und dann laßt uns das Frühstück genießen, froh und heiter, weil eingedenk, daß wir das Abendmahl zusammen im Hades einnehmen werden!“ — Auch Xerxes bereitete sich feierlich zur Schlacht vor. Er hatte im Angesicht seines ganzen Heeres bei Anbruch des Tages der auf-

gehenden Sonne Brandopfer gespendet und dann seine Kolonnen in Schlachtordnung gestellt. Doch die Erneuerung des Angriffs geschah nicht. Vergeblich harrete Leonidas den ganzen Vormittag. Es war nämlich zwischen Xerxes und Hydarnes verabredet worden, daß man nicht eher angreifen wolle, bis der entsendete Heerhaufen im Rücken der Griechen Stellung genommen hatte. Erst gegen Mittag erhielt Xerxes Botschaft, daß dies geschehen sei, und nun befahl er zu stürmen. Leonidas mit den Seinen, alle dem gewissen Tode geweiht, kämpften nicht wie Menschen, sondern wie Götter. In jedem Arm steckte die Kraft eines Hercules. Die Perser, verblüfft, ob der unbefiegbaren Tapferkeit und übermenschlichen Stärke der Gegner, wankten, nachdem ihrer viele Tausende erschlagen waren, rückwärts. Da befahl der König, die Weichenden mit Lanzenstichen und Geißelhieben zu empfangen und wieder gegen die Verschanzungen zu treiben, welche Leonidas am Eingang des Passes vertheidigte. In demselben Augenblicke aber stürzte an der Spitze der Seinen Leonidas über die Hügel der erschlagenen Feinde hinab den Persern entgegen. Wie Bürgengel des Todes wütheten sie mit breitem-kurzem Schwert in den Reihen des Xerxes. Tausende wurden erschlagen, andere Tausende stürzten sich, entsezt, in's Meer und ertranken; noch Tausende wurden von den eigenen Reiterschaaren zertreten: denn der Griechen Angriff brachte das ganze persische Heer in Verwirrung. Jede Minute aber schmolz die Helden-schaar, — und ehe der Abend kam, bluteten ihre Legeten aus tausend Wunden.

Unter ihnen auch Leonidas. Auf einer Anhöhe, mitten im wildesten Getümmel, ragte die hohe Heldengestalt; da sank die Sonne hinter des Deta kahles Haupt, und mit ihr sank der König, getroffen von einem feindlichen Speer. Der letzte Kampf raste nur noch um seinen Leichnam. Zusammengedrängt um den Hügel, auf den Leonidas gefallen war, wurden die wenigen noch übrigen Spartaner und Thespier zuletzt von den Feinden erdrückt und als sie sämmtlich getödtet waren, trugen die erbitterten Perser Steine herbei und thürmten über ihre Leichname einen Fels-hügel auf. Kein Einziger der ganzen Schaar blieb am Leben; Alle starben, wie sie gelobt hatten, den Heldentod für's Vaterland.

Sie waren nicht umsonst gestorben. Als die Kunde der Großthat sich über Griechenland verbreitete, durchdrang Opferruth und heilige Begeistderung das ganze Volk. Jeder hatte nur noch einen Sinn: es den Männern von Thermopylä gleichzuthun. Von diesem Augenblicke an war Griechenland unüberwindlich. Die Tage von Salamis und Marathon zerbrachen der Perser Macht, sie retteten Griechenlands Freiheit und Unabhängigkeit, sie retteten den Kulturgang der Menschheit, der in der Entwicklung des griechischen Lebens seinen Ausgangspunkt gefunden hat. Die Dichter aller Zeiten haben darum die That des Leonidas und der Seinigen als eine göttliche gepriesen und an ihrem Feuer

wärmten und wärmen, erhoben und erheben sich die Geister der Menschen in allen Zeiten, die da waren, die da sind, die da sein werden. —

Drei Inschriften meißelte das dankbare Griechenvolk den Felsen in's Angesicht, welche der Großthat Zeuge waren. Vor zwei Jahrhunderten war noch die Eine zu lesen. Sie lautete:

Wandrer, bringe von uns Lacedämon's Bürgern die Botschaft:  
Hohlgam ihrem Geseß liegen im Grabe wir hier.

## Skutari, die asiatische Vorstadt von Konstantinopel.

Es war an einem Oktobermorgen, als ich mit trübem Blick aus dem Fenster meines Zimmers im Hotel d'Europe in Pera zum Himmel hinauf schaute, der sich mit Wolkenstreifen bedeckte. Der Tag war zu einer Gondelfahrt nach dem freundlichen Bujukdereh bestimmt gewesen; aber das bedenkliche Himmelsgeßicht und eine dicke Wolkenwand, welche die Sonne verbarg, machten mich in meinem Plan irre. Einen Tag unbenutzt im engen Zimmer zuzubringen, wo die reizenden Umgebungen einer Weltstadt unwiderstehlich zum Genuße einladen, war mir ein unerträglicher Gedanke; und so entschloß ich mich, trotz der trüben Abspekten, die kürzere Fahrt über den Bosporus hinüber nach der asiatischen Vorstadt Stambul's zu wagen. Ich hatte Skutari noch nicht betreten und versprach mir einen interessanten Tag.

Mein Diener, den ich vorausgeschickt hatte, um eine Gondel zu mieten, während ich meine Toilette machte, wartete meiner am Kai mit einem bedeckten, bequemen Boote. Wir umschifften das goldene Horn, bei welchem Vorgebirge ich einen prächtigen Blick auf das gegenüber liegende Skutari genoß. Terrassenförmig steigen seine Häusermassen über einander auf, im Hintergrunde glänzen die blauen Gebirge der Halbinsel, und die vielen Moscheen mit ihren schlanken Minarets, welche bald einzeln emporsteigen, bald in Gruppen zusammenstehen, machen das Bild großartig und reich. Skutari würde, wäre es nicht eine Vorstadt von Konstantinopel, nach Größe, Schönheit und Bevölkerung, die erste Stadt des türkischen Asiens sein. Es ist volkreicher als Smyrna, denn es hat gegenwärtig über 180,000 Bewohner. Die Schönheit seines Anblicks wird erhöht durch die Erinnerungen der klassischen Zeit. Hier läßt die Mythe die vor der Rache der Juno fliehende Io landen; hier ankerte die Flotte





des macedonischen Philipp, als er Byzanz belagerte; hier wurde sie von den Atheniensern geschlagen; und noch zeigt man die Stelle, wo die ehernen Kolosse standen, welche die dankbare Stadt zu Ehren des Tags und ihrer Befreier errichteten.

Während der Seefahrt hatte sich die gerunzelte Stirn des Himmels ausgeglättet und wir stiegen in Skutari, dem alten Chrysopolis, beim schönsten Wetter an's Land. Die Hauptstraße öffnet sich am Kai und zieht sich mit nobler Perspektive eine Anhöhe hinan. Buden reiheten sich zu beiden Seiten und ein reges Leben war allenthalben. Hier beladen die Karavanen, die aus dem Innern von Asien kommen, ihre Kameele, die Schiffe der Wüste, mit den zu Wasser anlangenden Waaren. Man sieht die Kaufleute der asiatischen Völker in ihren malerischen Trachten: — Perser, Armenier, Syrer und die Handelsleute von Bagdad und Trapezunt. Die Kameeltreiber sind meistens Araber, und diese halbbedeckten, braunen, breitschulterigen Bursche, welche bis an die Zähne bewaffnet sind, erinnern lebhaft an die Gefahren ihrer Reise. Obschon die Karavanserais von Skutari äußerst weitläufige Gebäude sind, so reichen sie doch zuweilen nicht aus, um den tausenden, aus allen Theilen Asiens kommenden, Ladung suchenden Kameelen und ihren Begleitern ein Obdach zu geben.

Skutari ist weit mehr orientalisches, als Konstantinopel selbst, wo die seit 30 Jahren entstandenen Reformen große Veränderungen in den Sitten hervorgebracht haben. In Skutari leben die Osmanli ungestört in ihrem alten Wesen fort, und da fast die ganze Bevölkerung türkisch ist und deren Berührungspunkte mit den christlichen Europäern hier ungleich weniger sind, als in der Hauptstadt jenseits des Bosporus, so findet der Andrang des Neuen hier ungleich wirksamern Widerstand. — Die Bevölkerung von Skutari nimmt seit Jahren stets zu. Auf asiatischem Boden fühlt sich der Türke heimatlicher; — der alte festgewurzelte Glaube, daß seiner Herrschaft in Europa keine Dauer beschieden sei, läßt ihn dort nie zum rechten Bewußtsein der Sicherheit kommen. Darum zieht Alles herüber, was nicht durch Amt und Geschäfte an das Konstantinopel jenseits gebunden ist, und namentlich sucht der quiescirte Beamte, der Rentier, der Kaufmann, welcher, reich geworden, den Rest seiner Tage in stillem Genuße verleben will, in Skutari ein Asyl.

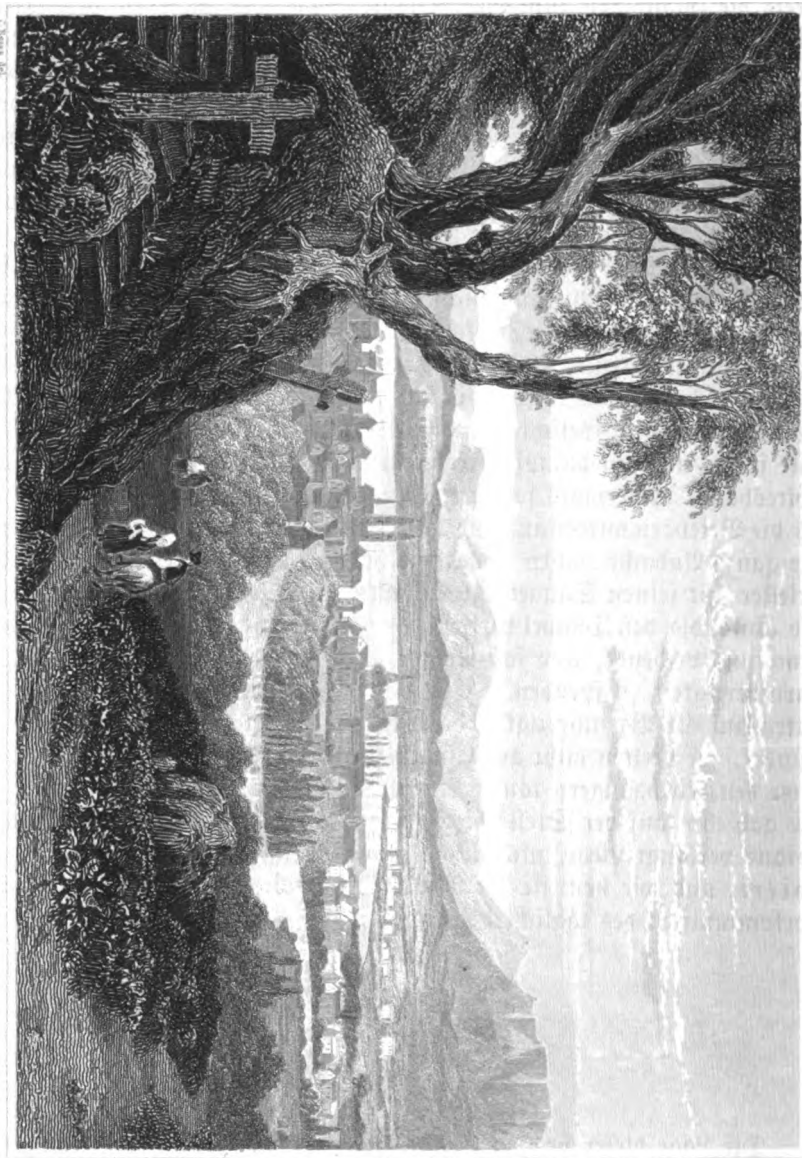
Auch das Klima in Skutari steht in dem Maße größerer Gesundheit, und der Glaube, daß hier das Leben länger dauere als jenseits der Meerenge, ist unter den Türken allgemein. In der That scheint ein reinerer, heiterer Hauch hier zu wehen, ein milderer Sonnenstrahl zu wärmen. Am Bosporus verhalten sich die Jahreszeiten zu einander wie Freunde, die sich beim Abschiede die Hand reichen. Fast keine Scheidewand trennt Winter und Frühling, Lenz und Sommer, dessen Beginn schon in den Mai fällt; denn dann blüht die asiatische Blumenpracht in ihrem vollsten Zauber, und Gärten, Felder und Auen, Berge und Gründe haben sich in ihr rei-

zendstes Gewand gekleidet. Die heißesten Monate, Junius, Julius und August, sind hier selten lästig; denn gerade in diesen Monaten herrschen die Nordwinde, und der frische Hauch des Balkans gelangt, von den Gewässern des Marmormeers und der Meerenge noch mehr gekühlt, erquicklich nach Skutari und bricht die Gluth der Sonne. Nur im August kommen zuweilen Südwinde und bringen Tage, wo man erinnert wird, daß man in keinem Paradiese lebt. Eine afrikanische Schwüle erschlaft dann alle Wesen, und mit schwarzen Fittigen rauscht die tödtende Pest über das herrliche Land, bis der September kommt mit seinen fruchtbaren Gewittern, welche die glühende Atmosphäre wieder kühlen und von ihren Miasmen reinigen. Des Septembers zweite Hälfte schüttelt der Früchte Füllhorn über die Erde aus; am Weinstock prangt die schwellende Traube und das üppige Fleisch der Früchte schimmert aus der dunklen Laube. Alles erntet; Alles schwelgt in dem fast ohne Mühe und Arbeit gewonnenen Ueberfluß, den hier auch der Aermste theilt. Mit dem Oktober kommen wieder lauwarne Lüfte, und während bei uns, im rauhen Nord, im Kampfe der feindlichen Elemente von Naß und Kalt, die Bäume ihr Laubgewand abschütteln und der Umlauf ihres Lebenssaftes aufhört, scheint hier die ganze Natur einen zweiten Penz feiern zu wollen. Ihre Kräfte spannen sich, sie kleidet noch einmal die Auen in das frischeste Grün. Unstreitig ist der Oktober am Bosporus die angenehmste Jahreszeit. Ein goldner Duft hat sich über Meer und Hain gebreitet; es ist die Glorie, mit der sich die Natur noch einmal umgibt, ehe sie zum Winterschlaf erstarren soll — nein, nicht erstarren — sondern ausruhen. Denn der December ist nicht derselbe, der in unserm Deutschland die Thürme der Münster mit Stürmen umbraust, Bäche und Flüsse mit todttem Eise belegt und die hohe Tanne bricht unter der Wucht ihrer Schneelast: — sein Charakter ist hier noch anmuthig. Dicht belaubt glänzen noch die gewaltigen Eichen, grünen noch die Wiesen, und nur die zarteren Laubhölzer malen die Wälder mit bunten Farben, gelben und rothen, wie bei uns im September. — Mit dem Januar aber guckt blau und golden der Krokus freundliches Angesicht aus dem Grase, Veilchen blühen an den Rainen und die Regengüsse des Februars waschen den Schnee von den höchsten Gebirgen. Der Penz beginnt und befrängt das junge Jahr mit tausend Blumen.

Kein Ort in der türkischen Welt ist reicher an Moscheen und an Anstalten für milde und fromme Zwecke, als Skutari. Jene sind größtentheils die Stiftungen von Sultanen und ihren Gemahlinnen, und viele zeichnen sich aus durch Größe und schöne Bauart. Mir war es zunächst um den Besuch der von Selim III. erbauten Moschee zu thun, welche allgemein für das Schönste gehalten wird, was der türkische Kirchenstyl in neuerer Zeit erzeugt hat.

Mein Bootsmann brachte mich zu einem Imam, welcher sich, nachdem er von meiner Absicht unterrichtet war, höflich anbot, uns in das





26. THE TOWER

After the completion of the tower the church

was consecrated and the church

Heiligthum zu begleiten. Unser Weg führte über den Vorhof des Tempels. Einzelne Türken kauerten auf ihren Teppichen, ihren Tschibuz schmauchend; andere standen in Gruppen umher, als harreten sie der Stimme des Muezzins, der an gewissen Stunden des Tags von den Minarets die Gläubigen zum Gebete ruft. So wie man in den Tempel selbst eintritt, fällt der Blick auf eine Menge von Säulen von weißem Marmor, welche eine Kiesenkuppel tragen, die durch Fenster erleuchtet wird und die sie oben wie ein Kreuz umgeben. Die Bogen sind in hellen Farben bunt angestrichen und auf weißgelassenen Wandstellen stehen Sprüche aus dem Koran. Wir waren noch mit der Betrachtung des Tempels beschäftigt, als die Stimme des Muezzin erschallte, und die Schaar der Gläubigen eintrat, um dem Gottesdienst beizuwohnen, der eben begann. Wir zogen uns auf den Wink unsers Führers in eine ferne Ecke zurück, um die Andacht nicht zu stören. Vor dem Altar erschien ein Imam mit zwei Sängern, welche in klagenden, langgehaltenen Molltönen ein Lied anstimmten. War eins beendet, dann rief der Imam: Allah il Allah! bei welchem Rufe die um den Altar im Kreise stehenden Moslemn sich mit dem Gesichte auf die Erde warfen. Ein Moment der Todtenstille folgte und ein dumpfes Gebetmurmeln rollte dann durch das weite Gotteshaus. Abermals folgte ein Augenblick der Stille — dann richteten sich die Betenden wieder auf und — dieselbe Ceremonie begann von Neuem. Die ganze Andacht währte etwa eine halbe Stunde. Endlich zog sich der Priester mit seinen Sängern zurück und wir folgten der Menge, die still und anständig den Tempel verließ. — Im Vorhofe fanden wir eine Menge Arme und Leidende, und fast Keiner ging vorüber, ohne eine Gabe der Barmherzigkeit zu spenden. Ein Paar Vogelhändler mit ihren Käfigen hatten auf die Barmherzigkeit der Moslemn eine kleine Speculation gegründet; sie hielten dicht am Eingang der Moschee Markt, und mancher unter den Kirchgängern kaufte einen gefiederten, kleinen Gefangenen los und gab ihm auf der Stelle die Freiheit. Eine der Hauptvorschriften des Korans verlangt Liebe, nicht bloß gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere, und wie hoch sie der Muselman achtet, sieht man bei tausend Vorkommnissen des täglichen Lebens.

---

## Z ü r i c h.

---

Die Lage dieser heitern Stadt, hart an der grünlichen Limmat und an der Spitze eines Sees, der unter allen Schweizer Wasserbecken die meisten Reize an seinen Ufern vereinigt, im Schooße theils lachender und anmuthiger, theils wilder und abenteuerlicher Gebirgsformen, wird stets

die Blicke des Reisenden festhalten, und hätte er ganz Europa durchzogen. Es ruht auf Zürich ein eigner Zauber. Nicht bloß die Natur verleiht ihn; er wird auch durch das höhere Interesse der Humanität genährt, das sich an Zürichs Namen knüpft. Zwingli, Lavater, Gesner, Pestalozzi und viele andere hervorragende Geister, die der Menschheit als wohlthätige Gestirne leuchten, waren aus Zürich, oder fanden da ihren Wirkungsfreis.

Zürich ist nicht groß. Eine hübschgebaute Stadt von 15,000 Einwohnern würde in manchem andern Lande kaum bemerkt werden; aber in der Schweiz nimmt sie den ersten Rang ein und steht selbst höher im Ansehen, als das größere Bern. Die Schweiz, der Republikerbund, kann keinen Centralpunkt des schweizerischen Lebens anerkennen; wo Alle gleich berechtigt sind, gesteht man Keinem den Vorrang zu. Aber demungeachtet wird Niemand leugnen, daß sich in Zürich die größte Masse von schweizerischer Intelligenz und Bildung vereinigt findet, daß das schweizerische Leben hier seine größten Schlagadern hat, und Zürichs Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten des Bundes, wenn auch kein leitender, doch ein sehr mächtiger ist. Zürich ist der rührigste Herd für schweizerische Entwicklung und Fortschritte, was besonders in unserer Zeit sich dargethan. Nicht minder entwickelt Zürich in kosmopolitischen und allgemeinen Beziehungen eine Regsamkeit und Geltung, die Erstaunen hervorbringt. Die kleine Stadt hat mehr Gesellschaften für philanthropische und wissenschaftliche Disciplinen, als manche große Hauptstadt, und der Vereine für gelehrte Zwecke sind hier sogar mehr, als in München und in Petersburg. Bildung, Wissensdurst und Forschungsseifer sind nicht das Gut einer Kaste, sondern aller Züricher; und der Handwerker und Fabrikant, der Gutsbesitzer und der Militär nehmen an den socialen und wissenschaftlichen Bewegungen eben so innigen und werththätigen Antheil, als anderswo die Leute vom Fach, die Staatsmänner und die Gelehrten.

In einem Gemeinwesen, wie das Züricher, ist es natürlich, daß freie Bürger für ihre Gemächlichkeit wie für ihr politisches Wohl sorgen. Das kleine Zürich hat Hunderttausende auf die Verschönerung der Stadt und ihre Umgebung verwendet; noch größere Summen auf Werke des öffentlichen Nutzens und der Wohlthätigkeit. Wenn es irgend einem Zweck zur Erweiterung seiner intellektuellen Geltung, zur Vermehrung der Mittel für allgemeine Bildung gilt, so schont es keine Opfer, und kein Aufwand ist ihm zu groß. Selbst die enormen Kosten einer Universität hat das kleine Gemeinwesen zusammengebracht und die Zierden der Wissenschaften aus vielen Ländern zu ihren Lehrern berufen. Schönlein, Oken lehrten auf der Züricher Hochschule.

In einer Monarchie können ein stehendes Heer, ein glänzender Hof, tausend Ausgaben einer nie befriedigten Phantasie, oder einer noch kostbarern, eiteln Ueppigkeit die Schätze verarmender Länder erschöpfen, ohne Etwas zum Glücke der Unterthanen beizutragen. Mit dem Rache,

welcher die Auen des Landmanns tränkte und dem nun geheißen wird, aus der Schale eines marmornen Flußgottes zu plätschern, oder aus den Rachen von Delfinen zu springen und die Luft zu erfrischen: mit diesem Bache wird das Mark einer Provinz in einen Fürstengarten geleitet; oder eine Festung, ein Zeughaus, eine Kaserne fressen Millionen, die man durch tausenderlei Pressmaschinen und Saugpumpen einem Lande zu entziehen weiß. Nicht so in diesen kleinen Republiken, wo ein jeder Bürger seinen Antheil am Regiment hat. Da sind die Abgaben gering, fast unspürbar; der Staat aber ist dennoch reich. Den Züricher Staat kräftigt eine weise Oekonomie und seine Finanzen waren von jeher geordnet und blühend. Alle öffentlichen Anstalten und Gebäude bezeugen dies; sie sind der Würde eines edlen Freistaats angemessen. Sein größtes Lob aber ist der allgemeine Wohlstand unter seinen Bürgern. Man sieht keinen Bettler und die verhältnißmäßig wenigen Armen sind durch mildthätige Anstalten reichlich bedacht.

Der Staat besitzt einige Domänen, deren Ertrag durch die geringen Abgaben vergrößert wird, welche auf dem Eigenthum haften. Die Hauptsteuer ruht auf demjenigen Besitz, welcher in vielen monarchischen Staaten am wenigsten besteuert ist, auf dem Kapital nämlich, welches in Handel und Gewerben eine nützliche Anlage findet. Von jedem tausend Franken seines Betriebskapitals zahlt der Kaufmann, der Bankier, der Fabrikant jährlich eine gewisse Rate. Diese Abgabe trägt eine hübsche Summe ein, ein Beweis, wie vermögend die Bürger sind und wie bedeutend Industrie und Verkehr sich hier entfalten. Immerhin werden in monarchischen Staaten die Züricher Staatseinkünfte klein erscheinen; sie sind jedoch mehr als hinreichend in einem Lande, dessen öffentliche Diener keinen Gehalt nehmen, welches keine Soldaten unterhält und dennoch über vierzigtausend geübte und gewaffnete Krieger, also ungefähr den fünften Theil des Heers der ganzen Eidgenossenschaft, binnen 24 Stunden in's Feld stellen kann. Das Züricher Zeughaus enthält Rüstzeug für 50,000 Mann. Knaben werden hier schon mit den Waffen vertraut. Sonntag Nachmittags übt sich in jedem Orte des Kantons die junge Mannschaft. Keiner darf heirathen, bevor er Montirung, Gepäc und Gewehr, von prüfungsbeständiger Beschaffenheit, und das Zeugniß der Reise im Waffen dienst aufweisen kann. Die Schützenvereine (jedes Dorf hat welche) geben der Schweiz erfahrene, geübte Schützen, die ihr Ziel auch im ernstesten Spiel des Kriegs nie verfehlen. Eine solche Wehrverfassung, ein Land, das zur Vertheidigung geschickt ist, und der Stolz der Freiheit machen die Schweiz gefürchtet und sichern ihre Unabhängigkeit inmitten übermächtiger Nachbarn. Die Schweizer Republik ist im europäischen Kongresse ein Misston; sie wäre längst geopfert, wäre die Furcht vor ihr nicht größer, als die Unbequemlichkeit.

Man gibt sich viele Mühe, die so häufig vorkommenden Kaufhandel

der Schweizer der übrigen Welt als Beweise hinzustellen, daß die republikanische Regierungsform die untauglichste und unbequemste sei. Bei alten Weibern und Spießbürgern, welche in Volksbewegungen nichts sehen, als beunruhigende und erschreckende Straßentumulte, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken, bei diesen mag das Gerede fruchten. Der Mann aber, dem das Herz warm und der Kopf klar sind, denkt anders. Er preist die Schweiz mit allen ihren Gebrechen glücklich. Warum sollte er es nicht? Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten eines Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen einen Häusler mit Weib und Kind erschlagen: ist es darum die Schuld des Frühlings und ist darum dem Frühlings zu fluchen? Ist's nicht vielmehr die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Lauf gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat? Ist aber deshalb ein ewiger, unveränderlicher Winter mit seiner Stabilität und dem stillen, ruhigen Gang der Dinge dem belebenden Frühlings vorzuziehen?

Wen erquickt das rührige Bild des Schweizerlebens, trotz der Kaufereien, nicht mehr, als eine stille, russische Winterruhe, oder das Maschinen-Getriebe der Ordnung in despotisch beherrschten Ländern? Ich finde Harmonie in jener rüstigen, herausfordernden Beweglichkeit des schweizerischen Lebens mit dem Schweizerlande. Eine erhabene Natur im Kampfe gegen den Trotz der Menschen und von diesen besiegt; Krieg der Elemente in den Abgründen, wo Sturzbäche wüthen; Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; warum nicht auch fauststarke Meinungen, die sich einander bekämpfen? Ich gewahre keinen Widerspruch. Ohne diese Streitslust, die am Ende nichts ist, als ein ächt-germanisches Erbe, hätte ja die abgefeimte, ränkevolle Diplomatie des einfachen Hirtenvolks Kinderfönn längst umstrickt und gefangen, und die schweizerische Freiheit wäre schon lange zum Fragenbild geworden, des Verhöhnens werth. Wir haben Freiheit genug auf der Eselsbank sitzen; daß die schweizerische auf derselben fehlt, ist ein Glück, nicht bloß für die Schweiz, sondern auch für die Welt. —

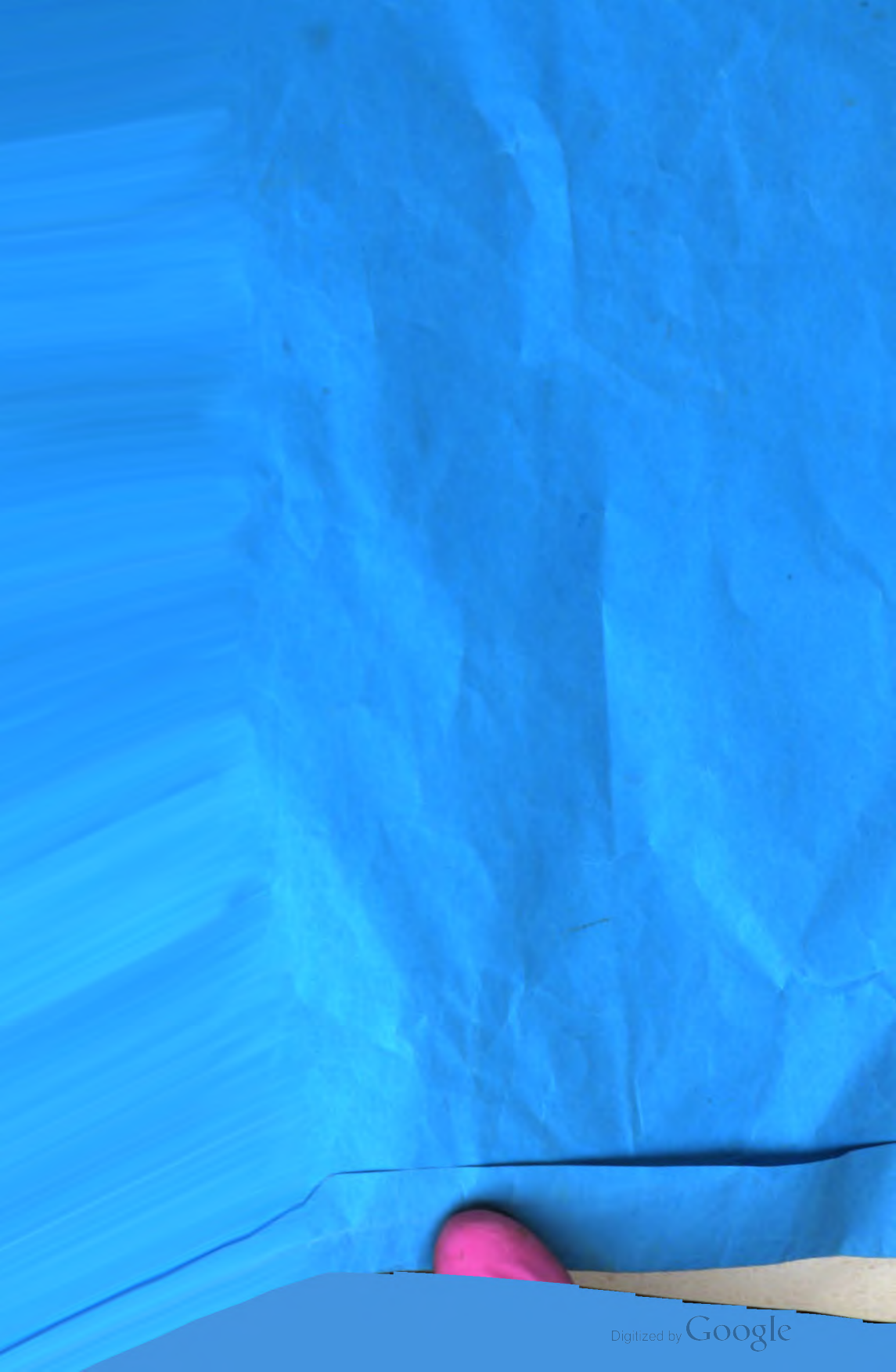
---

## Schleswig.

---

Um gewisse Wahrheiten mit Gelassenheit sagen zu können, muß das Herz gefroren sein und alle Kammern des Gehirns zugenagelt, bis auf die Kammer des Gedächtnisses. Es ist ein Glück, daß die meisten Menschen unserer Tage jenen leeren Häusern in Potsdam gleichen, in welche der alte Fritz Pöchter setzen ließ, um seinen Gästen glauben zu machen, sie seien







Erntedankfest in Völs

## ST. GILGEN, SÜDTIROL

Ansicht von der Kirche in St. Gilgen



bewohnt. Sonst würden nicht Hände genug da sein, Narrenhäuser zu bauen.

Wer die Ueberschrift dieses Artikels liest, hat das Wort ausgesprochen, das als die heißendste Satyre auf ganz Deutschland auf einem Blatt seiner Geschichte steht. Doch was rede ich von Satyre! Jeder Spott setzt etwas Ehrenhaftes, jede Verachtung etwas Geachtetes als Maßstab voraus. Es ist Unsinn, von einer Satyre auf Deutschland zu reden.

Es waren Tage, wo das Rändchen Schleswig in dem Uhrwerk der Zeit als ein schwerer Stein hing, dessen Gewicht die Räder trieb. Es war eine Zeit, wo das Wort: Schleswig am feurigsten betont wurde auf allen Rednerbühnen und es in der Säulenrotunde der Paulskirche am lauteften und häufigsten widerhallte. Es war eine Zeit, wo Fürsten wallfahrten gingen an der Spitze ihrer Heere nach Schleswigs Halden, um für gekränkte Volksrechte freudig Opfer zu bringen, und wo sie Schlachten schlugen für deutsches Volksthum zu Deutschlands Ehre; es war das eine große und schöne Zeit, da wir Alle geglaubt haben, Fürsten und Völker würden vereint und einig ein Reich erbauen, ein Reich der Macht und Herrlichkeit, des Glücks und des Friedens; — ein Reich der Zufriedenheit für alle Deutsche ohne den Mörtel des Bluts und ohne die Quadern der Todtenköpfe. Traum vergangener Tage! Die Kränze der Ehren und des Ruhms, erworben im gerechten Streit in Schleswig, sind heruntergefallen von den Scheiteln der Feldherren, ehe sie welkten; Rebellen heißen jetzt die Männer des Rechts, die an ihrer Seite standen, und die Tapfern, welche unter ihrem Oberbefehle die Bataillone führten, steckt der Däne in's Zuchthaus. Auf den Schlachtfeldern, wo die Tausende schlummern, welche in dem Wahne starben, sie ließen das Heiligthum, in dessen Vertheidigung sie fielen, der großen deutschen Nation zur sichern Obhut — grünt Drachensaate. Was in Schleswig vorging und noch geschieht vor den Augen aller Welt, das macht die Kritik verstummen. Die Geschichte aber, welche die Thatfachen zu registriren hat, werden künftige Geschlechter eine Lügnerin schelten: denn sie werden es nicht fassen und nicht glauben können.

Völker ohne Ehre versinken in Schmutz und Fäulniß, und dem, dessen Urtheil nicht mehr zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden weiß, ist das Verderben nicht fern. Wohl weiß der Deutsche, der sein Vaterland liebt, daß die Menschheit auf den Trümmern von Reichen und auf den Gräbern von Nationen ihrer höhern Bestimmung aufsteigt. Er kann sich über sein eignes Unglück erheben; der ungeheure Schmerz, der ihn verzehrt, führt seinen Geist zu den Sternen. Aber der Weg zum Licht, den seine Seele wandelt, geht über Dornen.

---

Schleswig, die Hauptstadt des Herzogthums, gruppirt in malerischer Weise seine Häusermassen um das Ende der Schley, einer schmalen

Bucht der Ostsee, welche sich, von Hügeln umfränzt, tief in das fruchtbare Land hinein windet. Die ganze Stadt bildet eigentlich nur eine über eine Stunde lange Straße, welche die Bucht umzieht und deren dem Meere zugekehrte Häuserfronten schöne Aussichten beherrschen. Die Stadt hatte vor der Revolution 14,000 Einwohner; ihre Zahl ist seitdem unter dem schweren Druck der Dänen im Abnehmen. Handel und Verkehr können dem Ort auch nicht aufhelfen; denn die Schley hat nur für kleine Küstenfahrzeuge hinlängliche Tiefe und legt dem Großhandel unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die ehemalige Blüthe Schleswigs (das im Mittelalter über 40,000 Einwohner hatte) welkte nach der Plünderung des Hafens im Jahre 1155, und Pest und Brand brachten später die Stadt bis auf 6000 Einwohner herab. Jetzt ist Schleswig eine Beamtenstadt geworden, in der die höchsten Behörden der Provinzialverwaltung versammelt sind. Darum ist sie auch von der Gunst oder Ungunst der Regierung abhängiger als andere Orte.

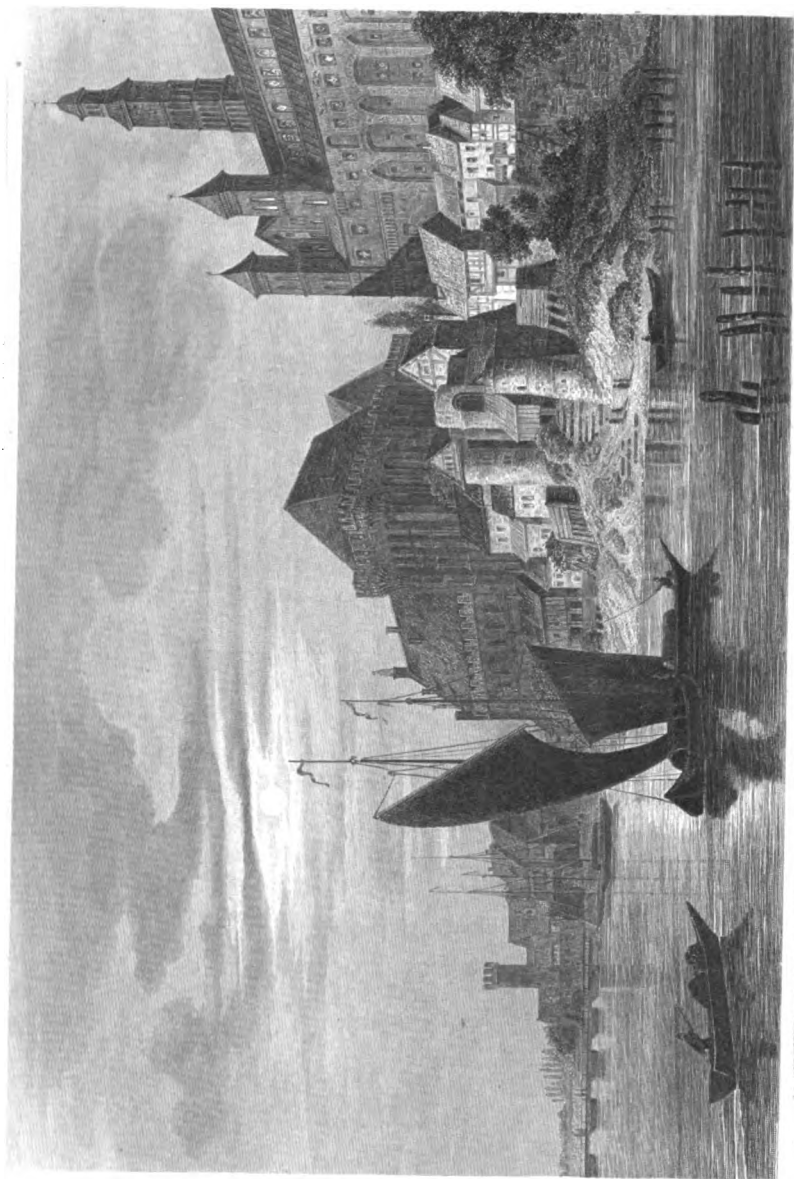
Schleswigs Inneres, die vielen großen und massiven Gebäude aus alter Zeit — wir nennen das alte Herzogschloß Gottorp mit seinen Gräben, Wällen und Mauern, das Rathhaus, den ehrwürdigen Dom, das Gymnasium, die Hospitäler, das Zucht-, das Waisen- und das Irrenhaus — hat ein oft recht pittoreskes Ansehen, das mit dem Charakter seiner Umgebung gut harmonirt. Aber Leben und Ton in Schleswig sind weit weniger angenehm und ungezwungen, als in Kiel. Kastengeist und politischer Zwiespalt halten die Menschen geschieden und setzen der Geselligkeit engere Schranken.

Vor der Stadt ist das Dannewerk — ein gewaltiger, 30 — 40 Fuß hoher und 4 Stunden langer Wall, — der vor 1000 Jahren von den Dänen aufgerichtet wurde, um sich gegen die andrängenden Deutschen zu schützen. Jetzt setzt der Däne fest seinen Schlagbaum an die Elbe, lehrt dänisch in deutschen Schulen und läßt das Evangelium den Angeln und Friesen in dänischer Sprache verkündigen. So schreibt die Zeit die Rollen um und so hat sie genagt und geschliffen an der deutschen Volksgröße, bis alles Erhabene weg war und ausgelöscht wie vom Wetter die Schrift auf alten Reichensteinen.

---







# REKLAMEN

Als ein Beispiel für die Kunst der Werbung

in der Werbung



## Die Marienburg in Preußen.

---

Je ärmer die preussischen Niederungen an Allem sind, was dem Sinn für das Schöne und Erhabene in der Natur und Kunst gefallen könnte, je einförmiger dort die Physiognomie ist von Feld und Wald, um so angenehmer wird es überraschen, in einer solchen Gegend eine Prachtblüthe der alten Kunst zu treffen, die, wie eine Maleiche, welche ihre tausend Nester hinauf und hinaus in's Weite streckt, Bewunderung erregt. Nehmt der mittelalterlichen Geschichte Preußens seinen Deutschritterorden, nehmt den Ufern derogat und Weichsel Marienburg und Danzig, so habt ihr die schönsten Perlen weggenommen, und was übrig bleibt, ist Gewöhnliches und Nüchternes, an dem weder das Gemüth sich erheben, noch die Poesie hinaufranken kann. Wer freilich schon zufriedengestellt ist, sobald nur die materiellen Interessen gewahrt sind und blühen, und der Wohlstand gedeiht; wer sich von der Geschäftigkeit auf den Strömen, Chausseen und Schienenwegen in der fruchtbaren Niederung vorzugsweise angezogen fühlt und sich daran gewöhnt hat, sie als den wahren Ausdruck der Volksglückseligkeit zu betrachten; wer in dieser Zeit, welche den Eigenvorthell als einzigen Gott anbetet und in der Befriedigung der Sucht nach Genuß das Höchste des Lebens erkennt, mit sich einig geworden ist, in dem Idealen nur einen schädlichen Ballast des Geistes zu sehen, und in der Kunst, sobald sie über ihre Berechtigung, den Komfort zu dekoriren, hinaus geht, etwas Ueberflüssiges — der wird in der Trümmerherrlichkeit der Marienburg etwas sehr Gleichgültiges finden. Andere fühlen ihre Theilnahme nur durch den Gedanken getragen, daß der alte Bau doch brauchbares Material für andere Zwecke biete, und sie werden bei dem Anblicke der majestätischen Räume, ihrer edlen Pracht und ihres überschwenglichen Ornamentenreichtums vielleicht berechnen, wie viel Wispel Korn dort gelagert, wie viel Sträflinge dort untergebracht, wie viel Maschinen und Fabrikarbeiter dort beschäftigt werden könnten. Für solche Prosaiser des Lebens, welche den Bauch und den Mammon, das Nützliche und Rentable beständig in den Vorgrund schieben, oder ihnen allein Geltung zugestehen, für Jene auch, denen es allemal lieber ist, in den finstern Schacht einer Kohlengrube einzufahren, als durch ein kunstvoll gegliedertes Portal in das magische Dunkel eines Tempels

Gottes zu treten, wird die Beschreibung der Marienburg so wenig Unterhaltendes haben, als für Diejenigen, welche bei dem Anblick eines solchen Werkes idealer Begeisterung und Kraft beständig an die Millionen denken, welche es gekostet haben mag, und seufzend berechnen, wie viel Randle und Spitäler, oder auch wie viel Kasernen, Marställe, Rabettenhäuser und andere Nothwendigkeiten des modernen Staatsglücks dafür zu bauen gewesen wären. Die Armen! fern liegt ihnen die Betrachtung: wie viel Herzen im Laufe des Jahrhunderts ein solcher Bau durch seinen Anblick und durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, gehoben, erwärmt, zu edlen Vorsätzen und großen Entschlüssen angeregt hat, und der Begriff ist ihnen verschlossen, daß Männer, die so ein Werk erdenken, anordnen und ausführen konnten, so gut zu den Wohltätern und Erziehern der Menschheit gehören, als die großen Erfinder und Entdecker, die Dichter und Propheten des Geschlechts.

In den baltischen Ländern hat sich in der Frühzeit der Hanse und des Deutschritterthums der germanische Baustyl in einer ganz eigenthümlichen Weise ausgebildet. Die Herrschaft des deutschen Ordens in Preußen war der vorzüglichste Träger der Kultur und Kunst in diesen Ländern und der eigentliche Nerv ihres Lebens. Die Gewohnheit der Glieder jener kriegerischen Gemeinschaft, in fernen Ländern, zumal in Italien und im Morgenlande, Krieg und Abenteuer aufzusuchen, hatte Einfluß auf jene Ausbildung. Daher die sichtbare Verbindung maurischer und byzantinischer Elemente mit den germanischen in den wenigen großen Bauten, die noch aus jener Zeit übrig sind.

Es schließt diese Verschmelzung die majestätische Einfachheit in der Anlage nicht aus, welche den bezüglichen Monumenten der erwähnten Periode eigen ist. Sie tragen alle das Gepräge einer ruhigen Reflexion, erhebener und großer Ideen. Tritt auch zuweilen in der Gliederung des architektonischen Ganzen die rhythmisch bewegte Entwicklung seiner Theile gegen die Masse zurück, so drückt sich doch stets sowohl in der Kraft und dem Ebenmaß der Hauptformen, als in der großartigen Kühnheit aller Verhältnisse die Meisterschaft auf das entschiedenste aus, und die reichste, eigenthümlich gestaltete Ornamentik wird man selten vermissen. Granit und gebrannter Stein, sehr oft in gemeinschaftlicher Anwendung, bilden das Material zu jenen Bauten. Es begünstigt diese Verbindung die reiche Decoration der Außentheile, der Strebepfeiler, Friesen, Gesimse, Fensterblenden, Giebel, Zinnen und Thürme, und sie läßt, bei der Vielfarbigkeit der glasierten Ziegel, die höchste malerische Wirkung in eben der Weise erlangen, als in so manchen Bauten Oberitaliens durch die Anwendung verschiedenfarbigen Marmors. — Diese Eigenthümlichkeiten treten vorzugsweise in den Monumenten des deutschen Ordens — seinen Burgen, Schlössern und Kirchen hervor, unter denen der berühmte hochmeisterliche Sitz, die Marienburg, obenan steht. — Kein Fürst des Mittelalters besaß jemals eine

Wohnung für prächtigen und glänzenden Lebensgenuß, die edler und schöner gewesen wäre.

Den imposantesten Anblick gibt die Marienburg vom linken Nogatufer aus. Der Charakter des Werks ist Einfachheit und Höhe; er macht auf den Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck. Der vielfache Ein- und Ausbau aus späterer Zeit, welcher in der Nähe die Betrachtung stört, verschwindet von fern in der gewaltigen Masse des Ganzen wie die Altäre der Pfaffen im römischen Kolosseum, wie die arabischen Lehmhütten in den Tempeln der Thebais. — Angeweht von dem Geiste einer reichen Erinnerung, der seine Flügel mächtig um diese hohen Zinnen schwingt, vergißt man leicht die Anachronismen, die ein späteres Barbarenthum, welches, um sich über seine eigene Leere zu trösten, so gern alle Form- und Bilderschrift einer charakteristischen Vorzeit auslöschte, auch an diesem erhabenen Werke angebracht hat. Die dem Blicke zugekehrte Westseite des „mittleren Schlosses“, einst Residenz der Hochmeister, schaut noch, vom Vandalismus unbehelligt, in reiner, alterthümlicher Gestalt und in voller Majestät zu uns herüber. Vom Nogatufer aus läßt sich auch der Raum deutlich erkennen, welchen einst die Außenwerke der Ordensburg einnahmen; von jenem runden Wartthurm gegen Nord an bis weit über die Stadt hin, wohl eine Viertelmile lang, streckten sich die Thurm- und Mauerkränze des gewappneten Hochmeisterhauses aus, und noch häufig treten die Substruktionen derselben, zuweilen auch mit Buschwerk und Schlingkraut überwachsenes Mauerwerk, aus dem Grün der Umgebung hervor. Dem nördlichen Flügel des Schlosses gegenüber ist der Gasthof zum „Hochmeister“, die gewöhnliche Einfuhr der Fremden. Man übersieht von den Fenstern desselben die ganze Nordfacade, mit der Zugbrücke davor und dem Eingangsthore dahinter. Das sorgfältig restaurirte Hauptportal mit seinen Zinnen und den gothischen Spizthürmen nimmt sich besonders prächtig aus. Zwischen letzteren gewahrt man das hochmeisterliche Wappen, ein schwarzes Kreuz mit goldener Einfassung und dem schwarzen Adler auf einem kolossalen Schild aus grauem Stein. Die Vormauern tragen einen langen Zinnenfranz; kräftig und zierlich zugleich geschnitten. Hinter demselben prangt die dreifache Reihe gothischer Fenster, welche die hohen Säle erleuchten. Die beiden Eckgiebel sind mit Spizbögen und Knäufen verziert und um das ganze Dach laufen Zinnen; an jeder Giebelseite aber lugt ein altersgrauer Wartthurm über die Schloßmauer — zugleich spähend und drohend.

Ein hochgewölbtes Thor führt in den Schloßhof. Wir befinden uns vor dem Hauptbau. Dieser besteht aus zwei nebeneinander gebauten Burgen, großen Vierecken, welche Höfe einschließen, und die getrennt sind durch einen tiefen Graben, über den eine Zugbrücke führt. Die eine dieser Burgen, welche die Aussicht auf die Stadt deckt, ist das „obere“ oder „hohe Schloß“, vom Hochmeister Konrad von Thierberg 1275 als ursprüngliche

Burgveste erbaut. Sie war in späteren Tagen die eigentliche Wohnung der Ritter. Die Schönheit ihres „Kapitelsaals“ rühmen alle Chroniken. Im östlichen Flügel befindet sich die monumentenreiche Schloßkirche, unter welcher die St. Annengruft als Ruhestätte der Hochmeister sich wölbt, die von Dietrich v. Altenburg erbaut wurde. Das „hohe Schloß“, 1643 durch Brand hart mitgenommen, ward später durch Friedrich den Großen, im Interesse des Nützlichkeitssystems, in ein Heu- und Kornmagazin umgewandelt. Neben der Schloßkirche steigt der „Pfaffenthurm“ empor mit den einst prächtigen Wohnungen der Geistlichen des Ordenshauses. Die nachherigen polnischen Herren machten ein Jesuitenkollegium daraus, und der alte Fritz ein Zeughaus. — Die zweite Burg, das „mittlere Schloß“, besteht aus drei langen Schloßflügeln, die ein offenes Quadrat bilden. Den einen nimmt die „Bartholomäuskirche“ ein, an welche die Staatszimmer des Ordensfürsten und die Gastkammern für Fremde sich anschlossen. Auch dieser herrliche Bau ward 1803 zum Magazin und die Säle der Hochmeister wurden zu Schütthöden entwürdigt. Die mittlere Fassade mit dem großen Portal enthielt links des „Großkomthurs Wohnung“, von besonderer Pracht, und rechts die „Herreninfirmarie“ oder das Ritterhospital. Diese ganze Partie der Burg wurde 1802 in Wohnungen für die Magazinbeamten verkehrt, und man muß sogar an der Möglichkeit verzweifeln, sie wieder herzustellen. — Der westliche Flügel endlich enthielt die Wohnung für den Hochmeister, welche mit dem großen Konventsremter der Ritter zusammenhing. Er ist das eigentliche Residenzschloß. Dietrich v. Altenburg hat den Bau auch dieses Prachtgebäudes begonnen, doch die Vollendung desselben ist gewiß in die Zeit des großen Winrich zu setzen. Damals waren die Macht und der Reichtum des Ordens auf ihrer Höhe; die Mittel, den Bau so prachtvoll auszuführen, waren also in Ueberfluß vorhanden. Schon die äußere Ornamentik deutet auf die Majestät der Person, welche in diesen Gemächern ihren Wohnsitz hatte, und das Innere entspricht dem Aeußeren. Die ganze Fassade erscheint wie ein lichtiges Fenster. Das zierlich durchbrochene Mauerwerk wird von schlanken Granitpfeilern mit kolossalen Karyatiden auf Mauerbögen von Granit getragen, über die sich das Filigranwerk der durchbrochenen Zinnen, die als Brustwehr hoch über das Dach steigen, wie eine Krone gegen den Himmel abfängt. Drei Eingangspforten führen jede in eine andere Etage. Ueber der mittleren erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürstlich Meußischen Familie an einen Ahn derselben, Heinrich von Plauen, der das Ordenshochmeisteramt in einer Zeit der schwersten Kämpfe und Bedrängnisse bekleidete.

Nicht minder stattlich ist der Anblick, wenn wir von der Zugbrücke des trockenen Grabens, der das Hochschloß vom mittleren trennt, die Südseite des hochmeisterlichen Palastes vor uns haben und den ganzen Bau vollständig von seinen untersten Geschossen an durch vier Stock-

werke bis hinauf zu den hochragenden Zinnen in's Auge fassen. Die riesige Kraft des unerschütterlichen Mauerwerks im Fundamente, der Ernst in den Anstalten zur Vertheidigung, die heitere Ansprache der Kunst in den mit den zierlichsten Skulpturen ausgestatteten Fensterbögen und Thürgewänden, die Kühnheit der Zinnenbrüstung und die Harmonie des Ganzen ist wunderbar schön! Tief aus dem Boden, von den mächtigen Kellern an, die, wie der gebändigte Erdgeist, unwillig sich beugend, das Ganze tragen, erhebt sich der Bau, Pfeiler auf Pfeiler und Gewölbe über Gewölbe, wie der Thurm eines Münsters, immer höher, leichter und lustiger bis in die lichten Sternengewölbe, die das Ganze mehr überschweben als bedecken.

Aber den großartigsten Eindruck empfangen wir doch auf der Nothseite des Schlosses. Stolz thürmen sich da die vier Stockwerke des Baues über einander. Oben im höchsten ist der Prachtsaal, „Meisters großer Remter“, mit seinen weiten Fenstern und herrlichen Glasmalereien; über denselben die Brustwehr mit dem Zinnenkranze. Alle Fenster, welche in langen Reihen bis zum Erdgeschoß sich hinabsenken, sind durch zierliche, vorspringende Granitpfeiler von einander geschieden, und auch unter den mächtigen Eckbrustwehren oben treten solche Pfeiler aus der Masse hervor. Sie gleichen, aus der Entfernung gesehen, feinen weißen Stäben und die Steinverzierungen unterhalb der Zinnen hängen wie ein leichter Schleier über die Fenster hinab. Je höher der Bau hinaufsteigt, desto größer wird seine Kühnheit, und je höher das Gestein dort oben sich fügt, desto lustiger und leichter erscheint es, trotz seiner ungeheuren Masse. In der That wird man nirgendwo an einem weltlichen Gebäude so viel Größe und Würde, so viel Masse und Kraft, vereinigt mit Leichtigkeit und Freiheit im kühnsten Aufschwung, beisammen finden, als an dem Mittelschlosse der Marienburg. Dasselbe ist zwar nur ein kleiner Theil des großen Ganzen; doch offenbart sich in ihm am meisten der Kunstsinne des Baumeisters und eine Erhabenheit der Architektur, wie sie in Deutschland sonst nur an Kirchenbauten sichtbar wird. Links von diesem vorspringenden Schloßflügel schließt sich der untere „Konventsbremter“ an, der einstige Speise- und Festsaal der Ritter. Er wird erhellt durch eine stattliche Reihe von acht großen, in Farben glühenden Fenstern mit reichen Ornamenten und über denselben verleiht ein langer Kranz von Zinnen dem Ganzen Ernst. Schade, daß den vollständigen Ueberblick späteres Flickwerk beeinträchtigt! Es ist eben im Plane, diese elenden Gebäulichkeiten, die bald auf den Stumpf eines alten Burghurms aufgesetzt, bald schief auf gebrechlichen Holzpfeilern stehen, wegzureißen; und doch haben auch diese Hütten ihre Berechtigung, wie die Mistel auf dem abgestorbenen Eichstamm, oder das Eulennest auf dem zerbrochenen Thurme. Es liegt doch immer etwas Pathetisches darin, wenn sich Lebendiges an Todtes knüpft.

Der Anlage nach ist die Marienburg nicht nur das umfangreichste, sondern, seiner großartigen und originellen Konstruktion wegen, auch das

schönste und erhabenste Schloßbauwerk des Mittelalters. Die kompetentesten Beurtheiler unserer Zeit sind dieser Meinung; Moller in Darmstadt, Schinkel und Quast in Berlin, auch Brown aus New-York, welcher vor einigen Jahren, von Petersburg kommend, der Burg seinen Besuch abstattete. Der verwüstete Zustand vieler Theile spottet leider einer vollständigen Restauration; nie wird der Bau wieder in seiner ganzen Pracht hergestellt werden. Die vom Vandalismus der polnischen Herrscher und auf Friedrichs des Großen Befehl zertrümmerten Prachtgewölbe und zerfallenen Thürme und Arkaden neu aufzuführen, das würde Hunderttausende kosten, und wo sind die Meister, welche es in der kunstvollen Ornamentik den Alten gleich thun könnten? Schon die Restauration der Hochmeisterwohnung und des Konventremters hat die Mittel sehr erschöpft; und doch galt sie nur dem vergleichsweise besser erhaltenen Theil des Ganzen. — Ein ganz eigenthümlicher Geist lebt in der Marienburg. In den deutschen Dömen sehen wir die Kirche allein in einer großartigen Idee verkörpert. Im Hochmeisterschloß ist Religion und Heldenleben des Mittelalters in ein großes Gemälde gebracht. Wie der Ritter des Ordens Kreuz und Schwert trug, so ist in diesem Ordenshause auch überall eine Vereinigung des Heiligen mit dem Weltlichen sichtbar. Das Haus war eine Fürstenburg, eine Landeswehr gegen Feindesgewalt, es war der Palast eines mächtigen Herrschers; es war zugleich eine der Religion geheiligte Stätte. Nicht weniger als drei Kirchen und Kapellen befanden sich auf der Marienburg, und Kunst und Reichthum wetteiferten in ihrer Ausstattung.

Bevor wir uns von dem Orte trennen, wo so Vieles zum Herzen spricht und die Gedanken anregt, wollen wir noch ein Paar Einzelheiten beschauen. Wir folgen dem Kastellan zum „obern Gang“, der zu „Meisters großem Remter“ führt. Die hohen Gewölbe desselben ruhen in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler. Die gewaltigen Fenster, mit den zar-  
testen Skulpturen, Laubgewinden und Thiergestalten, geziert und mit den schönsten Glasmalereien geschmückt, gewähren eine unermessliche Aussicht in's flache Werderland. Daß es in diesem Saale oft froh zugegangen sei, davon zeugen die prächtigen Schenkbänke aus Marmor, die an der Wand hinlaufen, und die Kloben an den Decken, an welchen die Kronleuchter hängen. Denkt euch diese Gewölbe, Gurte, Pfeiler und zahllosen Ornamente im Widerscheine der Kerzen, wie sie lebendig in einander ranken; denkt sie euch, von draußen gesehen, bei dunkler Nacht, wie eine Riesenleuchte über dem stillen Lande thronend: es war gewiß schön! — Auch der 110 Fuß lange Konventremter mit seinen weißen, lustigen Sternengewölben, die von drei schlanken Granitpfeilern getragen werden, ist herrlich, zumal wenn die Abendsonne in den bunten Schildereien der acht hohen Spitzbogenfenster flammt und den farbigen Fliesenteppich mit phantastischen Blumen bestreut. Seine gewaltige Decke, die in felsförmigen Wölbungen dreimal mit den Pfeilern zusammen wächst, verwandelt die schlanken Steinstützen

gleichsam in Palmbäume, welche ihre Aeste in elastischer Biegung gen Himmel strecken und sanft zur Erde wieder zurückneigen, oder in kolossale Pilienkelsche von Stein, denen des Meisters Hand Leben einzuhauchen schien. Es dürfte nicht zu viel behauptet sein, die gesammte gothische Baukunst habe unter ihren Tausenden edler Bildungen kein Gewölbe hervorgebracht, welches an Leichtigkeit, Eleganz und schönem Verhältniß der Stützen zum Gestützten diesem Meisterwerke der Kunst gleichkommt. Alle frühern Gewölbekonstruktionen scheinen nur Vorbereitungen zu diesem Triumphe; alle spätern ein Hinabsteigen vom Gipfel.

Zum Schluß noch einen Blick auf ein Kunstwerk der Marienburg, das vielleicht das originellste des ganzen Baues ist; ich meine die sogenannte „goldne Pforte“ — das Portal der Schloßkirche. Dieses Prachtthor war einst vergoldet. Der Figurenschmuck, die Laub- und Blumenornamente an demselben sind von der edelsten Bildung; Anmuthigeres hat die Kunst niemals hervorgebracht.

Fragen wir nun, ehe wir der Marienburg unsern Scheidegruß zuwinken, wer ist der Baumeister dieses hohen Hauses? so bleiben wir ohne Antwort. Keine Tradition hat seinen Namen aufbewahrt. Ohne Zweifel haben (von 1280—1360) der Baumeister mehre daran gearbeitet. Der Hochmeister, unter welchem der Bau begonnen, kam von Venedig, und es kann daher nicht auffallen, daß man so vielfach durch Styl und Ornamentik an die alte Beherrscherin der Meere erinnert wird. Schinkel will auch Aehnlichkeit mit den Rathhäusern von Vöwen und Brüssel; Böttcher mit der Alhambra und mit Batalha erkennen; Alle stimmen aber in der Bewunderung des Werks überein. Wie von der Hochburg Athens das Bild der schützenden Göttin weithin gesehen wurde, so, wenn auch naiver, blickt die Umgegend nach der Schutzheiligen des Ordens. „Siehst du die Marienburg nicht?“ ist noch jetzt die sprichwörtliche Frage in des Volkes Mund, wenn das Auge das Nächste und Größte überfliehet.

Das Licht einer großartigen Vorzeit umstrahlt die alten Mauern der Hochmeisterresidenz; — die Erinnerung an das große Leben eines vergangenen Geschlechts spricht noch mahnend aus den gewaltigen Gebilden der ehrwürdigen Ruine; die Umgestaltung eines heidnischen Landes in ein christliches, die Begründung eines deutschen Lebens am fernen Bernsteinmeere, die Grundlegung der Verfassung des heutigen Preußenlandes: — Alles führt auf die Marienburg zurück, und wenn die Burg, mit Künstleraugen betrachtet, auch bei weitem nicht so herrlich dastände, schon als geschichtliches Denkmal, als Ehrenmonument der preussischen Vorzeit, hätte sie Erhaltung oder Wiederherstellung verdient.

Der Verfall des Schlosses fing an, als der Orden nicht mehr fähig und würdig war, seine Herrschaft zu behaupten. Lange Jahre lag sie öde; erst in neuester Zeit ist sie, wenn auch nicht wieder geboren, aber doch von den entstellenden Zuthaten und dem Schutt, die sie verhüllten, theilweise

gereinigt worden. Ich sage theilweise; denn noch viele Jahrzehnte werden dazu gehören, herzustellen, was Jahrhunderte verwüsteten. Nach Vertreibung des letzten Hochmeisters war sie hinabgesunken zum Wohnsitz polnischer Starosten. Dann kam die Burg an Preußens Friedrich, der, wie sein Nachfolger, Arges an ihr verschuldete, und in der That an der Marienburg in kurzer Zeit mehr verwüstete, als die polnische Zeit zuvor verdorben hatte. Hatte doch des dicken Wilhelms Minister, ein Herr von Schröter, 1804 schon den Befehl zum Abbruch des Schlosses erlassen, um aus dem Material Ställe zu bauen! Mar von Schenkendorf war der Erste welcher die Wiederherstellung des Baues anregte; aber Preußens unglückliche Lage nach dem Kriege von 1806—1807 versagte zu solchem Vorhaben die Mittel. Erst als im Brande von Moskau das blutige Morgenroth einer neuen Zeit der Ehre auf Preußen fiel, und die Herzen, von hohen Ideen berührt, auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit wieder empfänglich wurden, erst dann fand Schenkendorfs Saatkorn einen Boden, in dem es Wurzel schlagen konnte. v. Schön, der Oberpräsident, wies auf die verlassene Wüste in einer ermahnenden Ansprache und auf die Pflicht hin, die Marienburg auferstehen zu lassen aus ihrem Grabe wie die Burg der Zollern. Der patriotische Mann fing das Restaurationswerk kühn mit leerer Hand an; er täuschte sich nicht. Von nah und fern wurden ihm Gaben zur Wiederherstellung; sie wurde eine That des Volks und ist bis heute volksthümlich geblieben. Städte und Korporationen wetteiferten in Uebnahme der Restauration bestimmter Theile; die eine stiftete einen Pfeiler, eine ein Gewölbe, die andere Fenster u. s. w. Der König gab die Mittel zur Herstellung des Fundamentalen, das Volk jene zum Ausbau und zum Schmuck. Noch heute dauern die Gaben und Stiftungen fort, damit das Herstellungswerk keine Unterbrechung erleide, und so erhebt sich das alte Ritterhaus allmählig zu neuer Herrlichkeit.

---

## Die Solfatra bei Neapel.

Die Geologie ist eine Wissenschaft von gestern. Erst seit etwa 60 Jahren setzt sie uns in den Stand, bei Betrachtung des Erblebens aus der Sphäre der Einbildungskraft in die der Thatfachen zurückzukehren. Unterstützt von der Physik, und von den zahllosen, wichtigen Entdeckungen, welche in unserer Zeit in der Mineralogie, Chemie, fossilen Botanik und Zoologie gemacht wurden, geleitet und erleuchtet, sind wir im Stande, verständliche Urkunden aus dem Archive im Innern der Erde zu ziehen und Denkmäler

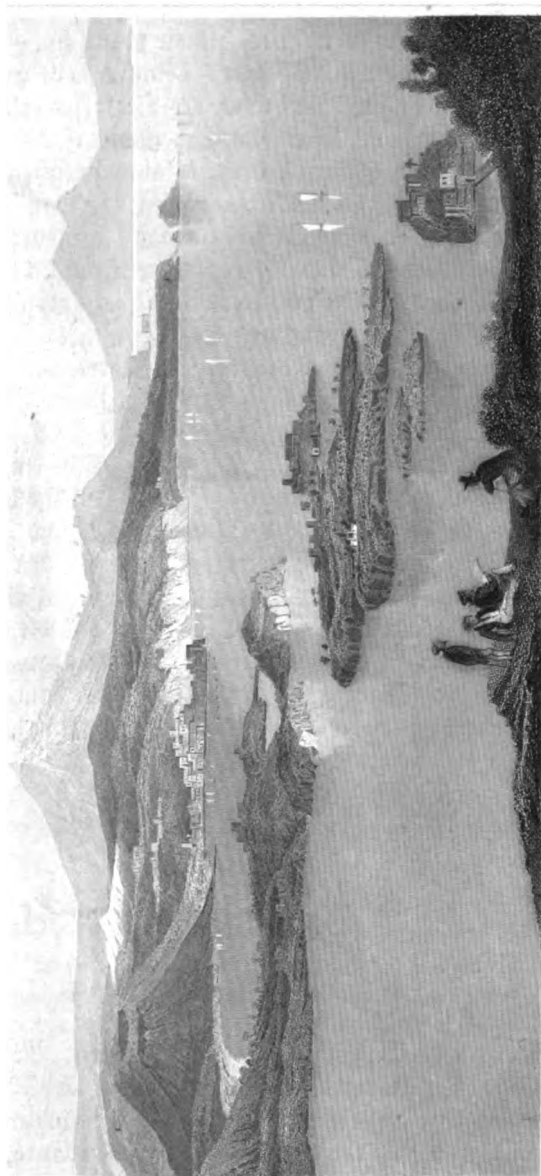


Table 1. (continued)

TELEPHONE CALL, WRECKMASTER ELLIOT

[illegible]

**Abstract**



zu entziffern, welche den Forschern vergangener Zeiten ein versiegelttes Buch waren. Die Wissenschaft hat dessen Schließen gesprengt; aufgeschlagen liegen sie, die Annalen über die Werke des allmächtigen Schöpfers; der Schlüssel zu den Hieroglyphen, welche von Gottes Finger selbst auf die Grundsteine der Gebirgsfesten und an die Wände unsers Planeten geschrieben wurden, ist gefunden.

Selbst die Chronologie in den Phasen des Erblebens ist angebahnt worden und ihre relative Altersfolge ist durch die vorhandenen Monumente sicher nachgewiesen. Nur die Dauer der geologischen Epochen ist noch räthselhaft. Aber wie es der Geschichtsforschung nach und nach gelungen ist, aus den Denkmälern der Völker das Alter der Menschheit und ihrer Schicksale zu entziffern, so ist es gewiß auch den Geologen noch vorbehalten, die Zeiträume im Erbleben zu messen. Das Wie? ist freilich noch zu suchen. Anhaltspunkte dazu gibt die in unserm Gesichtskreis liegende Tagesgeschichte der Erde nicht; denn die Spanne Zeit, ein Paar Jahrtausende, ist zu kurz und der von ihr zu nehmende Maßstab ist viel zu klein für solche Messungen.

Unter den gegenwärtigen Lebensäußerungen der Erde machen sich die Vulkane und ihre Wirkungen am meisten bemerklich. Unzählig waren einst jene lodernden Feuereffen auf der Erde, bis im Laufe der Aeonen die an ihren Herden wirksam gewesenen Elementarkräfte ermatteten und sie erloschen bis auf die wenigen, deren Feuerbüschel die Nacht erleuchten.

Nach Afrika ist unser Welttheil an lebenden Vulkanen der ärmste. Die vulkanische Thätigkeit ist da zumeist auf zwei kleine Kreise in Italien beschränkt, von denen der Aetna den einen, der Vesuv den andern Mittelpunkt ausmacht. Die Gasse des Vesubs ist der jüngste von mehr als 80 Schloten, welche in längstvergangenen Zeiten ihre Flammen mit den Wolken mengten. Die ganze Gegend von Neapel ist nämlich angefüllt mit erloschenen Feuerbergen, von denen nichts mehr als die eingestürzten Krater zu sehen sind, deren Boden jetzt häufig Seen enthalten. So sind der Albaner=, der Avernische=See und der Spiegel der Diana bei Nemi bloße Kraterausfüllungen.

Auch die Solfatra (Solfaterra) gehört zur Reihe ehemaliger Vulkane, die Neapel umgeben. Der Krater derselben stürzte wahrscheinlich durch Erdbeben zusammen und bildete dann eine Decke über den Feuerherd, der noch nicht ganz erloschen ist; denn die Solfatra, die Ebene nämlich, welche den Kraterrand umgibt, stößt durch unzählige Risse und Spalten fortwährend warme Schwefeldämpfe aus, und am äußeren Fuße des Kegels sprudeln heiße Quellen hervor. Jene Dünste werden an mehreren Stellen aufgefangen und zur Alaun= und Schwefelbereitung, auch zu Gasbädern benutzt, welche in Hautkrankheiten sehr heilsam wirken sollen. Nahe bei einer der heißen Quellen, die Piscarelli genannt, ist eine tiefe Kluft; legt man an diese das Ohr, so hört man entsetzliches Brausen und

Zischen, als wenn ein ganzer See kochte, und von Zeit zu Zeit Geräusch, wie Geschützdonner: — wahrscheinlich Wirkung explodirender Gase. Es ist nicht zu zweifeln, daß unter der Solfatra der ungeheure Kessel sich befindet, dessen Dämpfe durch die Risse des Deckels das Freie suchen.

In diese unheimliche Gegend legten die Alten den Schauplatz mancher Mythe. Die ansiedelnden Griechen nannten die Solfatra die phleggräischen Felder (d. h. die flammenden) und versetzten unter dieselben die Werkstätte Vulkans. Herkules bestand hier den Kampf mit dem Riesen; eine nahe Grotte bewohnte eine weissagende Sibylle. Um den erstorbenen Stamm der heidnischen Sage rankte sich in spätern Zeiten die Passionsblume der christlichen Legende.

---

## Das Amphitheater in Pola.

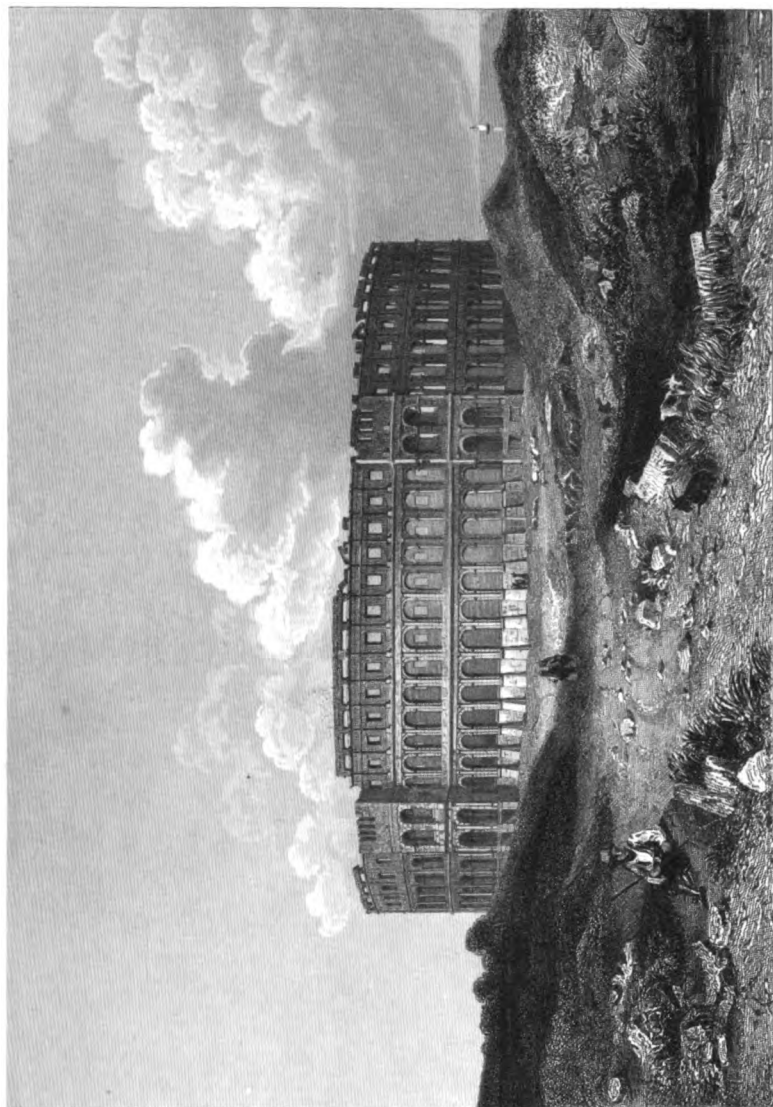
---

Pola, im istrischen Küstenlande, ist der Todtenhügel der stolzen Pietas=Julia, in der einst 50,000 römische Bürger lebten. Das Amphitheater ist ihr Grabstein. Da Roms Glanz im Occident erblühte, als die Adler aus den Provinzen scheu zum Kapitol zurück flüchteten und als die aufgestandenen und beutelustigen Völker von Nord und Ost die Mauern Italiens gestürmt hatten und hinabgestiegen waren von den Alpen, um im Herzen des Weltreichs die himmelhoch angewachsene Schuld zu strafen am Römervolk bis zur Vernichtung: da ging auch Julia's Herrlichkeit schnell dahin. Nach oft wiederholten Schlägen durch die Barbaren mit Feuer und Schwert, Plünderung und Verheerung, verließ der Rest der Einwohner im 6. Jahrhundert den Schutt ihres untergegangenen Glücks; sie flohen in's Gebirge oder auf die benachbarten Inseln des adriatischen Meers.

Lange blieb nun die Stätte unbewohnt. Später sammelten sich allmählig wieder Menschen in der schönen, fruchtbaren Gegend, und sie bauten ihre Hütten in die Ruinen, wie Schwalben ihre Nester. So ist nach und nach das heutige Pola entstanden, bisher ein armseliger Flecken von kaum 1000 Einwohnern, übelberüchtigt wegen ihrer Bigotterie und Bettelhaftigkeit. Erst in neuer Zeit ging für Pola der Stern einer besseren Zukunft auf. Die österreichische Regierung erkannte die Trefflichkeit des weiten, bequemen und sichern Hafens, den Pola besitzt und der einstens die ganze Rudersflotte der Römer beherbergte, — und beschloß, die Bucht zu einem ihrer Hauptkriegshäfen umzuschaffen. Bedeutende Festungswerke, Arsenalbauten, Spitäler und andere Gebäude sind seitdem entstanden, neue großartige Etablissements noch im Entstehen begriffen, und mit der Bedeutung wächst die Größe und Wohlhabenheit der Stadt.







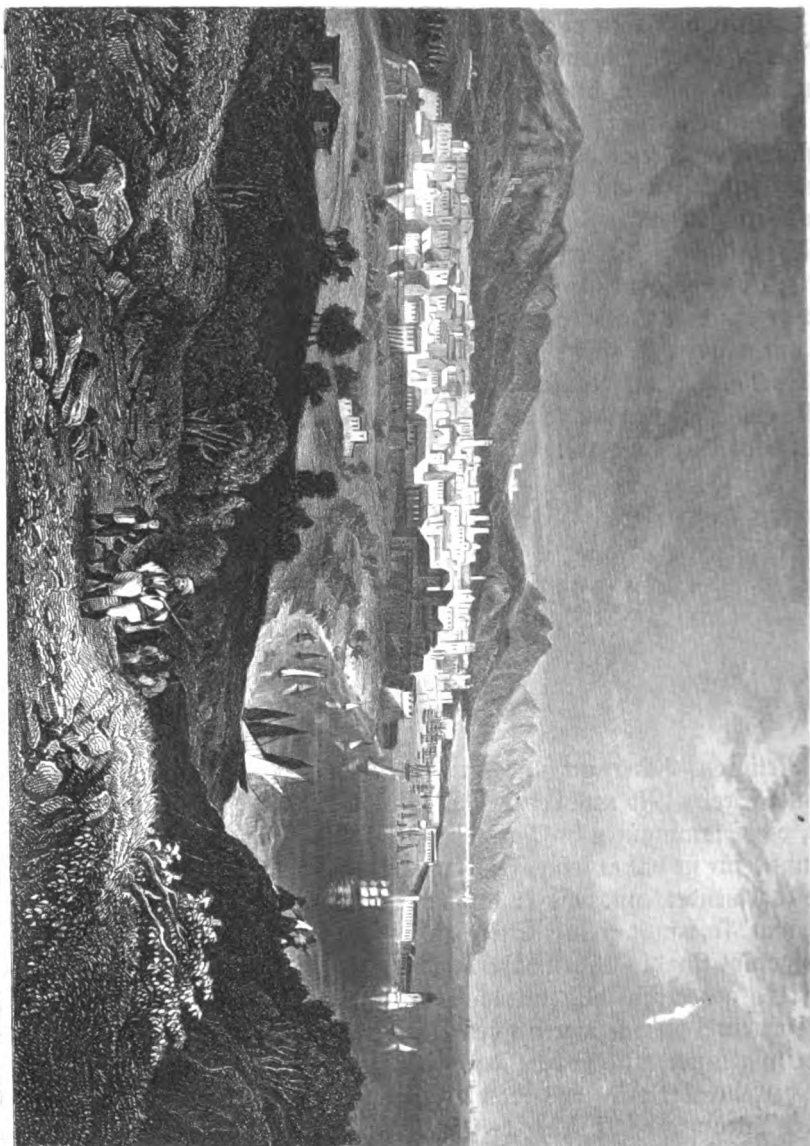
Das Amphitheater in Poma

Engraving by G. G. G.

See of the Colosseum in Rome, 1845.







THE BAY

SAN FRANCISCO

THE BAY

THE BAY

Pola ist reich an großartigen Denkmälern aus der Römerzeit. Sein Amphitheater ist eines der größten unter den vorhandenen. Alles Mauerwerk ist noch wohl erhalten. Es ist dreistöckig und jedes Stock hat 72 Fensteröffnungen oder Arkaden. Das Innere ist verschüttet. Fragmente von Säulen und Skulpturen schauen aus dem Boden hervor und hohes Buschwerk hat die Marmorsitze überwachsen, auf denen 18,000 Zuschauer Platz hatten. Ein prachtvoller Triumphbogen, die Porta aurea, ward zum Stadthor verwendet; auch ein Tempel von edelster Bauart ist ziemlich vollständig erhalten. Kurz, für die Forschungen der Antiquare ist hier ein reiches Feld offen und auch noch manche Schatzkammer alterthümlicher Kunstwerke verborgen. Bis jetzt ist wenig geschehen, sie an's Tageslicht zu ziehen; das ist spätern Zeiten vorbehalten.

Pola, obschon nur eine geringe Stadt, ist doch der Sitz eines römischen Bischofs. Die Siebenhügelstadt übt nach wie vor ihre Herrschaft: nur mit andern Waffen. Statt mit der Schärfe des Schwertes regieren die Männer des Kapitols die Völker mit dem Krummstab, und an die Stelle der erbarmungslosen Gewaltregierung der Imperatoren ist die feine Politik der Kirche getreten.

---

## B a r c e l o n a.

(Im Jahr 1845 geschrieben.)

---

Religion, Vaterland und die Erinnerung der Vergangenheit sind dem Spanier Seele, Leib und Leben. Sie sind ihm die Penaten auf dem Hausaltar, die Stammgüter im Nationalheiligthum. Für sie hat er allezeit heiß gekämpft, für sie hat er seine Felder mit Blut getränkt; ihnen ist seine ganze Liebe zugewendet, und wie er mit unerschütterlicher Treue an seinem Boden hängt, so hängt er mit Stolz an seiner Geschichte, die ihn mit hohem Selbstgefühl für die Gegenwart begabt. Darum kann die Autorität, der er willig gehorchen soll, nie wohl eine andere Grundlage haben, als eben jene Elemente, die zur eigentlichen Seele der Nation gehören. Nur die Unterwerfung unter eine solche Autorität kann das Selbstgefühl nicht verletzen bei einem Volke, das, das stolze der Erde, sich in Masse adelig fühlt. Wenn der Asturier diesen Adel anspricht seines rein=gothischen Blutes wegen, so fordert ihn der Kastilier, weil sein Stamm der herrschende geworden, und der wackere Biskayer, der kühne Katalonier, die stolz und frei auf ihren Wehrgütern wohnen, verlangen die Anerkennung als für ein Erbstück von den Vätern überkommen, das alle Könige ehrten. So, mit

bestimmt und scharf ausgeprägten Charakterzügen, steht das spanische Volk in der Weltgeschichte ernst und großartig da, einer Aloe gleich, die nur in langen Zwischenräumen ihre geschlossene Knospe zur wunderbaren Blüthe aufschließt. Fest, besonnen und ruhig, jedoch heftig und reizbar in der Liebe wie in der Ehre, ernsthaft, streng, ja finster in der Stimmung; freisinnig, edelmüthig, ritterlich und standhaft in seinem Thun, steht dies Volk wie ein Granitfels in den Wogen der Zeit, — verwittert zwar und von Flechten und Moos überwachsen, aber nicht erweicht, nicht abgerundet, nicht zahm und zur Knechtschaft aufgelegt.

Die Fluth der Aufklärung über sociale Begriffe, die Ideen von durchgängiger Gleichheit, angestammten Menschenrechten und ihrer Unverjährbarkeit, von der Souveränität des Volks und der nothwendigen Delegation aller Macht von unten herauf: — kurz die Ideen, welche bei den gesittetsten Völkern durch Revolutionen und Reformen seit 50 Jahren eine Umgestaltung des Baues der Gesellschaft bewirken, sie haben in Spanien noch keinen solchen Boden gefunden, um schnell und tief zu wurzeln. Darum sind auch Verfassungen, die auf jenen allgemeinen Abstraktionen sich gründeten, der Masse des spanischen Volks unverständlich geblieben, und eine weitere Folge davon ist gewesen, daß die Mehrheit es jederzeit gleichgültig geschehen ließ, daß man sie eingeführt, wieder abgerufen und von Neuem zurückgebracht hat. Seinem heimathlichen Sinn ist ein solches Verfassungswerk so fremd, wie ihm der abstrakte Despotismus zuwider ist. Dem spanischen Volke, zumeist aber dem Katalonier, ist Heimath und Gemüth und angestammtes Recht Alles; die Theorie der neuen Gesetzgebung hingegen liegt ihm fern. Was in jenem wurzelt, wird ihm schnell vertraut und werth; solche Verfassungen aber, die diese Grundlage nicht haben, betrachtet er mit Verwunderung und Mißtrauen, sie gehen nie in den gewöhnlichen Bereich seiner Begriffe über. Was er will, ist eine Regierungsform, die sich seinen Gefühlen und Gesinnungen, seinen Sitten und Gewohnheiten, ja selbst seinen Vorurtheilen anpaßt, die in seiner Geschichte wurzelt, also eine solche, in welcher er sich selbst wieder erkennt und Schutz und Sicherheit für seine theuersten Güter findet.

Es ist einleuchtend, daß bei dieser Haltung des Volks, bei dieser Theilnahmslosigkeit der Mehrzahl an den Schwingungen des Zeitgeistes die Kräfte, welche diesen Pendel in Bewegung setzen, nur Partei-, nicht Volkskräfte genannt werden dürfen. Je geringer die Zahl Derer ist, welche in Spanien den Beruf übernehmen, das Staatsgebäude ihren Wünschen gemäß umzugestalten, und je weniger das Volk selbst daran Theil nimmt, desto weiter ist auch das Feld, welches sich für das Spiel und den Kampf der Faktionen öffnet. Deshalb haben wir in Spanien seit einer Reihe von Jahren den traurigen Anblick, daß Parteien um die Herrschaft blutigen Hader treiben, bei dem das Glück des Volks kalt und grausam gespottet wird. Bald mißbrauchend den Namen der Monarchie, bald den der Freiheit, wird

Spanien abwechselnd durch die Leidenschaften seiner Fürsten oder Derjenigen gequält, welche Arglist und Glück an die Spitze der Macht führt. Jede Partei macht sich das Mißvergnügen des Volks zu nuge, jede schmeichelt ihm mit der Hoffnung auf einen bessern Herrn, jede theilt Geschenke und Versprechungen aus, um den Despoten des Tags zu stürzen, und gelingt es und setzt sich ein Anderer an seine Stelle, so gibt solcher Erfolg den Unordnungen, Verheerungen und der Qual der bürgerlichen Kriege nur neue Nahrung.

Aber das edle Spanien ist nicht für immer zum Leiden verurtheilt. Zerreißen wird endlich der Faden seiner Langmuth, aufstehen wird das Volk und mit den zerrissenen Ketten wird es die Tyrannei zerschlagen und verjagen seine Unterdrücker. Das Beispiel freierer, glücklicherer Völker wird in Spanien nicht ohne Nachahmung bleiben. Schon reden tausend Zeichen von der nahen Wendung der Dinge; ich vernehme schon an den nächsten Ufern der Zukunft das Flüstern von Dem, was, einmal laut ausgesprochen, widerhallen wird von den Firten der Pyrenäen bis zu den Mauern von Corunna in allen spanischen Herzen. Schon geht hörbares Murren über die Unterdrückung durch die ganze Nation; schon knistert die noch unsichtbare Flamme; schon regt sich's in den Provinzen da und dort; schon sieht man überall im Stillen rüsten, die Hülfsmittel prüfen und die Lage der Dinge in ernste Berathung ziehen. Noch ein Tag, noch eine Betrachtung — und eine ungeheure Bewegung wird entstehen, eine neue Zeit wird hervorgehen; eine Zeit des Schreckens für die Tyrannen, für Spanien ein Tag des Freiwerdens, ein großer Tag der Hoffnung.

---

Barcelona, die jetzt durch Tyrannei so gebeugte Hauptstadt Kataloniens, nach Intelligenz, Freiheitsinn und Gewerbleiß die erste, nach Größe und Volksmenge die zweite Stadt in Spanien, blühte schon vor der christlichen Zeitrechnung. Hamilkar, der Vater Hannibals, hat sie gegründet und sie mit Carthagischen Ansiedlern bevölkert. — Carthagischer Geist ist nie aus ihr gewichen. Republikanische Institutionen, ächte Freiheitsliebe, die den Tod nicht achtet, und ein Unternehmungsgeist, der Barcelona's Namen zu allen Zeiten in der Handelswelt groß gemacht hat, behielten hier eine Heimath.

Katalonien ist Barcelona, denn Barcelona ist der Brennpunkt, das Leben des ganzen Landes. Deshalb ist Kataloniens Geschichte auch die seinige. Alle großen Ereignisse erhielten hier Vollzug, hier entschieden sich die Kriege, hier wurden die Friedenspakte geschlossen.

Barcelona war die erste spanische Großstadt, welche die Römer von den Carthagern gewannen; sie war die letzte, welche von ihnen verlassen wurde. Die Gothen besaßen sie nicht lange; dann bekam sie Herren aus

Italien, aus dem Norden Europa's, aus Afrika. Auch die Befegung der Araber war von kurzer Dauer; der Schlag, den Karl Martell bei Poitiers gegen sie führte, warf sie bald bis an den Tajo zurück. Um jene Zeit (902—903) hatte Barcelona die 17 Monate dauernde denkwürdige Belagerung gegen Ludwig den Aquitanier auszuhalten, in welcher von der Bevölkerung über 60,000 umkamen, und bald darauf, unter christlicher Herrschaft, eine zweite gegen die Sarazenen, in Folge welcher, nach heldenmüthigem Widerstand, der Rest der Einwohner zu Sklaven gemacht wurde, bis sie das christliche Schwert wieder befreite.

Schnell entfaltete sich seitdem die Glanzzeit seiner Geschichte unter den christlichen Beherrschern Kataloniens. Hauptstadt eines unabhängigen Staats geworden, nahm es in eben dem Maße zu, als sich des letztern Macht vergrößerte. Sardinien und Sicilien wurden erobert, siegreich mit Byzanz gekämpft und diesem ein großer Theil von Griechenland entzissen, während die Handelsflotte von Barcelona, dem neuen Carthago, alle bekannten Meere bedeckte und in der mit Reichtümern erfüllten Stadt Künste und Wissenschaften mit der arabischen Civilisation erfolgreich wetteiferten. Nicht als ob die Barcelonesen während und nach dieser Periode dauernden innern Frieden genossen hätten: ihr stolzer, unruhiger Geist und ihr unbeugsamer Sinn für Freiheit verwickelte sie oft in Kämpfe gegen ihre eigenen Fürsten und Magistrate und brachte der Stadt manchmal schwere Tage. Doch bei dem frischen, rührigen Leben, das ihr innewohnte, vernarbte schnell jede Wunde wieder.

Im Erbfolgekrieg ward (1702) Barcelona von Philipp V. in Person mit gewaltiger Anstrengung, doch fruchtlos belagert. Ja, nachdem schon ganz Spanien die neue Dynastie anerkannt, nachdem England und Oesterreich Barcelona seinem Schicksal überlassen und ihre Truppen entfernt hatten, behielt die Stadt noch den Muth, allein den vereinigten spanischen und französischen Heeren und Flotten zu widerstehen. Die damalige Belagerung ist jenen von Numantia und Saragossa zu vergleichen. Als die feindlichen Kugeln die Zinnen von den Bürgern, ihren Vertheidigern, so gelichtet hatten, daß diese allein nicht mehr vernögend waren, die täglichen Stürme abzuschlagen, bildeten sich die Frauen und Mädchen zu Bataillonen und halfen bei der Vertheidigung mit Löwenmuth. Nachdem allmählich in dem ungleichen Kampfe alle Werke verloren waren, vertheidigte die Bevölkerung Straße für Straße noch mehre Wochen lang; jedes Haus wurde zur Festung, und jedes erforderte einen Sturm und ein Blutbad zur Eroberung. Erst nachdem drei Viertel der Einwohner gefallen waren, die Stadt zur Hälfte in Schutt lag und der übrige Theil in Flammen stand, — konnte der Marschall Berwick (1714) seinen Einzug halten. Auf den Trümmern eines zerstörten Stadtviertels wurde nachmals die Citadelle Montjuic als Zwingburg erbaut, welche in spätern Zeiten so oft dazu diente, den unbändigen Geist der Barcelonesen zu zügeln.

Die Lage dieser berühmten Stadt ist herrlich. Von Norden her durch eine sich in schönen Formen erhebende Gebirgskette geschützt, dehnt sie sich, Front machend gegen das Meer, an der Mündung eines breiten Thals aus, welches die Flüsse Nlobregat und Besos bewässern. Hier belohnt die größte Fruchtbarkeit unter einem milden Himmelsstrich hundertfältig jede Mühe der Kultur. Der Hafen ist weit und groß und wird durch einen prächtigen Molo vor den feindlichen Winden geschützt. Doch hat ihn die Regierung leider! und wohl nicht ohne Absicht in den letzten Jahren sehr vernachlässigt und so versanden lassen, daß jetzt nur Schiffe mittlerer Größe, die höchstens 12 Fuß Tiefgang haben, einlaufen können. Größere sind gezwungen, auf der unsichern Rhede vor Anker zu gehen.

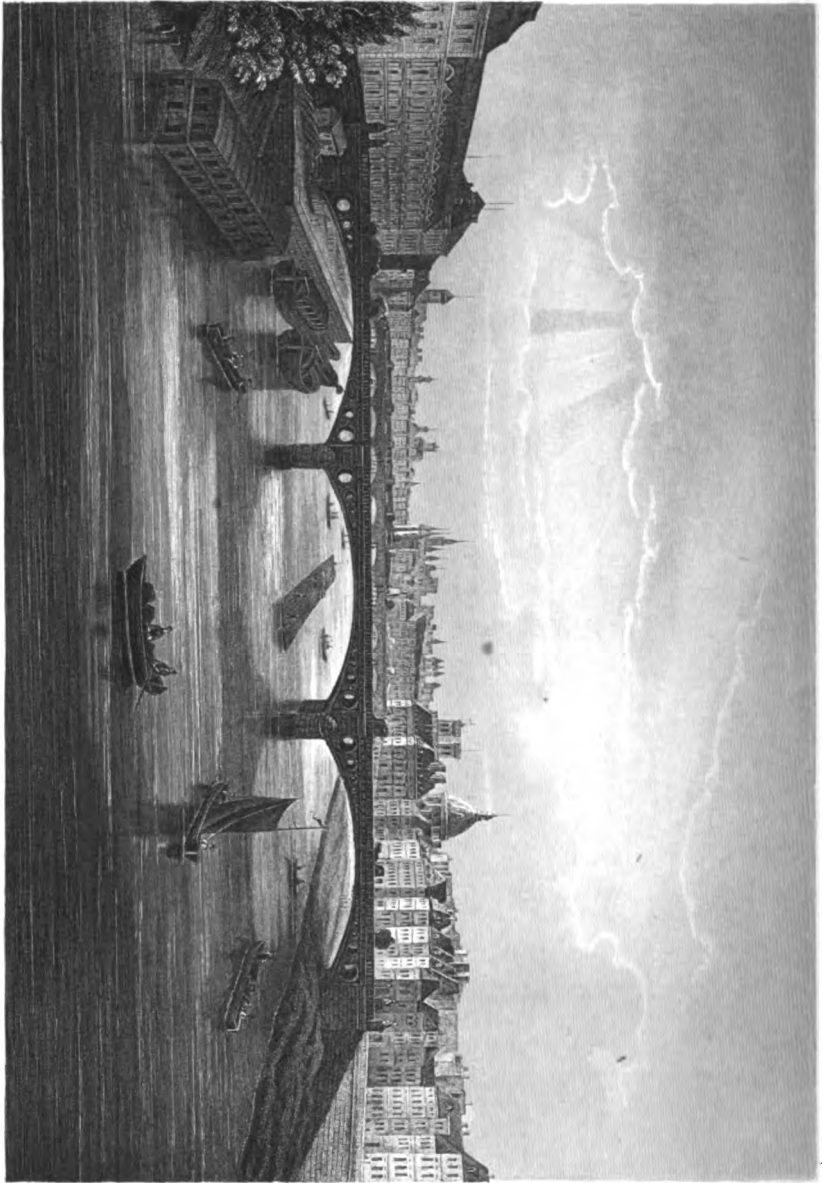
Die Bauart Barcelona's nähert sich auffallend der einer deutschen Stadt des Mittelalters. Die Häuser sind einfach, fest, massiv, hoch; die Straßen meist eng und winkelig: nur wenige sind regelmäßig, breit und prachtvoll. Die ausgezeichnetste ist die Rambla, eine Art Boulevard; auch auf der Riera ampla und Riera Conde del Asalto stehen viele Paläste. Die schönste aber und die modernste ist die Ferdinandsstraße, der Sitz der reichsten Kaufleute und Fabrikanten. Von den Kirchen zeichnen sich die Kathedrale und Maria del Mar durch Größe und innern Schmuck, von den öffentlichen Gebäuden durch seine Masse der königliche Palast und durch Styl und Zweck die Börse, das Zollhaus, das Theater, das Rathhaus aus. Vieles ward in dem Bombardement vor zwei Jahren zerstört und beschädigt, indeß eben so schnell wieder hergestellt und jetzt ist kaum eine Spur jener Verwüstung übrig. Aber in den Gemüthern grünt ihr Andenken fort, und Barcelona bleibt der Herd, auf dem der Brennstoff am höchsten aufgeschichtet ist, der, zur rechten Stunde angezündet, Spanien in Flammen setzen und seine Unterdrücker vernichten wird.

Barcelona ist die reichste Stadt in Spanien, und unter allen Provinzialorten ist in ihr die meiste Intelligenz, der meiste Sinn für Kultur, Kunst und Wissenschaft zu finden. Doch noch viel größere Wichtigkeit hat Barcelona als Mittelpunkt der spanischen Industrie — es ist das Manchester des Südens. 20,000 Webstühle sind in der Stadt gangbar, 10,000 arbeiten für die barceloneser Fabriken auf dem Lande. Engländer und Franzosen haben in neuerer Zeit viele große Etablissements gegründet und neue Gewerbzweige hergepflanzt: so Maschinenfabrikation, Eisengießerei u. s. w., und für die Bearbeitung der seit Jahrhunderten unbenutzt gebliebenen Mineralschätze Kataloniens bestehen jetzt eine Menge Vereine. Auch die Rhederei blüht mächtig auf und beschäftigt schon Tausende. Der Handel, von jeher groß und mehre Welttheile umfassend, wird durch das Emporkommen des Fabrikfleißes jährlich gehoben; über 1100 große Schiffe haben im vorigen Jahre den Hafen besucht. Nirgends sonst in ganz Spanien begegnet dem Auge eine solche Thätigkeit, ein so fleißiges Leben. Von allen Seiten erschallt das Getöse der Hämmer, das Rauschen der Webstühle, das Stöhnen

der Dampfmaschine; Männer, Weiber und Kinder sieht man zu Hunderten im Freien mit ihren Rädern und Spindeln Fäden drehen, oder eifrig die Nadel führen, um die rohen Stoffe zu Geweben vorzubereiten, oder diese durch Stickerei zu veredeln. An Sonn- und Feiertagen aber, wenn Gesang und Glockengeläute aus den Tempeln schallt, ruhen alle Hände — und des Nachmittags strömen die Schaaren der fleißigen Bürger mit ihren Familien hinaus nach Grazia oder Serria unter die Zelte und Platanen. Der Barcelonese ist nüchtern, mäßig in jedem Genuß. Tiefe Religiosität ist ein Grundzug seines Charakters, und von Natur beherrscht ihn nur eine große Leidenschaft — die Liebe zur Freiheit. Für sie hat er nie ein Opfer zu groß gefunden.

---





THE BRIDGE OF THE FUTURE

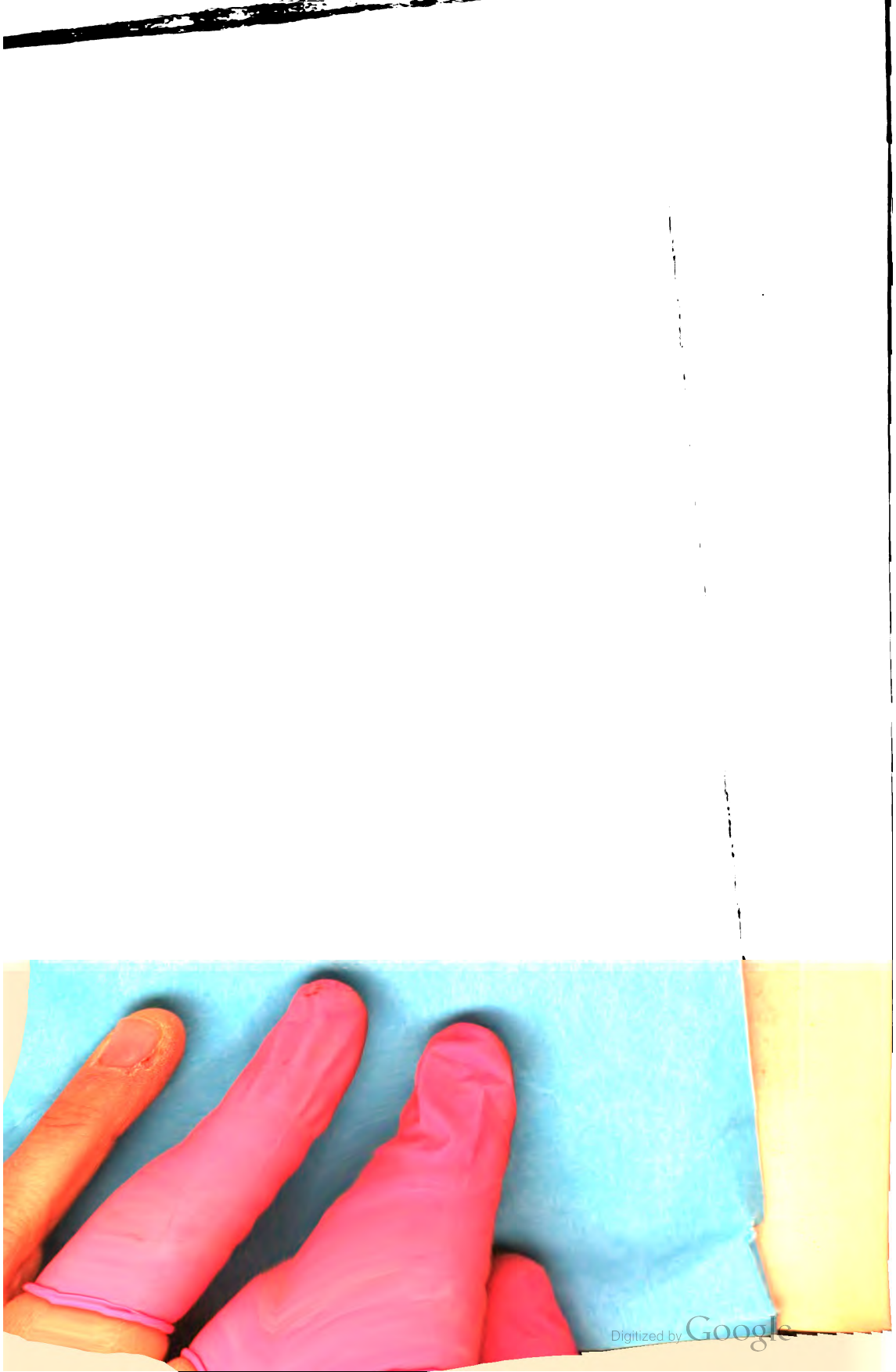
THE BRIDGE OF THE FUTURE

THE BRIDGE OF THE FUTURE



1912





## Paris.

---

Paris ist der Himmel, Paris ist die Hölle; ihr dürft Beides für Wahrheit halten. Zur ewigen Seligkeit führt nur ein enger, steiler Pfad für die Wenigen. Der andere Weg ist die ebene, breite Straße, und daß ihn die Menge wandert, kann um so weniger Wunder nehmen, da auf demselben Vergnügen und Genuß die Führer sind. An keinem Orte der Erde schäumt das Leben feuriger, brennender, siedender, und funkelt's und knistert's und verzehrt sich's in sprühendern Flammen. In dieser großen Werkstatt des Genusses ist die Gesellschaft beständig auf der Rennbahn. Vergnügen ist das Ziel, und ist eins erjagt, so jagt sie dem andern nach. Um des Vergnügens willen stiehlt der Dieb, trügt der Gauner, bettelt, der Arme; um sich einen lustigen Sonntag oder blauen Montag zu machen, unterzieht sich der Arbeiter den nächtlichen Anstrengungen, und der Kleinbürger, der Boutiquier messen ihren Erwerb nach dem Vergnügen, daß er ihnen verschaffen wird; gegen Vergnügen verwechseln der Kaufmann und der Habitué der Börse das Gold, das ihnen die Spekulation und das Glück gegeben; Vergnügen lacht dem Rentier aus seinen Obligationen und Aktien, seinen Coupons und Dividendenscheinen entgegen, und der Beamte, der Offizier, der Literat, der Künstler hält sein Bureau, seine Epauletten, seine Feder, seine Palette, seinen Meißel nach der Masse des Vergnügens werth, zu dem sie die Mittel heibringen. War des Vergnügens hätte der Altar keine Priester, das Gericht keinen Richter, die Affise keinen Vertheidiger, der Kranke keinen Arzt; war des Vergnügens wären die Legislatur ohne Gesetzgeber, die Ministerien ohne Minister, der Staat ohne Haupt; denn das Alpha und Omega der ganzen gesellschaftlichen Natur des Parisers sind Vergnügen und Genuß. Er interessirt sich so lange für Alles, als es den Reiz des Vergnügens bei sich führt; hört es auf, ihn zu amüsiren, so erlischt auch seine Theilnahme dafür. An der Hand des Vergnügens hingegen ist ihm jede Erscheinung, jedes Ereigniß, jede Veränderung willkommen: Königthum, Revolution, Diktatur, Republik, Kaiserreich, Schreckensregiment, Plebiszit, Kapuzinerthum, Kommunismus, Barrikaden, Abbe=Kader. Wegen des Vergnügens sucht er den Ruhm in der Schlacht, pilgert er

nach St. Sulpice in Sack und Asche, hört er die Rachel in der Oper, die oraison funèbre in Père la Chaise. Die Legitimität wäre ihm recht, wäre sie nicht gar zu langweilig, und den Tod haßt und fürchtet er nur aus dem Grunde, weil er nicht amüsirt; ja, er würde Mohammedaner werden, wenn der Prophet nicht den albernen Streich gemacht hätte, für die Freuden seines Himmels von dem Vergnügen auf der Erde einen hohen Discout zu fordern. Was ihn nicht vergnügt, das rührt er nicht an, was ihn nicht be- rauscht, dem klatscht er nicht Beifall. Aber für Vergnügen ist ihm Alles feil: Liebe und Lust, Können und Wissen, Ehre und Freiheit. Im Gegen- theil murt er über Alles und spottet er über Alles, was ihn langweilt, und gleichgültig verläßt er, sobald er gähnen muß, seine Könige, seine Eroberun- gen, seinen Ruhm, seine Götzen, mögen sie von Bronze oder Glas sein. Er wirft sie weg aus ennui, wie er seine Strümpfe, seine Gesundheit, sein Vermögen wegwirft. Paris ist gefährlich nur dann, wenn es sich langweilt; es braucht stets Erregung zum Leben, es braucht stets Etwas, das die Lei- denschaften anspannt, und dieses führt Ereignisse herbei, an welche die Welt nicht denkt. Der Pariser passionirt sich nur für die Sponder des Ver- gnügens, sei es das Gold, sei es die Macht. Eine Zehntausendfranken- note ist ihm lieber, als alle Liebe, und wer ihn vergnügt, von dem duldet er Alles: er duldet die Regierung mit der Phrase, die Regierung mit der Guillotine; er duldet die Religion als Eva und in der Kapuze, wenn sie amüsiren! — Gold und Vergnügen sitzen permanent auf dem Throne dieser Stadt ohne Glauben, ohne Sitte, ohne Gefühl und ohne Wahrheit, und wenn ihr dieses Labyrinth von Mörten und Schmutz, und die Gedan- ken, die Affekte, die es bewegen, erschüttern, verwirren, kennt, so werdet ihr für die hundert Räthsel und tausend Fragezeichen, denen ihr begegnet, immer dieselbe Lösung, dieselbe Antwort finden.

Laßt es uns einmal versuchen, auf diesem Meere, das Millionen vor uns durchschiffen und durchforscht haben, irgend ein unbekanntes Eiland zu finden. — Wir schiffen planlos hinaus, den Zufall am Steuer, Wind und Wetter als Führer.

„Boulevard des Italiens!“ — Der Fiaker raffelt durch die Rue vivienne, durch die Straße der Foulbs und der Rothschilds, über den Börsenplatz hin, am großen Opernhaus vorüber. Der Schlag wird geöffnet, — die dürre Hand empfängt ihr 20-Soustück, — nous voilà! Wie schön, heiter, glücklich erscheint hier Alles! Der Boulevard des Italiens ist der Tummelplatz der goldenen Jugend, das Ende der Flaneurs und Maulaffen, der Damenwelt mit ihren Wünschen und Gelüsten. Dia- manten, Gold, persische Shawls, Brüsseler Points, indische Essenzen und Parfümerien, exotische Pflanzen, seltene Früchte glitzern und prangen hinter Spiegelfenstern in den prächtigen Läden; dazwischen Kostüme aller Phan- tasieen und reizende Frauenbilder für alle Träume. — Ist das Alles Wirk- lichkeit oder nur Schein? Dies oder Jenes, oder auch Beides, wie du's

deuten magst. Die Trottoirs gleichen dem wogenden Meere, die reichen Equipagen, Fiaker aller Gestalten, Omnibusse und Fahrzeuge aller Gattungen machen sich den Fahrweg streitig; dich selbst reißt die Menschenwoge hin, und mehr fortgestoßen und fortgetragen, als gehend, schöpfst du erst auf dem Boulevard St. Martin wieder Athem. Hier hat das Straßenleben die vornehme, aristokratische Maske abgestreift. Tabaksqualm und Bier dampfen aus den Billards und Cafés, Gerüche der Küche aus den Restaurants. Die gute Gesellschaft verirrt sich nicht in diese Region; sie gehört dem Kleinbürger, dem Handwerker, den subalternen Beamten. Erst am Thor von St. Denis, der steinernen Lüge von der Größe Ludwigs XIV., verändert sich die Staffage wieder. Die Straßen dieser Nachbarschaft gehören meistens der Industrie, den Fabriken, den großen Werkstätten und den Niederlagen, wo die unzähligen Artikel gefertigt und aufgespeichert werden, für welche die Welt der Stadt Paris zinsbar geworden ist. Die Karossen der reichen Fabrikherren rollen über den Fahrweg; aber auf den Trottoirs haben die Blouse und die Grisette des Arbeiters die Majorität. Gegen Abend, wenn die vielen in dieser Gegend befindlichen kleinen Theater ihre Pforten öffnen, steigert sich das Leben zum Gedränge, und der Name des anstoßenden Boulevard du Crime erhält dann die Bedeutung einer Wahrheit. Bei jedem Zwischenakte (das Spiel in den kleinen Theatern dauert bis Mitternacht) ergießen sich die in den engen Räumen eingeschlossenen Menschenmassen, durstig nach frischer Luft und Erquickung, über die Boulevards du Crime und du Temple, und bei dieser Gelegenheit werden die geschicktesten Diebstähle und die frechsten Räubereien verübt. Hier sind die Contremarkenhändler und die Condottieri der Theaterkritik zu finden: die Claqueurs und Successmacher; und ein Autor, ein Dramatiker, welcher die Mittel und Wege kennt, die zur literarischen Celebrität eines Abends, oder einer Saison führen, kann hier für eine Handvoll Franken eine Ladung Beifall und Renommée allezeit haben. Da drängen sich auch die Cries de Paris, jene schreienden, wandernden Apfelsinenhändlerinnen, Kuchenverkäufer, Blumenmädchen, Cocospender, Colporteurs der Journale und Zeitungen, die spähenden Gaminis, die Commissionairs, die Gelegenheitsmacher, die Kupplerinnen mit ihren Dirnen, die Agenten der geheimen Polizei und die Sergeants de Ville; — und vermengt mit dem Volke der Blouse und des fadenfichtigen Fracks wird ein Babel daraus; Alles ruft durcheinander, Keiner hört auf den Andern, Jeder sucht den Andern zu überschreien. Mit wenigen Veränderungen dauert diese Staffage der Boulevards bis zum Bastilleplace und dem Boulevard St. Antoine fort. Hier verschwindet fast jedes andere Kostüm neben Blouse und Polizeiuniform. Der Pariser aus den höhern Ständen betritt diese Gegend niemals, wenn ihn nicht ein unabweisliches Geschäft dahin führt. Unter bestäubten Bäumen haben hier die Zuckerwasserverkäufer, die fahrenden Limonadiers, Caffeetiers und Obsthändlerinnen ihre

Stände. Auf keinem der Boulevards ist's übrigens so still und ordentlich; an die Bastille und ihre großen Ereignisse scheint kein Mensch mehr zu denken. Und doch ist diese St. Antoine mit ihren schweigsamen Straßen, auf denen man nichts hört als die heisern Stimmen der Arbeit in den armlischen Häusern: das Geräusch des Webstuhls, das Knarren der Drehbank und der hundert andern Handhierungen und Beschäftigungen, — jene gefürchtete Vorstadt, welche beständig schwanger geht mit Revolutionen. Sie ist die Gewaffnete, trotz zehnmaliger Entwaffnung; die immer Schlagfertige, trotz aller Niederlagen; die beständig Bereite, um für den Aufstand die Parole zu empfangen; immer des Rufs gewärtig, auf die Barrikade zu marschiren, oder der Gewalt entgegen, um sie zu brechen, und darum von dieser immer belauscht, bespät mit Argusaugen, decimirt bei jeder Gelegenheit, in den Kerker geworfen, exilirt, deportirt; und wiederum ist sie verzehrt von den nagenden, zwickenden Dämonen der Rache und Vergeltung, die sie beständig mahnen, eine neue Seite der Geschichte von Frankreich mit Strömen von Menschenblut zu schreiben. Wer denkt daran, bei dem lustigen Leben der Blousen und der Mouslinkleider, das hier, wie Rücken an heitern warmen Abenden, spielt und kost, daß unter dieser arglosen Decke ein Ungeheuer schlummert, welches die Traditionen der Schreckenszeit und des Bürgerkriegs von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt? Wer es verstanden hat, rechtzeitig die Schwingungen dieses Geistes und dieser Traditionen in Bewegung zu setzen, ist allemal Herr von Frankreich geworden, und wenn er, als solcher, nicht wußte, die Uhr der Zeit zu stellen, so war es stets seine eigene Schuld. — St. Antoine ist an Werktagen ein Bild der Ordnung, des Fleißes, des Geschicks, der Anstrengung, der Genügsamkeit; der Löwe ist ein geduldiges Roß geworden, das für seinen Herrn, das Kapital, sechs Tage in der Tretmühle geht, leidet, fastet und sich abarbeitet, um das Stück Geld zu erhaschen, das ihm eine genussreiche Stunde gibt, in der es seine Lust austobt, bis der letzte Sou fort ist und die leere Börse und der leere Wagen es zur Rückkehr an die Arbeit mahnen. Die Faubourg St. Antoine hat ein zweifaches Leben: die Arbeit und die Revolution. Sie beugt sich unter der Herrschaft der Scheere, des Hammers, der Spinnmaschine; sie hobelt, sägt, webt, reßt, modellirt, gießt, schnitzt, kleidet, färbt, bleicht, schwärzt, malt und vergolbet Alles; sie macht die Karosse der Könige und den Sarg des Guillotinirten, sie schneidet die Prachtgefäße von Krystall und dreht den irdenen Topf für die arme Wittwe: aber einen Tag in jedem Jahrzehnt entzündet sie sich wie eine Pulvertonne und stürzt Throne und Gesellschaft zusammen. —

Fort zum Hotel des Princes! Was ist das? Es ist das Epitom von Paris, die Pariser Welt unter einem Dache. Der glänzende Titel darf dich nicht irren; er ist bloß das Schild für die Bel-Etage, wo sich die goldenen Salons für Fürsten und Millionärs aneinanderreihen. Wie alle Pariser Hotels, haben auch diese hohen Prachtgemächer die niedrigen Dach-

stuben über sich und zu ihren Füßen die dumpfigen feuchten Kellergeschosse, hinter sich aber die Höfe und Kloaken, wo jene armen Menschen wohnen, die verdammt sind, ihr Leben in verpesteten Miasmen zu verathmen. — Tritt herein! An einer Säulenhalle des Thors empfangen dich rothsammtne Portiers, welche Tambourmajorstäbe mit Silberknöpfen tragen. Ein Duzend Diener des Hotels stehen am Treppenhause, deine Befehle erwartend. In diesem Hause wird jeder Neuankommende empfangen wie ein Prinz, und jeder findet in demselben, was er sucht. Du verlangst ein Dachstübchen: ein dienstfertiger Geist geleitet dich hinauf; du forderst gebieterisch Apartments in der Bel-Étage: — es sammelt sich eine Queue von Marqueurs und Lafayen um dich, silberne Armleuchter wandeln dir voran, die Freitreppe von Marmor hinauf, Flügelthüren springen auf, und Pracht und Komfort umgeben dich, als wärst du Sardanapal. —

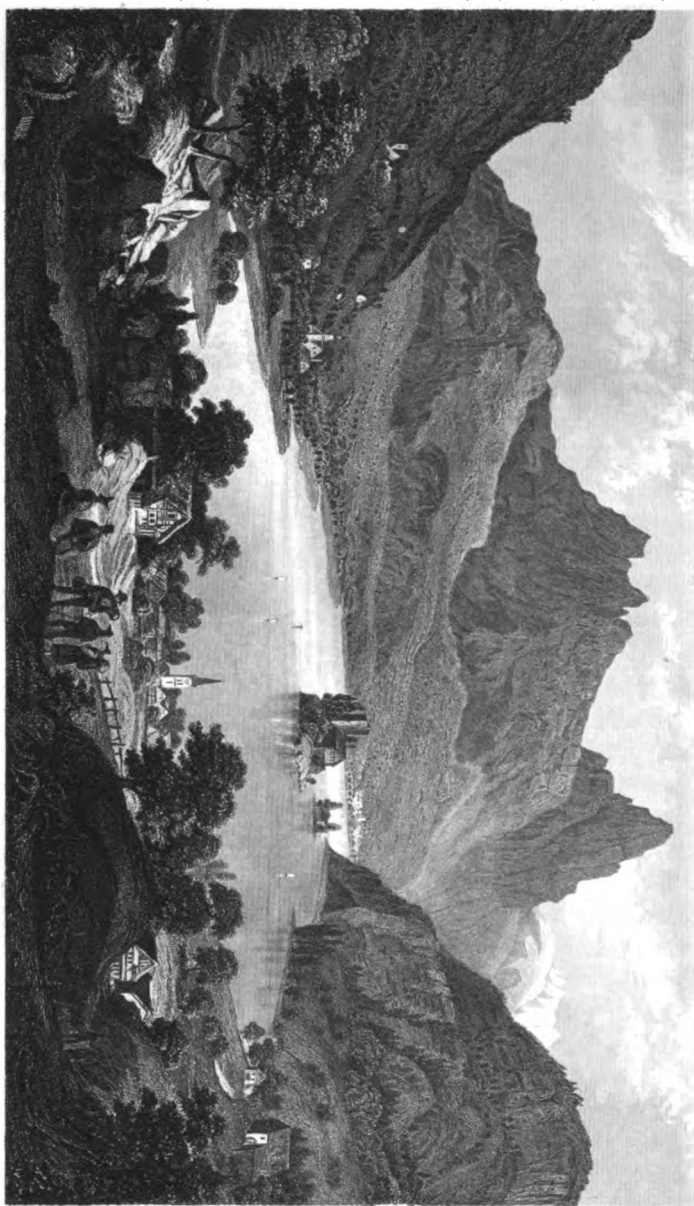
In diesen Zimmern und Salons des ersten Stock vermißt der Gast nichts, um seine Prachtliebe und seinen Sinn für seine Bequemlichkeit zu befriedigen; nicht den Teppich von Aubusson, nicht das Piano von Erard, nicht den Chronometer im Goldgehäuse, der die Stunden des Vergnügens auf's Genaueste zeigt; nicht das Venetianische Spiegelglas, das von der Diele bis zur Decke reicht, nicht die silbernen Gefäße der Toilette, nicht die Bilder von Delaroché, nicht den parischen Marmor, welcher Leben athmet. Kein Zeichen, kein Schmuck, kein Prachtgeräth, womit Rang und Reichtum ihre Günstlinge umgeben, fehlt. Ein Salon ist vorhanden für Madame, ein Studirzimmer mit Bibliothek für Monsieur, ein Zimmer zu den Audienzen, eine Antichambre für die Wartenden; Saal für die Dienerschaft, Corridor für die Portiers. Jeder Schellenzug gibt einem dienstbaren Geiste Flügel oder zaubert eine Sylphide zu deinen Füßen, um deine Befehle zu empfangen, kurz, — kein Fürst kann fürstlicher wohnen als in der Bel-Étage dieses Hauses. — Du steigst eine Treppe höher. — Das Leben ist stiller, der Prunk macht keine Bräutereien mehr, Komfort tritt in den Vorgrund. Die Dienerschaft ist weniger glänzend gekleidet, sie gehorcht weniger schnell dem Winke; die Büchlinge sind nicht so tief, die Zimmer nicht so hoch, die Ausstattung ist nicht so in Fülle und so kostbar, ob schon geschmackvoll. Der Prinz des Hotels ist in dieser zweiten Étage ein wohlhabender Kaufmann, ein Rentier aus der Provinz, ein Sous-präfect, ein General, der seine Pension zwischen der Wirthshausrechnung und dem Spieltische theilt; oder er ist ein Gutsbefitzer, welcher seiner Frau oder seiner Tochter Paris zeigen will.

Du steigst noch eine Treppe höher. Die Stille hat zugenommen; die Diener sind älter geworden, ihr Eifer kälter, die Livree fadensichtiger, niedriger die Decken der Zimmer, die Thüren, die Fenster: — bürgerlich sieht das Ganze aus nach Ausstattung und Einrichtung; die Nettigkeit ist größer als die Eleganz und die Formen sind mehr von gestern, als von heute. In diesem dritten Stock des Hotels wohnt der Advokat aus der

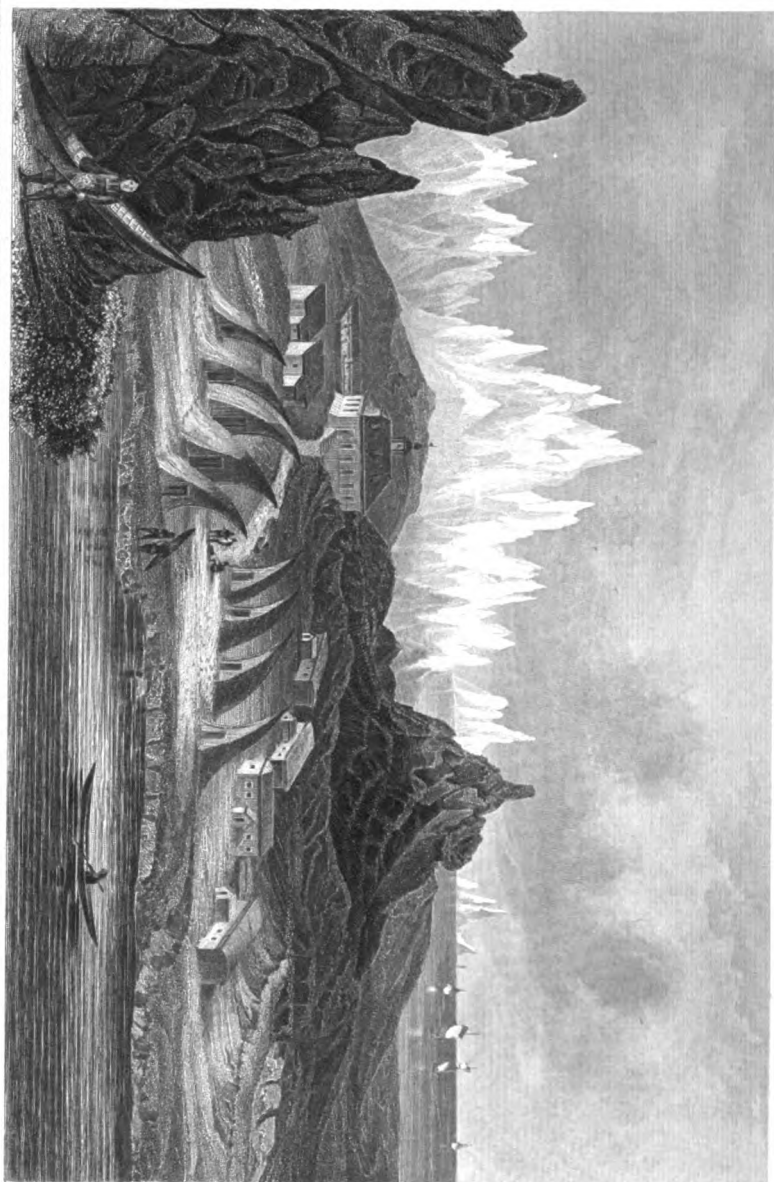
Provinz, der die Geschäfte seiner Auftraggeber bei der Centralbehörde betreibt; der Gutsverwalter, der Professor aus dem Departement, der junge Arzt, der die Kliniken besucht; die Wittwe, welche eine Pension oder eine neue Verbindung wünscht, die angehende Kofette, die jungen Talente des Gesangs und des Tanzes; der alte Garçon, der für seine 2000 Franken Rente das höchste Maß des Genusses erstrebt; die Aspiranten der Fortune in allen Gestalten und mit allen Ansprüchen: Leute, die keinen Centimen in dem Schuldbuch der Nation eingetragen haben, aber in ihren Talenten die Schätze Kaliforniens beständig bei sich zu führen glauben. Arglose Träumer, wäre der Wahn, der euch begleitet, doch länger! Aber gar bald steigen sie auf der Stiege des Hotels höher, und tiefer auf der Leiter ihrer Hoffnungen, bis sie anlangen im Dachstübchen, in welchem vor ihnen die verlassene Grisette die vergangenen Tage der Freude beweinte. — Willst du noch weiter? Willst du in die Kämmerchen gucken à soixante sous par mois mit dem einen Fensterchen, das über der Kloake des hintersten Hofes sich öffnet? Puh! Ich sehe, du bist ermüdet. — Horch! Glockentöne schallen durch's Haus; die Thüren fahren auf und schlagen zu; lachend und singend, plaudernd oder schweigsam, gravitätisch oder leichtfertig, „Bon jour! Bon soir!“ Nachbarn und Bekannten spendend, rauscht der Menschenstrom der Treppe zu, die zum Speisesaal führt. Die Eßglocke hat allen Unterschied des Rangs unter den Bewohnern des ersten bis zum dritten Stock ausgetilgt; Alle erscheinen in mit Geschmack geordnetem Anzug. Die femme entretenue ist von der Herzogin in Grandezza, Anmuth und Glanz der äußern Erscheinung kaum durch das geübteste Kennerauge und nicht minder schwer zu unterscheiden, als der ächte Schmuck von Imitationsdiamanten beim Kerzenschimmer. — In keinem Königschloß sind die Speisesäle geräumiger und prächtiger als im Hôtel des princes. Die Tafeln und Sessel sind von geschnitztem und vergoldetem Palisanderholz, die Damaste von größter Feinheit, die Aufsätze von Silber, die Kandelaber vergoldet, das Porzellan aus Sevres und von der größten Feinheit; blühende Orangenbäume und die seltensten Ziergewächse füllen jede Ecke und über den Etageren biegen sich, mit Früchten und Blumen beladen, erotische Pflanzen. — Ist's eines Monarchen Namenstag? Gibt ein Großborschafter ein diplomatisches Diner? Sind die Koryphäen der Wissenschaft, der Philantropie, der Börse zu einem Festessen versammelt? so fragst du dich bei dem Eintritt in diese glänzende Gesellschaft, die von Sternen und Orden funkelt und hinter deren Sessel 50 Aufwärter in Frack und Seide mit dem Anstand des Gehorsams der Befehle lauschen — und du staunst, wenn du hörst, daß es das Schauspiel ist, welches sich zur sechsten Stunde jeden Abend in diesen scenhaften Räumen wiederholt. Und all diese Herrlichkeit, mit einer Tafel, die den Feinschmecker entzückt, kannst du sammt deinem netten Kabinettchen im dritten Stock, sammt Wäsche, Frühstück und Bedienung für tägliche 10 Franken haben — und dabei hast du den unbe-



TOUR DE L'ANTIQUE CHÂTEAU DE L'ÉVÊQUE DE L'ÉVÊQUE







And a beautiful view of the coast of Norway.

**THE SCENIC VIEW OF THE COAST OF NORWAY  
IN GENERAL.**

THE SCENIC VIEW OF THE COAST OF NORWAY.

von einem transatlantischen Kontinente, der außerhalb des bekannten Theils der Erde liege; Tibull erwähnt einer oceanischen Welt, als der andern Hälfte der Erdoberfläche, und Ammianus Marcellinus weiß von einer Insel zu erzählen, die jenseits des Oceans zu suchen und von größerm Umfange als Europa sei. Mit dem Verfall des Römerreichs gingen diese Sagen verloren und in den nachfolgenden Jahrhunderten barbarischer Finsternis geschieht ihrer nirgends Erwähnung. Erst zu Anfang des Mittelalters, als sich normännische Schiffer in die nordwestlichen Meere wagten, die Färöer Inseln entdeckten und Island kolonisirten, tauchen die Erzählungen von weiten westlichen Landstrecken von Neuem auf. Island, durch Auswanderungen aus Norwegen rasch bevölkert, blühte in sehr kurzer Zeit auf, und die Flotten seiner kühnen Fischer verfolgten schon im 10. Jahrhundert die Ungeheuer der arktischen Gewässer bis an Spitzbergens eisige Küste. Ein verwagener Seefahrer, Erik Raude, der Todschlags wegen für drei Jahre aus Island verbannt war, segelte im Jahre 981 mit andern Genossen zu einem Entdeckungszuge nach den westlichen Meeren aus und erblickte im Herbst eine mit hohen Bergen umgürtete Küste, an welcher er eine Strecke hinfuhr, bis er am Eingange einer Bucht, welche er Erikssund benannte, zu einer Insel gelangte, auf der er überwinterte. Im nächsten Frühjahr lichtete er die Anker, um das entdeckte Land weiter zu erforschen. Er segelte der Küste entlang mehre Breitengrade südwärts, stieg an verschiedenen Orten an's Land und machte mit seinen Genossen Jagderkursionen in's Innere. Er traf Heerden von Rennthieren und Moschusochsen auf fetten Weiden und die Berge waren mit Birken und Zwergkiefern bewachsen. Das entdeckte Land nannte er, seines lachenden Ansehens halber, das grüne Land (Grönland). Er brachte fast drei Jahre auf demselben zu, bis die Zeit seiner Verbannung vorüber war. Dann kehrte er nach Island zurück und berichtete von seinen Entdeckungen. Es fand sich hierauf eine Genossenschaft zusammen, welche ein kleines Geschwader ausrüstete, um Grönland in Besitz zu nehmen und Niederlassungen zu gründen. Erik Raude ward Befehlshaber der Expedition und er segelte im Sommer 985 mit 25 Schiffen ab. Doch nach wenigen Tagen schon überfielen ihn schreckliche Stürme. 11 Schiffe verschlang das Meer und nur 14 erreichten nach sechswochentlicher Fahrt die östliche Küste Grönlands. Die Abenteurer gründeten eine Stadt und gelangten durch den außerordentlich reichen Fischfang bald zu Wohlstand. Es folgten neue Auswandererzüge von Island, zu denen sich später auch Kolonisten aus den Färöer Inseln und von Norwegen gesellten, so daß schon im 11. Jahrhundert an der grönländischen Ostküste über 80 verschiedene Ortschaften blühten, und mehre christliche Kirchen und Schulen die Keime der Civilisation unter die wilden Völker im Norden der neuen Welt verbreiteten.

Die klimatischen Veränderungen, welche aus noch unerforschten Ursachen in den arktischen Regionen des Nordens innerhalb der letzten 1000

Jahre Statt gefunden haben, — die Erkältung der durchschnittlichen Jahrestemperatur um mehrere Grade und das Vordringen der arktischen Eismassen in südlichere Breiten, haben die Küsten von Spitzbergen und die Hälfte von Island unbewohnbar gemacht, und auch die blühenden Kolonien Ostgrönlands mußten allmählig verlassen werden. Seit länger als drei Jahrhunderten sind sie verschwunden und die mit Eisbergen umgebene Ostküste ist ganz unzugänglich geworden. Die alten Kolonisten verließen das Land oder suchten auf der milderen Westküste neue Niederlassungen zu gründen, die jedoch auch nur ein dürftiges Fortkommen erzielten. Der norwegischen Herrschaft im Jahr 1261 unterworfen, entrichteten sie ihre Steuern in Seehundsfällen, Thran, Butter und Käse; letztere mußten ihnen jedoch schon im 14. Jahrhunderte erlassen werden, da die Heerden sich von Jahr zu Jahr minderten. Immer kälter wurde die grönländische Erde, nicht kälter aber der Bekehrungsseifer ihrer Bischöfe und Priester. Schon im Jahre 1121 zog Bischof Arnold selbst an der Spitze einer Apostelschaar zu den Grönländern von Stamm zu Stamm, bis in ihre letzten nördlichsten Wohnplätze, verkündigte ihnen das Evangelium und schiffte sich im nächsten Jahre nach dem südlicher gelegenen Winlande, der Küste von Labrador und Neufundland, ein, wo er Indianer bekehrte und das Kreuz aufrichtete. Im Jahre 1408 wurde Andreas als letzter Bischof von Grönland vom Papste ernannt; was aus ihm und seiner Herde geworden ist, darüber schweigen alle Nachrichten. Seit jener Zeit ist Grönland für eine Periode von fast drei Jahrhunderten aus der Geschichte verschwunden. Die zunehmende Rauheit des Klima's hatte die Kolonisten schon im 14. Jahrhundert aus allen nördlichen Niederlassungen vertrieben und eine Pest, der „schwarze Tod“, rieb zu Anfang des 15. die Bevölkerung vollends auf. Nichts blieb zurück als die schwachen Stämme der Eingeborenen, bei welchen sich Kultur und Christenthum allmählich verloren.

Ewiges Eis umlagert seitdem die Ostküste Grönlands, und die westliche, auch nur im Sommer zugänglich, wurde kaum noch von einzelnen Wallfischfängern besucht, die zuweilen landeten, um Robben zu schlagen. Das Land selbst gerieth in Vergessenheit. Nur die dänische Geistlichkeit hielt noch die Erinnerung an dasselbe dadurch aufrecht, daß sie einem ihrer Würdenträger von Zeit zu Zeit den Titel „Bischof von Grönland“ verlieh.

Erst 1721, als die Entdeckung der Briten in den nordwestlichen Meeren wieder die Aufmerksamkeit auf jene fernen Gegenden richtete, und als England Miene machte, eine Fischereistation auf der Südspitze Grönlands zu gründen, konnte sich die dänische Regierung, auf Egede's Anregung, entschließen, einen neuen Kolonisationsversuch zu machen. Sie sandte zwei Schiffe mit Auswanderern hin, begleitet von mehreren Missionären, um die verwilderten Grönländer in den Schooß der Kirche zurück zu führen. Egede, ein würdiger und eifriger Priester, leitete die Unternehmung und

seiner Beharrlichkeit und seinem Eifer lohnte ein guter Erfolg. Egede wurde der neue Apostel der Grönländer, und die von ihm gegründeten Niederlassungen erlangten Bestand. Grönland erscheint fortan wieder in der Geschichte.

Das heutige Grönland ist aber nicht mehr das „grüne Land“ vor 1000 Jahren. Zu Neunzehntel seiner ganzen Küstenerstreckung ist es das Jahr hindurch von starren Eisbergen umlagert; nur einige Buchten im Westen sind für ein Paar Monate offen. Das Innere des weiten Landes, dessen Flächengröße die Deutschlands um das Dreifache übersteigt, ist mit hohen Gebirgszügen bedeckt, auf welchen Tod und Erstarrung wohnen. Auch zu den noch offenen westlichen Buchten senken sich ungeheure Gletscher nieder, und wo vor 1000 Jahren zahlreiche Heerden auf grüner Alpe weideten, liegt ewiger Schnee. Manche der Berge im Innern sind so hoch, daß sie aus einer Entfernung von 20 Meilen gesehen werden können. Sie sind noch nicht gemessen und bleiben wohl für immer der menschlichen Forschung verborgen. Im Sommer bekleiden sich die sonnigsten Felswände und Anhöhen mit Moos und Flechten und in den allergezügtesten Buchten, wo die Kolonisten ihre Wohnungen errichtet haben, zeigt sich das höhere Pflanzenleben in einigen Zwergbirken, Kräutern und beertragenden Stauden. Ackerbau findet im ganzen Lande keine Stätte; in kleinen Gärten baut der Kolonist Kresse und Rettig, die er auch im Hochsommer des Nachts durch Mattenbedeckung vor den Frösten schützen muß. Im 12. Jahrhundert wurde noch bis zum 70. Breitengrade Gerste gebaut; aber das ist schon lange nicht mehr möglich. Die Kolonisten nähren sich vom Bären-, Robben- und Wallfischfang, für deren Ertrag sie sich Mehl, geistige Getränke und die übrigen Bedürfnisse des Lebens kaufen. Milch und Fleisch geben ihnen die Rennthierheerden, welche in den geschützten Thälern nothdürftige Nahrung finden. Von Hausthieren findet bloß der Hund ein Fortkommen. Torf und Treibholz, das die Strömungen des Meeres der Küste in Menge zuführen, geben Brennstoff in Fülle.

Trotz der Ede und Verlassenheit des Landes fehlt es ihm doch nicht an landschaftlicher Pracht. Es ist aber jene Pracht, die durch ihre Größe und ihre Kontraste mehr erdrückt, als erfreut. Keinen grandioseren Anblick, aber auch keinen furchtbareren gibt es als die Gletscher und Schneeberge Grönlands, die sich oft bis in die Wolken verlieren und umgeben sind von strahlenden Eisgestalten aller Formen und Gestalten.

Einen noch imposanteren Anblick bieten öfters die felsigen Küsten dar. Eisberge thürmen sich vor denselben auf, deren Glanz, das Licht in allen Farben brechend, viele Meilen weit über das Meer hinstrahlt. Manchmal sind die schmalen, tief in's Land gehenden Buchten von Eisbergen überwölbt. Mit furchtbarer Gewalt wühlt die Brandung die krystallinen Gewölbe weiter aus, bis ein Theil derselben einstürzt und nichts stehen bleibt als eine ungeheure Brücke, die zuweilen Jahre dauert. So stand im Jahre 1852, und steht vielleicht noch, am südwestlichen Gestade zwischen

dem 61. und 62. Breitengrade, ein Eisgewölbe, das, bei 60 Klafter Breite und 100 Klafter Dicke, eine Bucht von nicht weniger als drei Stunden Breite überspannte. Mit diesem Bauwerk der Natur verglichen, würden die größten Menschenwerke in Nichts verschwinden.

Trotz der entsetzlichen Rauheit des Klima's, das selbst auf den südlichsten Punkten des Landes, unter einer Breite, welche die von Petersburg kaum erreicht, noch kälter ist als in Lappland, ist doch die Luft in allen Ansiedelungen sehr gesund. Die Leute werden fast nie krank, und erreichen, wenn sie mäßig leben und sich durch warme Kleider schützen, ein sehr hohes Alter. Der Skorbut ist zwar eine große Plage; man kann sich aber durch angemessene Nahrung davor bewahren. Im Sommer hat Grönland keine Nacht; am 24. Mai geht die Sonne zum letzten Male unter und bleibt bis zum 20. Juli über dem Horizonte. Am 24. November nimmt sie Abschied vom Grönländer, der sie erst am 13. Januar wieder begrüßt. Nur auf einige Augenblicke zeigt sie sich an diesem Tage, steigt dann allmählig immer höher bis den 23. Mai, wo sie nur noch auf ein Paar Sekunden verschwindet. — Das Reisen in Grönland geschieht zur Sommerzeit gewöhnlich bei Nacht, während die Sonne am Rande des Horizonts zu wandeln scheint; denn dann ist fast immer die Luft still und heiter und die gefährlichen Schneestürme sind nicht zu fürchten. Im Juni und Juli ist die Sonne zur Mittagzeit oft so drückend heiß, wie in Rom oder Florenz. Dann sieht man, so zu sagen, Gras und Kräuter wachsen, so außerordentlich rasch geht die Entwicklung des Pflanzenlebens vor sich. In den sonnenlosen Wintertagen ist fast beständig Mondschein und die Sterne funkeln am Firmamente mit einer Pracht und Klarheit, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. So hell ist's in dieser langen Nacht, daß man im Freien mit Leichtigkeit lesen kann. Wollte Tageshelle aber wird es dann, wenn das Nordlicht seine farbigen Strahlen über das Himmelsgewölbe spannt. Luftererscheinungen aller Art, Feuerfugeln, Nebensonnen, glänzende Mondregenbogen und andere Meteore sind in Grönland äußerst häufig und erregen Staunen oder Bewunderung. Auch hier ist die Natur vielgestaltig, und trotz der scheinbaren Armuth ist sie doch in der That herrlich und reich. Ueberall prägt sich das Bild der versöhnenden Einheit aus. Nur dem Wilden ist dieser rauhe Norden mit seinen gewaltigen und fremdartigen Erscheinungen furchtbar; denn er sieht in ihnen ein grauenhaftes Gewirre zerstörender Kräfte und hassender Gewalten und schreckt vor ihnen zurück, wie vor einer Maschine, in deren unbegreiflicher Kraftäußerung er ein beseeltes Wesen argwöhnt. Der Gebildete aber, welcher aus allen Formen der Natur auf ein innewohnendes Leben schließt, das sich vom ewigen Urquell ableitet, wird auch in Grönland's Eisbergen und Gletschern den Gott der Liebe wiederfinden, und sich einen Wirkungskreis zu verschaffen wissen, der mit innerer Zufriedenheit und selbigem Selbstbewußtsein loht.

Das Bild eines solchen, — des stillen Friedens und des frommen Wirkens, — zeigt die Darstellung, welches diesen Aufsatz veranlaßt. Es ist die Herrnhuterkolonie und Missionsanstalt Lichtenfels (Lichtenau) bei Julianenhäab im südlichen Grönland. Sie liegt in einem von Eisbergen umgebenen Thale und besteht aus einem Kirchlein, um welches sich die Schul- und Wohngebäude der Brüder mit den Zelten der Eingeborenen reihen, welche herkommen, die Lehre dessen zu vernehmen, der alle Menschen reich und glücklich machen will durch Bruderliebe. Was für Kontraste des Leblosen und Lebendigen, der Zerstörung und des Gedeihens, der Armut und der Zufriedenheit, des äußern Kampfs und des innern Friedens drängen sich bei der Betrachtung dieses Bildes der Seele auf! — Schaut hin und schaut her! Dort die kleine Hütte des Herrn; — da die Fürstenschlösser und Mausoleen, die Zellengefängnisse und Kasematten, wo der „zu lebenslänglichem Kerker in Eisen“ begnadigte Unglückliche schmachtet! Dort Hütten der Demuth; — da die stolzen Tempel der Intoleranz und die Paläste der Ungerechtigkeit mit ihren Priestern und Richtern! Dort stilles Leben in brüderlicher Eintracht; — da die Schlachtfelder, auf denen sich die Völker mordeten und würgten um eines Wahns willen, oder als Opfer des Ehrgeizes ihrer Herrscher. —

„Sie sammeln Seelen ihrem Gotte“, ruft der herzlose Epötter, und grimmiger Sektenhaß hebt den Stein wider sie auf. Aber er würde die Hand verlegen, die ihn schleuderte. — Spricht nicht der Herr: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen?“ — Des frommen, feurigen Zinsendorfs christliches Werk hat die harte Prüfung eines ganzen Jahrhunderts wohl bestanden. Die Zeit hat es geläutert; es ist befreit von seinen Schlacken. Auch die Zukunft wird noch Manches daran ändern, Manches klarer machen, Manches hinweg thun. Sie, die Richterinnen der gegenwärtigen Dinge, laßt unvermerkt fallen, was sich nicht halten läßt; jedoch das Beste, — die Frucht — wird sie bewahren und sie austreuen als neue Aussaat. Auch der Gesichtskreis des Herrnhutertums hat sich erweitert, die Wolken zogen fort, die Nebel lösen sich auf und verschwinden, und die Brüdergemeinde geht ruhigen, festen Tritts durch die Zeit, sich läuternd und verständigend, sich fortpflanzend und ausbreitend unter dem Segen des Allgütigen.

Ja, mit dem Segen Gottes! Denn was ist segenswürdiges, als das Streben, Menschen zu erziehen und zu vereinigen zu einem Leben der brüderlichen Eintracht und zu werththätiger Liebe? Was kann das Christenthum Höheres wollen? Die Missionsanstalten der Herrnhuter, — ihre Gemeindestiftungen unter den Götzendienern in den Ländern des ewigen Eises und Afrika's glühenden Wüsten, unter den Antipoden Australiens und den menschenfressenden Rothhäuten Amerika's, Anstalten, durch die sie die wilden Horden nicht zu Sklaven machen, wie die Jesuiten, sondern ihre Sitten zu brüderlicher Menschlichkeit sämftigen und erziehen: was sind sie anders, als der Christuslehre christliche That? —





THE TROPICAL LANDSCAPE

THE TROPICAL LANDSCAPE

THE TROPICAL LANDSCAPE

stere Nacht, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß Meroe selbst seine Bildung durch Einwanderung von Osten her empfangen, so ermangelt dieser Vermuthung doch jeder historische Beweis.

Priester=Könige zügelten das Volk von Meroe, — eins waren hier Religion und Herrschaft. Der König selbst war der Priesterkaste, die ihn wählte, als willenloses Werkzeug unterthänig, so sehr, daß sie ihm den Tag voraus bestimmte, wann er sterben sollte; und selbst mußte er sich dann den Tod geben. Die staatlichen Verpflichtungen der Bürger stossen mit denen der Religion zusammen; sie waren daher unverbrüchlich. In einem Lande, wie das Uferland des Nils, wo die Wohlfahrt mehr als irgendwo auf Erden von einer strengeregelten Leitung abhängt, wo der Boden an sich nichts, die Bewässerung Alles gibt, da war eine solche Regierungsform ganz an ihrem Orte, und sie konnte Wunder der materiellen Wohlfahrt schaffen, deren Zeugen noch gegenwärtig das Staunen der Welt erregen. — Mit dem Augenblicke, wo, nach fast 3000jährigem Bestehen, unter veränderten Weltverhältnissen, unter dem Andrang der griechischen Kultur und den Streichen fremder Eroberer, die alte Religion und die alte Verfassung fielen, mußten auch die weitläufigen, durch strenge Vorschriften mit vieler Anstrengung erhaltenen, großartigen Anstalten zu weitausgedehnter Bewässerung verfallen, und Armuth und Verödung ihre lange und traurige Bahn beginnen. Der gewaltige Nilstrom, nicht mehr durch das gleichzeitige Zusammengreifen von Hunderttausenden beherrscht und zu dem Dienste des Staats und Volks gezwungen, sondern fortan mehr und mehr sich selbst überlassen, wirkte verheerend, riß den fruchtbaren Boden mit fort, während der Wind der Wüste das übrige Land mit Sand bedeckte. Der Fluch ewiger Unfruchtbarkeit, welchen die gewürgten Priester in der Agonie des Todes über das Land ausgerufen, wurde buchstäblich wahr. Darum verlor, seit der Vertilgung der Theokratie, Meroe schnell seine Wichtigkeit; — sein Name hallte, wie ein vielstimmiges Echo, durch die nachfolgenden Jahrhunderte leiser und immer leiser; nur noch einmal dringt schwache Kunde von Kriegsleid und Elend in spätere Zeit, bis endlich durch den Sturm arabischer Horden Alles in Staub und Vergessenheit versinkt.

In dem Winkel, den die Vereinigung des von ostwärts zuströmenden Atbara mit dem Nil bildet, 1000 Schritte von letzterem entfernt, ragt aus haustiefem Schutt und Sand ein unförmlicher Hügel von gebrannten Backsteinen und Mauertrümmern — und in diesem wüsten, von Gestrüpp und Schlingpflanzen überwachsenen Haufen will man die Stelle erkennen, wo das Königshaus der Hauptstadt Meroe gestanden, welche so völlig verheert wurde von der Zeit, den Elementen und den Menschen, daß man selbst ihre Lage nicht mit Gewißheit angeben könnte, wenn nicht die Grabmonumente von dem Orte ihres Daseins unverwerfliches Zeugniß ablegten. Diese, die Pyramiden von Meroe, liegen am rechten Nilufer, oberhalb der alten Stadt. Sie kommen zwar jenen Mausoleen an Größe nicht bei, in welchen

des alten Memphis Könige begraben liegen; aber an malerischem Effekt und an Zierlichkeit der Bauart übertreffen sie diese. Im Ganzen zählt man ihrer achtzig, und sie sind in drei Hauptgruppen vertheilt, von denen eine, auf einer Anhöhe gelegen, eine weite Aussicht auf die Ebene beherrscht. Alle haben einen Eingang mit Vorhalle auf der Ostseite, ein Beweis, daß eine religiöse Idee zu Grunde lag; viele sind indeß zum Theil zusammengestürzt und bilden unförmliche Steinhäufen. Die Skulpturen im Innern lassen keinen Zweifel übrig, daß sie Alle Grabmäler von Königen sind. Viele sind wohl bis zur Hälfte in Schutt versunken; die größte ragt etwa 70 Fuß hoch empor. Das Material ist bei Allen das nämliche: Sandstein. Merkwürdig ist bei einer die regelmäßige Wölbung der Decke des Portikus, denn es ist das früheste Beispiel des Gewölbebaus. Wenn man jedem Könige im Durchschnitt eine Regierungszeit von 20 Jahren zutheilt, so umfaßt die Errichtung dieser Monumente einen Zeitraum von 1600 Jahren, und da Meroe als Reich schon 800 Jahre v. Chr. aus der Geschichte verschwunden ist, so kann man das hohe Alter dieser Denkmäler bemessen.

Auf den ehemaligen Umfang des alten Meroe scheinen noch einige, zwei bis drei Meilen entfernt liegende Ruinen hinzudeuten, deren Masse selbst von den thebaischen nicht übertroffen wird. Im sogenannten Wady Dretail sieht man Trümmer eines Gebäudes, dessen Umfang 3000 Fuß maß. Es hatte die Form eines Vierecks von 700 bis 800 Fuß, und Heeren hält es für das große Ammonium selbst, den gefeierten Ort, von welchem Civilisation, Künste und Wissenschaften in das untere Nilthal und von da in die übrige Welt wanderten, und wo Alexander nach seinem persischen Zuge dem Jupiter Dankopfer brachte. Vielleicht irrt Heeren; wenigstens gibt der Mangel an hieroglyphischen Inschriften und plastischen Monumenten dem Zweifel ein um so geräumigeres Feld, da man voraussetzen darf, daß die Priester, im Besitze der Macht und als Herren aller Hülfquellen des reichen Landes, das Heiligthum des großen Gottes mit angemessener Kunst und Pracht ausgeschmückt haben würden. Aber keine Spur deutet darauf hin, vielmehr läßt die Bauart eine Zeit erkennen, wo der alte Kultus mit seiner Kunst und Wissenschaft auf dem Wege des Verfalls schon weit vorgeschritten war.

## Prag.

„Prag“, sagt Göthe, „ist in der Mauerkrone der Erde der kostbarste Stein.“ Es gibt in der That keinen Ort, der in seiner äußern Erscheinung großartiger, ehrfurchtgebietender auftritt, als Böhmens Hauptstadt. In vielen andern alten Hauptstädten malt sich uns ihr Leben nur aus der Vogelperspektive, oder aus der Ferne groß; ihre Herrlichkeit verschwindet bei näherer Betrachtung. In Prag hingegen tritt der Farbenglanz der Erinnerung überall frisch entgegen und die Vergangenheit hat die Fülle der Gegenwart zur Folie. Prag ist wie ein hundertjähriger Greis, aus dessen Gang und Blick rüstiges Mannesalter schimmert.

Mit wenigen Worten Prag zu beschreiben, auf einigen Seiten den ganzen Cyclus seiner Schönheiten zu entfalten, in einer Viertelstunde zu allen den malerischen Punkten hinzuführen, zu allen den Denkmälern und Werken der Kunst, an welche sich weltgeschichtliche Erinnerungen knüpfen, ist unmöglich. Im großen Umriß muß ich das Bild dem Leser zeigen, und nur da und dort werde ich bei Einzelnem verweilen.

Wenn Wien vorzugsweise den Charakter stattlicher Wohlhabenheit, Berlin ein neues, fürstliches Ansehen hat, in Köln und Nürnberg sich die Zustände alter Zeiten widerspiegeln, in Frankfurts weitem Palastcyclus um den alten Stadtkern sich Krösusreichthum brüstet, die Städte der alten Hansa des Handels rührigen Geist verrathen, so ist Prag die königliche durch Alterthum, Bauart und Natur zugleich. Am meisten rechtfertigt sich diese Charakteristik, und am imposantesten stellt sich Prag aus dem Thorweg des Thurms an der Moldaubrücke dar, wenn man nach der Kleinseite geht. Dort sieht man den Gradschin mit seiner prächtigen Kaiserburg, und die dreispitzige Domkirche mit ihrer Thurmpyramide über die Straßen und Märkte ragen, und der stolze, belebte Strom, die altersgrauen Kirchen und Paläste der nächsten Umgebung, die prächtige Brücke mit ihren kolossalen Statuen setzen ein Bild zusammen, wie es in keiner Stadt Deutschlands großartiger zu schauen ist.

Auf unserer raschen Wanderung durch Prag weisen wir zuerst in der Altstadt. Hier fesselt der große Ring unsere Schritte — ein weiter, viereckiger Platz mit dem Rathhause, der Trinitatiskirche, der hohen Mariensäule, zum Andenken der Befreiung von den Schweden errichtet. Hier ist die Hauptwache, der Fiackerplatz, der Mittelpunkt des städtischen Lebens und Treibens. Das Rathhaus ist ein uraltes, gothisches Gebäude, mit einem viereckigen Thurm, der eine Gallerie mit vier Thürmchen als Dachstuhl trägt. Seine Anbaue und Fenster, die untere Gallerie mit den Arkaden, die große Uhr, die steinernen Standbilder in den Nischen, Alles schaut



# IM FRAG DER GROSSEN REICH



so wunderbar aus alten Zeiten herüber. — Vom Ring aus winden sich die Straßen der Altstadt mit den altersgrauen Palästen und den soliden Steinmassen drei- und vierstöckiger Wohnhäuser winkelig und festungsartig bis zu den neuern Stadtquartieren fort, wo sie sich lustig, breit, geräumig ausdehnen. So auch in der Kleinseite, der Stadt des Adels, der Beamten, der Offiziere. Sie liegt am Fuße des Hradschin, ist schon eine halbe Bergstadt und enthält eine Menge Paläste, unter andern den Wallenstein'schen, der, ein wahrer Koloss, des gewaltigen Mannes, der ihn erbaute, würdig ist.

Der Weg nach dem Hradschin führt über die Moldaubrücke. Sie ist größer als die Dresdner und die Regensburger, und so breit, daß sich drei Wagen einander ausweichen können, ohne die Fußgänger zu gefährden. Von ihrer Mitte ist die Aussicht bezaubernd. Aufwärts prangt der Hradschin, abwärts schweift der Blick über die stattlich umsäumten Ufer des Stroms und die sich auf seinem Busen wiegenden Inseln. Eine Krümmung entzieht die Moldau dem Blicke, und ein Sattel von bewaldeten und mit Schlössern und Klöstern, oder Landhäusern besetzten Bergen begrenzt die Vista. Im Hintergrunde sieht man die alte Bergstadt Wischerad auf der Nachbarghöhe des Hradschin mit ihren Thürmen, und den Lorenzberg mit einer Kirche zwischen Gehölz und fruchtbaren Matten. Die Brücke selbst ist die Bewunderung aller Reisenden. Sie hat 16 Bogen, und jeder ihrer Pfeiler ist geschmückt mit Statuen der Glaubenshelden und Gruppen von Heiligen. Peter Wischer's und seiner Söhne kunstberühmten Händen schreibt man die bronzene Statue des heiligen Nepomuk zu, des Schutzpatrons von Prag und ganz Böhmen. Sie ehrt die Stelle, wo der Märtyrer hinabgestürzt wurde, und den Tod fand. Wer vorbeigeht aus dem Volke, der zieht den Hut ab voller Ehrfurcht; nur der Mann mit dem feinen Rocke wandert ohne Respektsbezeugung vorüber.

Der Hradschin ragt wie ein Diadem über der Kleinseite, aus der man auf einem breiten Treppenspfad zu ihm emporsteigt. Die Palastreihe der kaiserlichen Burg bildet die Vorfronte, und dahinter erhebt sich die Sankt Veits- oder Domkirche, deren Thurm durch zwei hohe durchbrochene Bogen mit dem Schiff verbunden ist. Dieses Bauwerk im altdeutschen Style krönt den höchsten Punkt des Felsens. Keiner scheue die Mühe, den Domthurm zu besteigen, um die reiche Aussicht auf eine lachende Landschaft zu genießen.

Blaue Gebirgszüge umschließen dies Panorama wie der hohe Rand eines Kessels. Ostwärts gewendet sieht man die Moldau sich majestätisch um die Altstadt krümmen und grüne Inseln aus ihren silbernen Bogen tauchen. Südwärts tritt Wischerad hervor, der uralte Sitz der Ozechenherzöge, und die grauen Trümmer des Libins, der Burg der schönen Libussa. Dieser gegenüber, auf dem Ufer der Kleinseite, erhebt sich, langgestreckt, der Lorenz- oder Laurenzi-Berg, ein grünender Rücken, auf welchem, wie die Sage lautet, die heidnischen Böhmen das licht- und wärme-

spendende Feuer göttlich verehrten. Eine im Zickzack herablaufende Mauer gibt der Anlage das Aussehen eines Kastells. Kaiser Karl IV. ließ sie erbauen, um den Armen durch Arbeit Brod zu verschaffen und Hungersnoth abzuwenden.

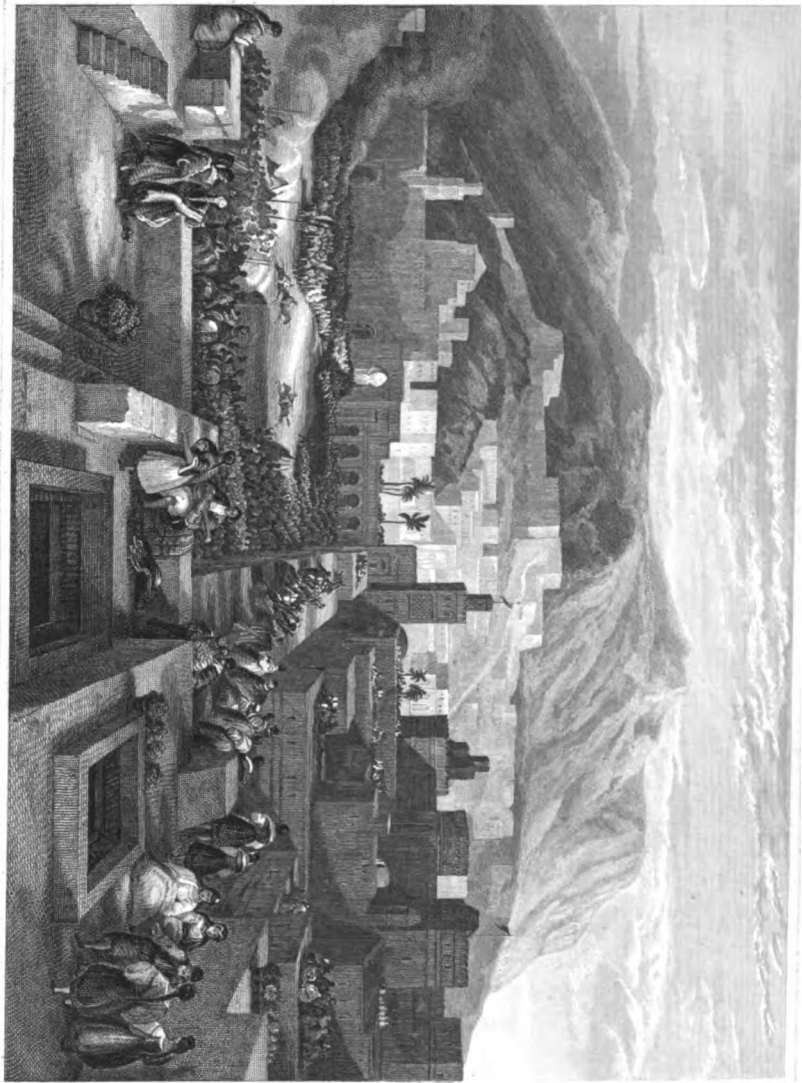
Auf der entgegengesetzten Seite breitet sich die Gegend weit aus, mit anmuthigen Hügeln und mit Landhäusern der Reichen und den Schlössern des Adels besetzt. Ganz nahe aber steht Tycho Brahe's berühmtes Observatorium, eine der Wissenschaft heilige Stätte. Der Styl dieses merkwürdigen Gebäudes hat etwas Orientalisches; doch nimmt es sich mit seiner Gallerie und Säulenhalle stattlich aus und ist der Schmuck des Schloßgartens, dessen hohe Baumgruppen der städtischen Umgebung Reiz und Abwechslung verleihen.

Vom Thurne herabgestiegen, betreten wir die Kirche. Der Dom von St. Veit ist eine gemeinsame Stätte für die monumentalen Denkmäler der kirchlichen und weltlichen Macht des Landes. Er ist das Erbbegräbniß der böhmischen Könige und die Gruft der böhmischen Heiligen und Kirchenfürsten, deren Denkmäler Wände, Seitenkapellen und Altäre bedecken und anfüllen. Schade, daß die Stürme des religiösen Fanatismus und des Kriegs nicht immer schonend an diesem Gotteshause vorüber gingen: denn vieles Treffliche an Grabsteinen und Bildwerken ist gewaltsam zerstört oder verdorben.

Der Löwe des Orts und der Magnet, der die Gläubigen in großen Schaaren nach dem Tempel zieht, ist der Sarg des heil. Nepomuk. Von massivem Silber gefertigt, steht er am Hochaltar, umgeben von einer Glorie silberner Engel. — Nicht weniger prachtvoll und merkwürdig ist die Kapelle des heil. Wenzel, der Böhmen erster christlicher Beherrscher. Wenzel ward von seinem eigenen heidnischen Bruder erschlagen, welchen die fanatische Mutter zur Unthat gereizt hatte, um die alten Götter an dem abtrünnigen Erstgeborenen zu rächen. Man sieht mit Grauen die vom Blute gefressenen Rostflecken an dem Löwenkopf und dem Messingring, an welchen der arme Wenzel sich flehend festklammerte, als sein Bruder das Mordwerk verübte. Helm, Schwert und der drahtgeflochtene Panzer des Erschlagenen hängen dem verhängnißvollen Ringe zur Seite. Sie gehören zu den Reichsinsignien; denn Böhmens König kann keinen Ritter des Wenzelordens machen, — des einzigen böhmischen Ordens, — er sei denn angethan mit dem Kleide des Geopferten. Mit diesen Dingen des geschichtlichen Grauens macht die rohe Pracht des Orts einen wunderbaren Kontrast. Alles strahlt hier von Gold und Silber, man sieht Zierrathen aus großen, viereckigen, plump gefaßten Edelsteinen, und ganze Tafeln von Smaragden, Topasen, Chrysolithen, Türkisen u. s. sind an den Wänden befestigt.

Ermüdet verlassen wir den Tempel. An der Burg werfen wir im Vorübergehen einen Blick auf das Fenster im böhmischen Ständesaal,

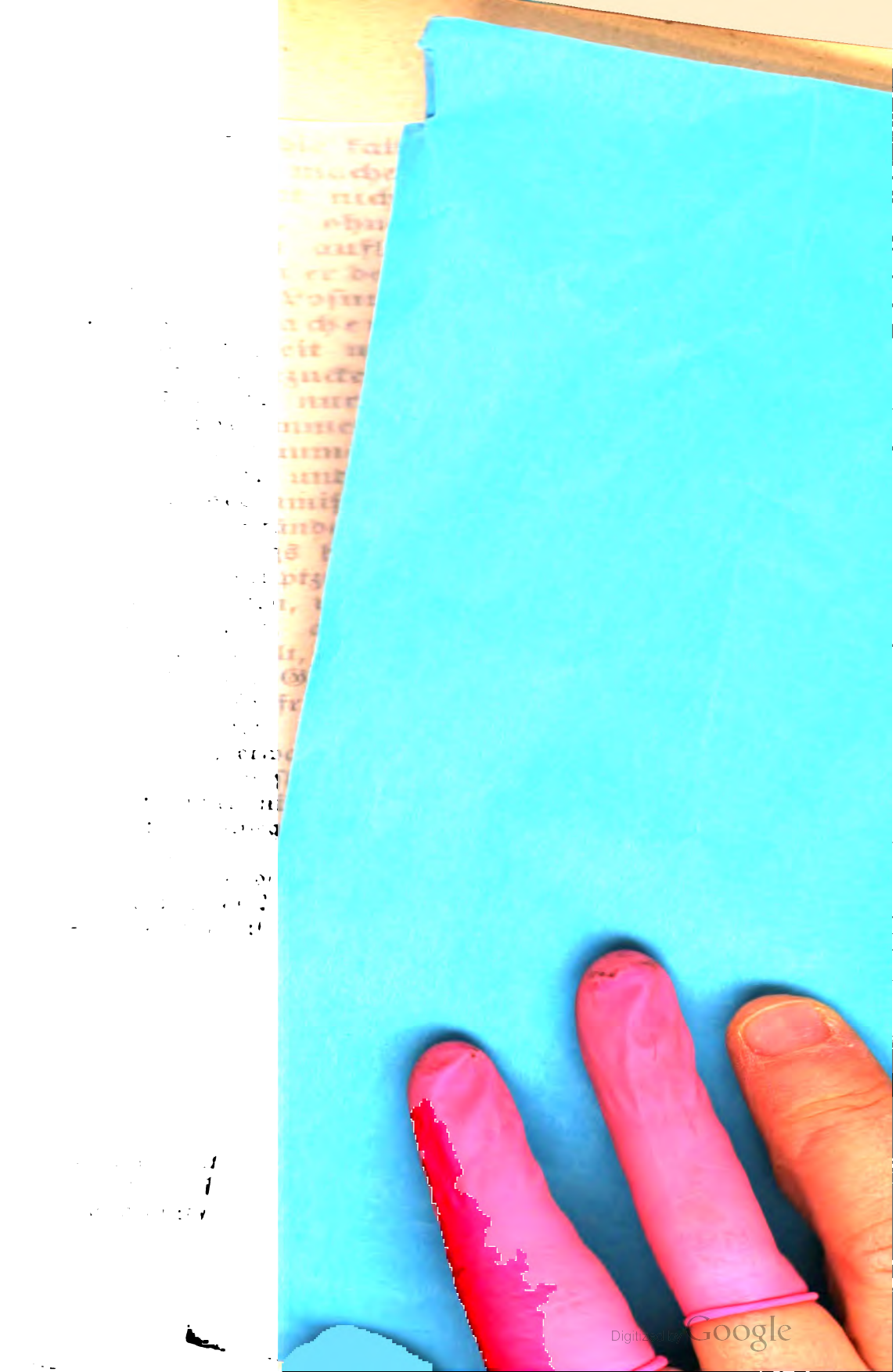




# FESTIVAL IN MAROCCO

Ans. & Kunstwerk d. Bild. in. Brit. Mus.

Fig. album des V. 1. 1. 1.



Land gesegnet, aber der Fluch einer unbeschränkten Despotie hat es menschenleer und größtentheils zur Wüste gemacht.

Während im westlichen Europa der Besitz jedes Fleckchen Landes theuer erworben werden muß, während in den meisten dieser Länder der Arme vom Grundbesitz gänzlich ausgeschlossen ist, und oft nicht einmal den kleinen Raum eigen nennen kann, auf dem er sein müdes Haupt niederlegt, sind hier, am Thore des Welttheils, tausende von Meilen des fruchtbarsten Bodens von der Kultur unberührt, meist ein Aufenthalt rechtloser Sklaven, oder der wilden Thiere. Warum wurden nicht längst schon hier Kolonien gegründet? warum ist nicht längst dies Land dem europäischen Fleiße, der europäischen Civilisation überantwortet? Warum brauchte man nicht längst hier das Schwertrecht, das gegen Nachbarn gleichen Glaubens und gleichen Stammes anzuwenden man bis auf die neueste Zeit sich nie geschaut hat? Es handelt sich hier nicht um erobersüchtige Zwecke. Wenn Europa die schlechte marokkanische Despotie umstürzt, dann wirkt es nicht für Unterdrückung und Unterjochung der Völker, sondern für ihre Erlösung aus schmachvollen Fesseln. Die Kolonisation Nordafrika's ist überdies bereits zu einer Lebensfrage für Europa erhoben, und sie kann nur verzögert, nicht umgangen werden. Namentlich drängt es England und drängt es Deutschland, über kurz oder lang dem System der alten Staaten zu folgen und eine Auswanderung im Großen zu reguliren, damit der Ueberfluß ihrer Bevölkerung entfernt werde, denn außerdem wird die Uebervölkerung neue und furchtbare Uebel zu den alten fügen und das sociale Gebäude in seinen Grundfesten zerrütten. Australien, Neuholland, selbst Nordamerika (da dessen nähere, östliche Provinzen der Auswanderung keinen Raum mehr bieten) liegen zu fern für die wegzuschaffenden Hunderttausende. Am gelegtesten ist die Küste von Nordafrika, und deren Besitzergreifung kann nicht durch kleinliche Bedenken gehemmt werden, sobald sie das eiserne Gesetz der Selbsterhaltung gebietet. Schon hat Frankreich in der Okkupation und Ansiedelung Algeriens das Beispiel gegeben. Marokko kann und wird dem gleichen Schicksal nicht entgehen, sei es heute oder morgen.

Die besten Landschaften des Sultanats sind gerade die, welche uns zunächst liegen: — die Küstenstriche nämlich am mittelländischen Meere. Jetzt sind diese schönen Gegenden nur dünn bevölkert, kaum besitzen sie zwei Städte von einiger Bedeutung: Tanger, Gibraltar gegenüber, und etwas weiter östlich Tetuan. Dieser Ort, mit 20,000 Einwohnern, treibt beträchtlichen Handel mit Südfrüchten und andern Produkten des Landes nach Spanien und Italien. Man erkennt hier das spanische Blut noch, obgleich es sich vielfach mit dem maurischen mischt; selbst altspanische Sitten treten noch hervor, reiner oft, als in Spanien selbst. So ist die





Maulika



Vorliebe für Gesang und Saitenspiel unter der Bevölkerung allgemein, und nicht minder die altspanische Lust an den Kampf- und Wettspielen des Girkus und der Rennbahn. Fast jedes Fest wird mit Lanzenspiel und Wettrennen in der alten Arena begangen, die gegenwärtig der größte Marktplatz ist; an solchen Tagen kommt die Bevölkerung von nah und fern herbei, und die flachen Dächer sind ringsum angefüllt mit Zuschauern zu Tausenden.

Tetuan's Lage ist wunderschön. Terrassenartig ist's auf der Abdachung eines Vorgebirgs gebaut, umgeben von gartenreichen, immer grünen und immer blühenden Thälern. Nordwärts ist die Aussicht nach beiden Meeren weit offen, im Süden thürmt sich ein Amphitheater von Bergen auf, das bis zum schneebedeckten großen Atlas ansteigt, und Stadt und Gegend vor dem versengenden Hauche der Wüste schirmt. Doch ist die reizende Vorstellung, welche die Fernsicht von Tetuan gibt, mit dem ersten Schritte durch's Thor verschwunden. Das Auge sieht Verfall, Schmutz und Elend. Die Gassen sind ungepflastert, eng, krumm; die Häuser niedrig, armselig, ohne Fenster; die Menschen, der Mehrzahl nach, halbnacktes, zerlumptes Gesindel von allen Farben: Mauren, Neger, Araber, Juden. Letztere sind, wie überall in den Staaten des Orients, hier rechtlos; aber was ihnen das Gesetz versagt, erwirkt ihnen Schlaueit und Gewandtheit. Alle Geschäfte in Marokko sind in ihren Händen und sie sind fast allein im Besiz alles Reichthums im Lande.

---

## Der Montblanc.

---

Was sehe ich? Eine Sarggestalt zwischen dem Wolkenhimmel und der Erde, und ausgebreitet über derselben ein weisses, weisses! Bahrtuch. Gletscher sind seine Zipfel, Bergkolosse das Postament des Katafalks; Opfer dampfen aus der Tiefe hervor als schwarzgraues Gewölk. Soll etwa Europa begraben werden? Sind seine Völker gestorben, seine Städte in Staub zerfallen, seine Reiche und Staaten vergangen, wie leere Schatten? Oder was deckt sonst dies Leichentuch? Deckt's das erlöschene Licht der Wahrheit, deckt's erstorbene Gewissen, eingeäscherte Hoffnungen, verglommenen Trost, versteinerte Herzen, gebrochene Schwüre, zertretene Verheissungen, niedergeworfene Menschenrechte — deckt's Leichen des sittlichen Lebens, oder Schlachtfelder der Geister? oder deckt's Scheintodtes? deckt es Lebendiges? Ist's doch, als wollte die Gestalt unter der weissen Hülle sich emporheben, als möchte sie ihre Arme gen Himmel ausstrecken unter der schweren Decke, als wollte sie rufen: Herr, komme herab auf meine Erde!

6\*\*

Es ist nicht so. Nur Scherben zerschlagener Gebirge bergen sich unter des Montblancs Eis- und Schneemantel, der Schutt und der Staub zerbrochener Erdrinden. Europa liegt nicht im Sarge, wie meine mitternächtliche Phantasie mir vorgegaukelt. Europa's Scheitel strahlt verklärt, rosenfarbig, freudig, voller Leben. Müßte die rüstige Gegenwart dennoch ein Begräbnistag sein, so sei er es für das Morsche, Welke, Faule; es werde eingescharrt das Ueberlebte, das, was der Gegenwart fremd ist, was mit ihrem Leben in Widerspruch sich findet und seine Entwicklung hemmt; es werde begraben der Nimbus der Heuchelei, des Lugs und der Schlechtigkeit, die Glorie der Niedertracht in Kirche, Staat und Leben. Glänzt aber der Montblanc im Morgenroth, so sei es uns die Andeutung einer bessern und schönern Zukunft, und der Lavinendonner, der um ihn hallt, werde uns ein Verkündiger des Frühlings, der Europa's altem Gichstamm frische Blätter bringt, wo er neue Kräfte saugt und fester und tiefer seine Wurzeln treibt, um die Stürme späterer Zeiten sicherer zu überdauern. Hat auch Europa, dessen höchster Scheitel dort über die Bergwelt ragt, bei Menschengedenken sehr Schweres ertragen und viel gelitten, so viel, daß Manche an seinem Gelingen verzweifeln, so ist ihm doch am Schmerzenslager ein zweites Leben aufgegangen, und ehe das Jahrhundert herabrollt, wird sich dieser neue Lebenskeim entwickelt und entfaltet haben zu wunderbarer Schönheit. Weiter als ehemals sind seiner Menschheit die Pforten der Unermeßlichkeit aufgethan, und viel deutlicher, als in frühern Zeiten, können wir die Bahn des Geschlechts in die Unendlichkeit verfolgen.

Der Montblanc, dieser König der europäischen Berge, gehört den penninischen Alpen an, welcher derjenige Zweig des Hochgebirgs ist, der Piemont von Savoyen und Wallis scheidet. Er enthält alle höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, die schauerlichsten Gletscher, die größten Eisfelder. Des Montblancs absolute Höhe über der Meeresfläche beträgt 14,700 Fuß, und sein Nachbar, der Montrosa, ist nicht viel niedriger. Der Chimborasso steigt kaum 850 Toisen höher in die Lüfte; dem obersten Kaukasusgipfel kommt der Montblanc an Höhe fast gleich; den der Pyrenäen überragt er um fast 5000 Fuß. Bis zum Jahre 1786 galt der Bergries für unersteiglich. Versuche, die zu verschiedenen Zeiten gemacht worden waren, mißlangen alle, und Manche küßten ihr Wagniß mit dem Tode. Am 8. August jenes Jahres glückte es endlich dem Doctor Baccard aus Chamouny, nach viertägiger Anstrengung und Ueberwindung unglaublicher Gefahren und Schwierigkeiten, in Begleitung seines Führers Balmat, den Gipfel des Montblancs zu erklettern. Seit dieser Zeit ist er, sowohl von Einzelnen, als ganzen Gesellschaften, mehrmals bestiegen worden, und gegenwärtig ist eine Exkursion auf die Zinne

Europa's mit viel geringerer Beschwerde verknüpft, als ehemals; sie wird auch in viel kürzerer Zeit gemacht. Man findet in Chamouny zur Sommerzeit erfahrene, aller Zugänge kundige Guiden, und macht die Tour hin und zurück gemeinlich in zwei Tagen. Die Kosten der Reise betragen 30—40 Louisd'ors. Doch gehört immerhin ein rüstiger und dauerhafter Körper dazu.

Der Fuß des Bergs und dessen untere Region ist bewaldet. Von Prieuré aus, dem Hauptort des Chamounythals, gelangt man auf einem im Zickzack aufsteigenden Pfade binnen vier Stunden in die zweite Region, wo die großen Wesen der Pflanzenwelt nicht mehr fortkommen und sich die Kraft der Vegetation auf Moose, kurze Alpgräser, und die Flora fast nur auf das Alpenröschen beschränkt. Ungeheure, mit dunkeln, blaugrünen Matten bekleidete Felswölbungen und schroffe Gehänge, hier und da durch einzelne Seenhütten, oder weidende Rinder belebt, bilden den allgemeinen Charakter dieses Bergtheils. Weiter hinan verschwinden die Matten, das Geläute der Heerden verhallt, der Hauch des Lebens wird immer schwächer, der Weg immer steiler, das nackte, von jeder Pflanzendecke fast entblößte Gestein, ist röthlich, oder schwarz, oder braun; es ist Urfels, der in grotesken, wilden Gestalten rechts und links schauerlich in die Lüfte starrt. Mit jedem Schritte weiter aufwärts wird auch der Weg pfadloser, die Gegend verlassener. Ehe man noch die Grand=Mulets, ein obeliskentartiges Felsbündel (bei 10,000 Fuß Meeresshöhe) erreicht, sieht sich der Reisende schon in einem Felsenlabyrinthe befangen; jene haben die Formen von Mauern, Thürmen, Bastionen, oder steigen als scharfkantige Pyramiden auf, oder streben als Riesendensäulen empor, gegen welche die von Menschenhand geformten wie Nadelspitzen erscheinen. Und doch sind sie selbst, gegen die ungeheure Masse des Bergs verglichen, nur „Nadeln“ — wie sie auch von den Alpbewohnern geheißen werden. In Spalten und Ritzen schimmert schon Schnee, weissagend das Nahen der Region des ewigen Winters. An den senkrechten, oft 1000 Fuß hohen Felswänden stürzen und rieseln an unzähligen Stellen die Wasser hernieder, welche die stehende Sommer Sonne von den höher hinanliegenden Eissfeldern schmilzt, und zwischen den Klüften des Gebirgs zur Rechten senken sich, wie schauerliche, in ihrem Laufe erstarrte Ströme, deren Fesseln auch der Sonne stärkste Gluth nicht lösen kann, die ungeheuern Gletscher bis zum Wege herab. Endlich betritt man die Gletscher selbst, welche, geschnückt mit unzähligen krySTALLfarbigen Pyramiden, von des Montblancs Mittelzone herabsteigen.

In der Nähe der Grand=Mulets, in einer der vielen von überhängenden Felsen gebildeten Grotten wird gewöhnlich übernachtet. Häufig sind hier in den Sommernächten heftige Gewitter, und der Reisende wird dann durch ein unvergeßliches Schauspiel der Natur erfreut. Das Gewitter ist nämlich stets unter seinen Füßen. Bald sieht er auf ein Feuermeer herab, bald in die schwärzeste Nacht, und die Schläge rollen in den

Gebirgen fort, wie Donner von tausend schweren Geschützen. Eine Menge Lavinen reißen sich los von den benachbarten Aiguilles und Domen, und ohne alle Gefahr sieht er sie rechts und links beim Leuchten der Blitze herniedergehen. —

Die Wanderung am nächsten Morgen beginnt auf der Decke des ewigen Eises. Vor dem zagenden Blicke thürmt sich eine Wüste empor, deren Abglanz das Auge blendet. Hier und da haben die Guiden, die zum Theil voraus zu gehen pflegen, hohe Stangen mit Strohbüscheln in das Eis gesteckt, um die Richtung des Wegs anzugeben. Ohne diese Erkennungszeichen würde die Fahrt noch gefährlicher sein und der Reisende leicht in die unergründlichen Spalten und Schlünde stürzen, welche die Eis- und Schneefelder nach allen Richtungen durchkreuzen. Manche derselben sind bis zum Rande mit Wasser gefüllt; weiter hinan sind sie mit einer dünnen, trügerischen Eisdecke, oder mit Schnee geschlossen. An solchen Stellen stecken die Warnungszeichen der vorausgegangenen Guiden und schützen vor Lebensgefahr. Man erreicht das Grand Plateau, eine Terrasse etwa 12,000 Fuß hoch. Hier wird zum letztenmale ausgeruht und gefrühstückt.

Von dieser Station an beginnen die größten Beschwernisse der Bergreise. Die Luft ist äußerst kalt geworden. Schweres Athmen stellt sich ein, Brustschmerzen, Stechen im Kopfe, Augenweh, Ohrenbrausen, Schwindel, außerordentliche Schwäche und Niedergeschlagenheit. Und in diesem Zustande wandert der Mensch im Schauerreiche des ewigen Winters, wo es der großen Mutter Natur selbst für das kleinste Moos an Erhaltungskraft gebricht. Während er mit schlotternden Knieen auf eingehauenen Stufen an steilen Eiswänden hinan- und hinabklettert und über Blöcke klettert, erschreckt ihn das ewige Donnern der Lavinen um, über und unter seinem Standort, hält ihn das Versten und Krachen der Gletscher in der Tiefe in Todesangst. Endlich erreicht er den Gipfel. — Er hat aufgeathmet; eine Welt liegt vor ihm ausgebreitet, 70 Stunden im Durchmesser ist sein Gesichtskreis; sein Auge dringt in viele Länder und Reiche, er leert den Becher der Begeisterung und des Entzückens in vollen Zügen. Aber bald gewinnen die Leiden des Körpers wieder über den Geist die Herrschaft. Länger als eine Viertelstunde halten es Wenige oben aus. Heftiges Fieber schüttelt, Nasenbluten tritt ein, die Sinne vergehen. Völlig erschöpft tritt der Reisende die Rückfahrt an, und geht Alles glücklich, so kann er um Mitternacht wieder in St. Prieuré sein, froh einer Erinnerung, die ihn stolz durch das Leben begleitet.





welche  
Heimen  
der G  
gen, u  
und b  
sen. S  
Blick  
ben, T  
  
Melbr  
eiter  
hathe  
nahm  
stort  
ben  
Er. C  
am





## Lindau am Bodensee.

Als Gott einst rief die Riesenketten  
Der Alpen aus der Ebne Schooß,  
Da brach der Rhein im Felsenbette  
Aus seinem Eispalaste los,  
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,  
Er rauschet hell in's offne Land,  
Und ruht in einem tiefen Becken  
Als blauer See mit grünem Rand, —

Wo er, von Gottes Geist getrieben,  
Hinzus bricht zu dem fernen Meer;  
Doch ist sein Ruhebett geblieben,  
Die Wälder sprossen um ihn her;  
Und über'n See, hoch ausgebreitet,  
Spannt sich der Linden Lüste Zelt,  
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,  
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held!

Gefegnet ist die stille Fläche  
Vor vielem Land und vielem Meer;  
Froh eil'n ihm zu die Ström' und Bäche,  
Froh siedeln Menschen um ihn her.  
Der Hauch des Herrn treibt seine Boote,  
Voll werden stets die Rège sein:  
Froh ist sein Volk vom eig'nen Brode  
Und froh trinkt's selbstgebauten Wein! —

Es gibt solcher lieben, milden, ächt poetischen Landschaften, wie die, welche Griffel und Stichel mit vollendeter Meisterschaft und Treue in den kleinen Rahmen unseres Bildchens zusammengedrängt haben, wenige auf der Erde. Wem das Glück gegeben ist, sie zu schauen, dazu einen sonnigen, wolkenfreien Himmel, einen heiteren, für Freude empfänglichen Sinn und die Wonne, an der Seite der Freundschaft zu wandeln, und bald Wiesen, Wälder und Berge im spiegelnden Auge des Sees, bald im klaren Blick guter und geliebter Menschen zu betrachten, der darf es schon glauben, das reizende Stückchen Erde sei ein Stück vom Himmel selbst.

Ist zwar das ganze Gestade des Bodensees ein Juwelschmuck, so bleibt doch Lindau und seine Umgebung unter den kostbaren Steinen einer der allerköstlichsten. Von der Bregenzer Seite aus gesehen, eine halbe Stunde oberhalb Lindau, welchen Punkt unser Zeichner zur Aufnahme wählte, ist die Landschaft besonders schön. Du siehst die Inselstadt wie ein kleines Venedig in der krystallinen Fluth gebettet; links ziehen sich die Bergketten der Schweiz aus den Kantonen des Thurgau und St. Gallens bis an den See herab, und zu ihren Füßen scherzen die weißen

Segel auf der Wasserfläche, deren Ausdehnung von Lindau bis Konstanz volle 16 Stunden beträgt. Seitwärts, im Bilde, und von der Baumgruppe des Vorgrundes bedeckt, öffnet sich das breite, große Thal, durch welches der Rhein aus den rhätischen Alpen dem Bodensee zueilt; rückwärts aber thürmen sich die Felsmauern Vorarlbergs zu Hochgebirgen auf, auf deren Firnen noch im Hochsommer die Schneefelder glänzen und der Lämmergeier die Gemse jagt. In einer Felsbucht tief unten liegt die Stadt Bregenz, umgürtet mit Schanzen, von denen der Doppeladler in sein zerbrochenes altes Nest hinüberschaut, aus dem ihn das feste, freiheitsfrohe Volk der Sperber und Falken längst verjagt hat. —

Lindau steht auf drei kleinen Felseninseln des Sees, deren größte, dem Ufer nächste, durch eine 300 Schritte lange Brücke mit dem festen Lande verbunden ist. Die drei Eilande haben zusammen einen Flächenraum von nur etwa 100 Morgen.

Die vorderste Insel ist die größte und bildet die eigentliche Stadt; die zweite enthält die Wohnungen der Schiffer, Fischer und Weingärtner; die dritte, kleinste, heißt die Burg. Die letztere ist die älteste Ansiedelung aus der Zeit der Römer her. Als eine Zwingburg für die benachbarten allemannischen Stämme haben sie in der Periode der Cäsaren ein Castrum hier erbaut. Jetzt steht die uralte Jakobskirche auf dessen Substruktionen. — Weinberge, Gärten und freundliche Anlagen der Lindauer Bürger nehmen den übrigen Raum ein. Auf den Resten der Thürme der Weltbeherrscher duften Jasmin und Weibblatt, rankt sich die Rebe zu lieblichen Lauben, und wo der eiserne Tritt der römischen Legionen einst erdröhte und gelle Schlachtgesänge widerhallten, da spielen jetzt die Kinder und tönen die heiteren Lieder der Jugend. —

Lindau, die ehemalige freie Reichsstadt, kam nach dem Sturz des Reichs unter bayerische Hoheit. Schon lange vorher war die Stadt, — im Mittelalter, nächst Konstanz, die bedeutendste am Bodensee, zählte sie in 800 Häusern fast 10,000 Einwohner, und unterhielt mit den Uferstaaten und Italien einen blühenden Expeditions- und Zwischenhandel, — im Sinken. Im Jahre 1820 waren die Einwohner auf 2500 geschrumpfen. Erst mit Einführung der Dampfschiffahrt, welche den Lindauer Hafen begünstigte, regten sich neue Lebenskeime und ein schwunghafter Expeditions- und Zwischenhandel richtete sich wieder ein. Jetzt ist die Stadt der Ausgangspunkt des bayerischen Eisenbahnnetzes in südwestlicher Richtung. Die Bevölkerung wächst wieder, mit ihr der Häuserwerth, der allgemeine Wohlstand, Handel und Gewerbe. Lindau ist, als Hauptstation der Dampferflotille des Bodensees (sie zählt bereits über 30 Schiffe), ein Centralpunkt der Expedition zwischen Deutschland, der Schweiz, dem südlichen Frankreich und Italien geworden, und die Schaaren der Reisenden, welche ihm der Dampf auf Booten und Eisenbahnen täglich zuführt, geben der Stadt Leben und Thätigkeit. Dem bürgerlichen Erwerb sind neue

Quellen geöffnet, die Menschen selbst haben sich vortheilhaft geändert. Die begonnene Einwanderung der Fremden übt einen wohlthätigen Einfluß und verträglich mischen sich die christlichen Konfessionen, die Stämme, Idiome, die Sitten und Gebräuche. Das beständige Hin- und Herbogen der Reisenden aus allen Ländern hat die Lindauer aufgerüttelt und an die Stelle des früheren Kleinstädterwesens ist jener verständige weltbürgerliche Sinn getreten, der sich überall im Verkehr mit Menschen anderer Völker, anderen Glaubens und anderer Meinungen entwickelt und immer zu einer humanen Anerkennung der gegenseitigen Tugenden und Vorzüge führt. Was sich ungesellig gegen das Fremde abschließt und sich beständig in dem Kreise der eigenen Meinungen dreht, verliert die Fähigkeit, das Rechte und Wahre zu erkennen. Wir sehen dies überall bestätigt und finden z. B. manche Völker in Asien, die durch ihr Isolirungssystem unfähig geworden sind, die unermesslichen Güter der europäischen Civilisation zu würdigen, oder aus denselben Vorthail zu ziehen, — Völker, die nicht begreifen können, wie man leben kann anders als unter dem Schwerte der Despoten, oder unter dem Schrecken von Religionen, welche Menschenopfer für die Altäre ihrer Götter fordern.

Lindau hat manche Sehenswürdigkeiten, welche seine Frühgeschichte illustriren. Die Marienkirche, — zu dem ehemals reichsfreien Frauenstift gehörend, — war berühmt wegen ihrer Denkmäler und Bildwerke, die bis in die Zeit der fränkischen Könige reichten, und die, nach der Zerstörung der ältesten Stiftskirche bei Nonnenborn durch die Hunnen, hierher gerettet wurden. Leider ist bis auf eine Anzahl altdeutscher Gemälde und Holzskulpturen fast Alles in dem großen Brande vom Jahre 1728 untergegangen, und die wenigen, noch übrigen Gebäude des Stifts dienen jetzt den bayerischen Behörden als Amtslokale. Die Aebtissin hatte von uralter Zeit her das Recht, einen Missethäter durch eigenhändige Abschneidung des Strickes in dem Augenblicke, als er von der Leiter durch den Fenster in die Ewigkeit gestoßen werden sollte, zu erlösen. Ein heroischer Akt für eine Dame! Das Messer, um den Strick abzuschneiden, wurde der Aebtissin auf silberner Schüssel nachgetragen. War der Verbrecher glücklich erlöst, so wurde er in feierlicher Prozession in's Kloster geführt und da bis zu seinem Tode ernährt; aber zum Denkzeichen mußte er den Armesünderkittel und den Strick immerdar um den Leib gebunden tragen. Jede Aebtissin durfte das Galgen-Erlösrecht zwar nur einmal in ihrem Leben ausüben; aber fast jede machte, die letzte noch im Jahre 1780, davon Gebrauch. Erst unserm Zeitalter, das sich doch das humane nennt, war es vorbehalten, alle Privilegien der Barmherzigkeit dieser Art abzuschaffen.

Die Dreifaltigkeitskirche, ein schöner, mittelalterlicher Bau, ist leider seit einem halben Jahrhundert geschlossen, und gelegentlich als Magazin benutzt worden. Im Chore hat der Lindauer Patriotismus die Bildnisse aller Männer versammelt, die sich seit den ältesten Zeiten um Staat

und Kirche verdient gemacht haben. Sehenswerther und sehr merkwürdig ist die in der sogenannten Konsistorialstube der Kirche aufgestellte Stadtbibliothek, die ihre Gründung auf das Jahr 1538 zurückführt. Sie ist reich an kostbaren Inkunabeln, besitzt auch seltene arabische Manuskripte, wichtige Autographen und eine Sammlung römischer Münzen, deren Fundort zumieist der Schutt des römischen Castrums auf der Burginsel war. Noch steht unter dem Namen „die Heidenmauer“ ein Theil jener Feste aufrecht, — wahrscheinlich ein Stück von einem Thurm, welches seine Erhaltung dem Umstand verdankt, daß ein paar kleine Häuser sich an dasselbe anlehnen. Dies Gemäuer ist fast 10 Fuß dick und aus unbehauenen, großen Felsstücken zusammengefügt. — Die Tradition des Volks nennt den Liber als Erbauer und Begründer der Stadt. Sicherer ist, daß das Hereinbrechen der barbarischen Völker im vierten Jahrhundert viele römische Familien veranlaßte, sich auf die benachbarten Inseln unter den Schutz des Castrums zu flüchten und Wohnstätten zu bauen. Durch ihre Lage geschützt, blühte die Kolonie bald auf. Der Ruf ihres Reichthums lockte im 10. Jahrhundert die eingefallenen Hunnenschwärme herbei; Lindau wurde von ihnen eingenommen, geplündert und mit Feuer und Schwert verheert. Nachdem das Reich durch die Vernichtungsschlacht auf dem Lechfelde von der Hunnenplage erlöst worden war, erstand Lindau wieder aus seinen Trümmern; der Kaiser schenkte ihm Selbstregierungsrecht, Freiheiten die Menge, und schon Rudolf der Habsburger nennt die Stadt die „uralte, freie“; auch „die reiche“ hieß sie damals zur Auszeichnung vor ihren Schwestern. — Aber sie wußte das Recht der Selbstregierung so wenig wie irgend eine deutsche Reichsstadt vor Mißbrauch zu wahren. Die Herrschaft sank zum Erbrecht einiger patrizischen Familien herab, und diese übten einen Despotismus, unleidlicher und drückender, als sonst die Fürsten und ihre Vögte geübt. Da entstand (im Jahr 1396) ein Aufstand der Bürger gegen den tyrannisirenden Rath; dieser schlug ihn jedoch, mit Hülfe der Söldnerschaaren, welche die Magistrate der verbündeten benachbarten Reichsstädte zu Hülfe schickten, nach blutigem Kampfe nieder, legte die Uebertundenen auf die Folter oder auf den Richtblock, und schickte Alle, denen er mißtraute, in die Verbannung. Tödtlicher Familienhaß zehrte fortan an dem Lebensmark Lindau's; er legte den Grund zu seinem nachherigen Verfall, welchen die Wirren und Drangsale des 30jährigen Kriegs beschleunigten. In der Reformation trennte sich der demokratisch gesinnte Theil der Bürgerschaft von der katholischen Kirche und nahm Luthers Lehre an. — Von 1551 an war die Herrschaft des Magistrats eine absolute. Er hatte es durchgesetzt, daß der Einfluß der Zünfte auf das Regiment ganz beseitigt wurde, und ein „geheimer Rath“, aus drei Bürgermeistern und zwei geheimen Rechtskonsulenten bestehend, übte die Exekutive. Die Abgaben der Bürgerschaft, um das Blutjagersystem der herrschenden Familien, ihrer Dienstmannen und Werk-

zeuge aufrecht zu erhalten, stiegen in's Unglaubliche; sie fraßen am Ende ein volles Drittel des bürgerlichen Einkommens auf. Die Furcht vor Verarmung trieb Tausende zur Auswanderung. Unter diesen Verhältnissen war der Sturz des Reichs und der Selbstregierung für Lindau ein Glück, der Verlust der mißbrauchten Freiheit ein Gewinn, und die bayerische Herrschaft ein Segen. Bei unsern reichstädtischen Lebensgeschichten wird man so oft an den alten gottlosen Spruch erinnert: „lieber den Teufel, als einen schlechten Herrgott“.

Siehst du, lieber Leser, auf dem Bilde das kleine Häuschen dort in der Umpfählung am äußersten Ende der Stadt? Von da hast du eine der schönsten und reichsten Bisten des ganzen Schwabenneers. Mit Hülfe deines Taschenteleskops siehst du sehr deutlich die Thürme der Abtei von St. Gallen; den Dom von Konstanz sogar kannst du bei hellem Wetter erkennen; die näheren Städtchen Rheineck, Rorschach, Arbon glänzen unter hundert Flecken, Dörfern und Weilern, die das schweizer Ufer beleben, und auf den Hügeln und Höhen landeinwärts glitzern die vielen Schlösser und Burgen Appenzells und Thurgau's über des Gewässers breiten Spiegel. Die Wolken haben sich jetzt zurückgezogen in die höhern Luftgesilde; sie umhüllen nur noch die höchsten Häupter der Gebirge, oder flattern kosend von einer Schlucht in die andere: — wenn aber, wie es oft geschieht, der Föhn von den Hochalpen durch die engen Thäler dem See zubraust, bald hier und da den Nebelschleier von den Firnen und Firsten reißt und die von Schnee und Eis starrenden Scheitel, oder das scharffantige graue Felsgemäuer der Gräten und Zacken entblößt; oder wenn er die Nebel niederdrückt, daß sie Alpen und Thäler bedecken und nichts sichtbar bleibt, als hier und da ein einsames Berghorn, das hoch über den Wolken zum Himmel ragt: wie ist's da schön! wie ist da die ganze Natur ringsum ein aufgeschlagenes Evangelienbuch des geoffenbarten Gottes in einer Prachtausgabe mit funkelnden, goldenen Decken und Schließen. Viele, überwältigt von so viel Schönheit, wagen's kaum, schüchtern hineinzublicken mit verstohlenem Blick, so voll sind sie der Freude, der Ehrfurcht und der Anbetung.

Auch die Rheinmündung ist ein gar schöner Punkt in dem weiten Panorama. Ganz nahe guckt dich der Strom an in seinem breiten Bett, durch welches er seine klaren Gewässer dem See zurollt. Ohne Krümmungen verfolgt das Auge den Rhein in gerader Linie meilenweit das Thal hinan, und neugierig treten da und dort die grünen, bewaldeten Berge an seinen Rand, oder schaut eine Burg über die mit Reben und Obstbäumen bepflanzten Gehänge zu ihm nieder. Zwischen den felsigen, steilen Gebirgszügen Borarlbergs und den Bergen der Schweiz ist das Ufer des Sees flach; niedriges Gesträuch kriecht am Boden, manche sumpfige Strecke ist mit hohem Schilf und mannhohem Niedgras überwachsen. — Am schönsten wird die Aussicht, wenn die Sonne zum Horizonte sinkt, die Wellen des Sees vergoldet, hierauf das ganze 16 Stunden lange Schwaben-

meer in rothe Feuergluth taucht, und lichte, rosige Wölkchen unter der tiefblauen Himmelsdecke zittern und aus hundert Orten das Abendgeläute herüber summt. Wer wollte beschreiben — wo das Wort fehlt, und nach Worten suchen, wo die Seele in Andacht zerfließt? — Wenn endlich die Sonne völlig hinabgestiegen ist in die Gluth, und der Abendstern — der erste des Weltenheers — sein funkelndes Antlitz in jeder Welle beschaut: dann belebt sich der See mit Barken und Rachen, da und dort tönt die Musik in das Rauschen der Gewässer und es erschallt das preisende Lied:

Stimmt an den Sang, die grünen Bogen rauschen,  
Im alten Schwabenmeer!  
Sobald ihr singt, beginnen sie zu lauschen,  
Und hüpfen um euch her.

Und sie durchströmt der Geist der fernern Zeiten,  
Wo rings der Strand erklang,  
Der Minne Lied zum Silberton der Saiten  
Aus hundert Burgen drang.

Im leichten Haus, das auf der Woge schwimmt,  
Da wohnt der leichte Muth,  
Da wiegt sich jede Freude groß; da glimmt  
Noch jeder Hoffnung Gluth.

Der Mutherschlag verstärkt den Schlag der Herzen,  
Freundschaft und Lieb' erwacht;  
O blickt umher, wie froh die Wellen scherzen,  
Drum scherzt auch ihr und lacht.

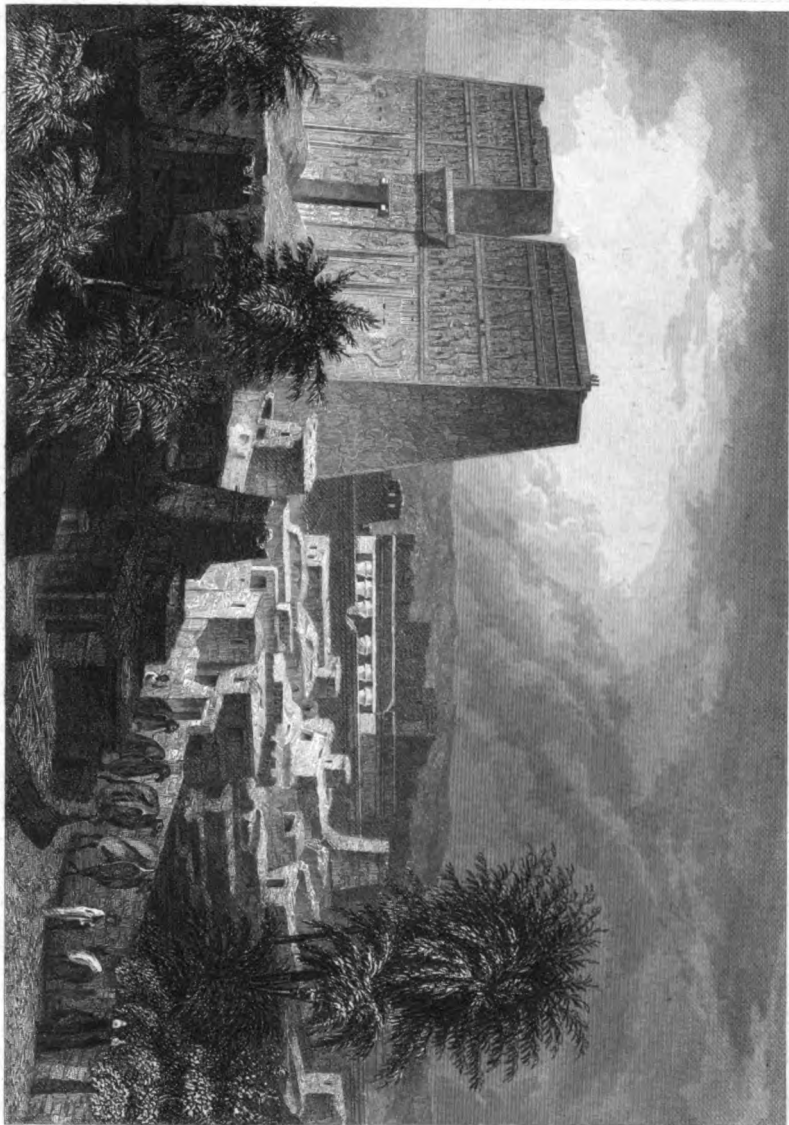
Und heller glänzet im Vorüberfliegen  
Der Thurm von Dorf und Stadt.  
Die Firnen glühn, die niedern Hügel beben,  
Umwällt von Blüth' und Blatt.

Dort am Gestade schwingen sich die Reben —  
So sagt, wo habt ihr Wein?  
Im Doppelstrom durchschwimmen wir das Leben,  
Schenkt ein! schenkt ein! schenkt ein!

Die Wonne wacht und alle Sorgen schlafen: —  
Doch ist des Glücks zu viel;  
Es sinkt die Nacht, es öffnet sich der Hafen —  
Ach, schon sind wir am Ziel!

So süße Fahrt laßt uns durch's Leben träumen.  
Da lebt sich's noch so gern,  
Und wenn's auch stürmt, wenn hoch die Wogen schäumen —  
— Der Hafen ist nicht fern! —





1847

RUINEN VON THEBES

IN ÄGYPTEN.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Preis 1 Thaler.



## Die Ruinen von Edfon in Aegypten.

Jahrtausende fluthen in's Meer der Ewigkeit hinab; Jahrhunderte rollen vorüber; Geschlechter kommen und gehen, und auf den Stufen des Glücks und der Macht steigen die Nationen auf und nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel; nichts ist beständig als der Tod. Doch trägt jeder Tod wieder ein Leben in seinem Schooße, wie jedes Leben ein Sterben, ein Verbluten, ein Verwelken oder ein Verschwinden. Kreislauf ist's, doch ein Kreislauf wie am Sternenhimmel: ein Kreislauf mit Fortbewegung zu Zielen, die in unfasslichen Fernen stehen.

Und diese Fortbewegung ist unser Trost. Ohne dieselbe wäre unser Im-Kreise-gehen in der That nur ein Stillstand, die Bewegung nur Schein, die Achse, um die sich Alles dreht, das leere Nichts. Es ist auch diese Fortbewegung der stärkste Bürgen unserer Unsterblichkeit. Der Raupe gleich, die eingesponnen im dunkelsten Blatte wohnt, um später im Sonnenschein von Blume zu Blume zu flattern, werden auch wir Erdenpuppen von Stern zu Sternen fliegen und im Fluge den Himmel küssen. — Und mit dem Sternenauge werden wir dann auf die Erde herabsehen und denken der alten Heimath und der Freuden und Leiden, die sie gegeben hat, und die Saaten groß wachsen sehen, die wir ausgestreut, und die Früchte betrachten mit dem Gefühl der Seligen, wenn sie gut waren, und sind sie schlecht gewesen, mit dem Gefühl der Verdammten. Das Räthsel der ewigen Vergeltung erhält also die einfache Lösung.

Auch diese Trümmer, deren Bild uns den beredten Zeugen einer viertausendjährigen Vergangenheit vor's Auge führt, kündigen von dem steten Fortschreiten im geistigen Leben der Menschheit. Zwischen den Bildungsgraden von damals und jetzt, welche Kluft! und wie ärmlich erscheint die Errungenschaft des kulturreichsten Volks des Alterthums gegen den Schatz des Wissens und Könnens der Neuzeit! Ein Schulknabe weiß jetzt mehr als alle Weisen des Pharaonenlandes zusammen, und Vieles ist jetzt unmöglich, was man damals den Völkern zumuthen durfte. Wenn man eine gebildete Nation auffordern wollte, der Despotie Gebäude im Frohndienst aufzurichten, von deren Pracht und Größe die üppigste Phantasie eines abendländischen Herrschers kaum zu träumen wagt, was würde sie dazu sagen? und welches Volk würde jetzt in seinem Monarchen den lebendigen Gott anbeten mögen und ihm auf Altären opfern?

An solchen Dingen erkennen wir den Abstand zwischen der Kultur von heute und vordem und den ungeheuern Raum, den die Menschheit auf ihrer Bahn zur geistigen Vollkommenheit in der verhältnißmäßig kleinen Spanne

Zeit durchlaufen hat. Ein solcher Rückblick erhebt, er versöhnt auch mit vielen Erscheinungen und macht den Glauben an ein beständiges Fortschreiten in jener Bahn unerschütterlich.

Und dieser Glaube sei der Fels, von dem herab der ruhig beobachtende Geist nieder schaue auf die Nebel und die tobenden Gewässer der Tiefe, und keine Leidenschaft, kein Irrthum, kein Zweifel, kein Grimm über verwirrende Verhältnisse soll ihn irren, oder den Blick verdunkeln. Der rechte Mensch, dem Gott Kraft gegeben, hat nur eine Bahn und nur eine alleroberste Pflicht: mitzuwirken für das, was die edelsten Geister erwärmt hat von Anfang der Geschichte: — d. h. zu wirken für die Beglückung der Brüder durch Unterricht und Aufklärung, durch Erweckung zum Selbstbewußtsein und zur Liebe für Sittlichkeit und wahre Freiheit, die Mutter jeglicher Tugend. Mit voranzuschreiten für dieses Streben in der vordersten Reihe, das ist das Höchste des menschlichen Thuns und das Rühmlichste unter Allem.

Ein Wirken des Friedens ist es jedoch nicht! Kampf fordert's und Unruhe und schwere Arbeit und große Opfer immerdar. Wer es als Panier seines Lebens aufgesteckt hat, der darf sich nicht fürchten. Er muß hinabsteigen, tief hinab, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht kriecht, dessen Biß das Leben der Menschheit fiesch und elend macht, und um den Preis seines irdischen Daseins berückt. Er muß den Kampf wagen mit dem Gezücht, wie St. Georg mit dem Lindwurm, einen Kampf auf Leben und Tod. Wem die Entschlossenheit dazu nicht inne wohnt, der soll ihn nicht beginnen. —

Was unser Stahlstich uns zeigt, sind die großartigen Reste der alten Apollinopolis magna, der Hauptstadt des apollonopolitischen Nomos in Thebais, die unter dem Scepter der Ptolemäer jene Prachtbauten erstehen sah, deren Trümmer sich jetzt noch stolz im Nil spiegeln. Nur Theben kann sich mit seinen Resten neben diese der Apollonia stellen. Das Loos beider ist gleich. Schmutz und Wetter arbeiten mit den Hämmern und Meißeln der Archäologen und Kunstkrämer gemeinschaftlich an deren Zerstörung. Apollonia erlag ihr später, denn es war noch lange Zeit unter den römischen Kaisern ein angesehenes Bischofsstz; eine römische Legion hatte hier ihren Standort. Gegenwärtig finden wir auf dem flachen Dache des großen Tempels das Dörflein Gdfou, das zur oberägyptischen Provinz Said gehört und gegen 1000 arabische Einwohner beherbergt, die sich in der Verfertigung schöner rother Thongefäße auszeichnen und dieselben auf dem Nil verfahren. Das Hauptgebäude des Tempels ist in seiner Länge von 421 Fuß und seiner Breite von 212 Fuß mit seinen zahlreichen Skulpturen noch deutlich zu erkennen; dagegen haben die Zwischenwände der Säulen des Portikus und die oberen Einfassungen der









herrlichen 110 Fuß hohen Pylonen sehr gelitten. Die Hauptursache der Zerstörung liegt darin, daß der Unrath aller Art, welchen die Dorfbewohner aus ihren Fenstern werfen, nach und nach das Innere des Tempels ganz anfüllt, so daß jetzt die prächtigen Säle nur noch als Souterrains erscheinen und von den kolossalen Säulen bloß die Kapitälcr noch aus dem Schutt hervorragen. Ein kleinerer Tempel des Typhon erhebt sich neben den Ueberresten des großen.

Das Bild zeigt uns den am reichsten mit Skulpturen ausgeschmückten Haupteingang des großen Tempels. Welche Thaten durch diese wunderbaren und wunderlichen Bildwerke verewigt werden sollten? Wir wissen es nicht. Hat die Wahrheit sich dieser Riesenschriftzüge bedient, um ihre Freunde und deren Werke zu preisen? Wir glauben es nicht. Es ist nicht ihre Art, sich mit so betäubenden Massen und solchem Gepränge in das Licht der Sonne zu stellen. Hat die Macht des Glaubens sie aufgebaut? Schwerlich diese Macht allein: die Trümmer selbst deuten verrätherisch auf noch andere Mächte. Die Macht der Tyrannei, Eitelkeit und Schmeichelei scheint hier Menschenwogen zusammengeschleudert zu haben, um für das Andenken der Götter der Erde unverwüstliche Säulen zu gründen. Von ihrer Größe und Herrlichkeit sollten jene Bilder und Zeichen allen kommenden Geschlechtern predigen und, hochaufgerichtet von dem Stolz dieses Gedankens, stiegen jene alten Könige über die niedergedrückten Häupter von Millionen hinab in die prangende Gruft. Dort lag ihr Staub. Die Zeit hat ihn verweht. Aber auch ihre letzte Hoffnung ist mit ihrem Geschlechte zu Grabe gegangen: die Zeichen und Bilder hörten auf, ihre Größe und Herrlichkeiten zu predigen, und wo sie noch aufrecht stehen, sind sie, was sie sind: Prediger in der Wüste! Ihre Worte haben keinen Laut für die Ohren der Gegenwart, und fänden, wenn der Gelehrten Witz auch den Laut wieder zu beleben wüßte, kein Ohr mehr, das ihnen lauschen möchte. Die den Fürsten angelogene Größe hat hier ein stummes Grab, und wird es behalten: und die Zeit wird kommen, wo alle solche Rügen verstummen und sie verschwinden werden aus den Büchern der Weltgeschichte, die sie besudeln.

---

## B a t a v i a.

---

Seit 100 Tagen hatte ich nur Himmel und Wasser gesehen. Die glühende Hitze unter der Linie, verbunden mit dem ewigen Schwanken des Schiffs, hatte mich betäubt; ich war der Entbehrungen der langen Seereise müde, und sehnte mich nach dem Lande so innig, wie ein Liebender nach der Braut seines Herzens. Da stieg am Morgen des 102. Tages

unserer Abfahrt aus Hamburg am äußersten Horizonte eine Wolke auf — der Kapitän spähte: — Land! rief er; Land! Land! jubelte es in den Schiffsräumen, und Alle stürzten hinauf, sich davon zu überzeugen. In wenigen Stunden lag die Küste von Sumatra prangend vor uns; aber unsere Sehnsucht wurde nicht gestillt: denn nicht Sumatra, sondern Batavia war unsere Bestimmung, und noch war es über 100 Seemeilen fern. Wir steuerten der Küste entlang und tranken mit wahrem Tantalusgefühl das stinkende Wasser der Elbe, während uns die Bäche und Wasserfälle der bezaubernd-schönen Küste entgegen glitzerten. Endlich öffnete sich das Gestade; zwischen den zwei Vorgebirgen Java's und Sumatra's zog die Straße von Sunda hin, und wir liefen ein. Die Prinzeneilande strichen so nahe an uns vorüber, daß wir die Blätter an den Bäumen zählen konnten. Mit jeder Stunde, die wir dem Ziele näher kamen, übte an Bord die Heiterkeit eine unumschränkttere Herrschaft. Alle Ungebuld schwand, selbst der roheste Matrose schwelgte in süßen Gefühlen beim Anblicke des Landes. Der üst zeigte sich dicht an der javanischen Küste, Middelburgs Bastionen stiegen über dem Wasserspiegel empor. Wir setzten nun alle Segel bei; unser prächtiges Fahrzeug zog wie ein stolzer Schwan mit ausgebreiteten Schwingen durch die vielen Schiffe hindurch, welche auf der Rhede lagen. Da donnerten in kurzen, abgemessenen Zwischenräumen die Wachtschiffe uns ihr Willkom'n' entgegen, und unsere Kanonen dankten. Unter dem Krachen der Geschütze wurde eingerefft. Mit dem letzten Schusse waren auch die Segel verschwunden, und wie ein müder Wanderer, welcher, in gastlicher Herberge angekommen, seinen Reisemantel abgeworfen, die Bank sucht, legten wir uns auf einem schicklichen Plätzchen der spiegelglatten Rhede vor Anker.

Unser Ankerplatz war eine halbe Stunde vom Lande entfernt; denn Untiefen machen die größere Annäherung für schwerbeladene, tiefgehende Schiffe gefährlich. Ein zweiter Grund, sich so fern zu halten, ist der Pesthauch Batavia's. Ihm ausgesetzt erkrankt das Schiffsvolk bald, und der Tod, dessen Sense am Lande nie ruht, hält Mente dann auch auf dem Meere.

Der Anblick von unserm Ankerplatz aus war in der That schön. Zwischen den auf der Rhede zerstreuten, immergrünen Eilanden schimmerten die hin- und herziehenden Segel kommender und gehender Fahrzeuge, ragten unzählige Masten mit den flatternden, bunten Wimpeln, und zwischendurch guckten die Kuppeln und Thürme Batavia's von dem niedrigen, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Ufer; den Hintergrund schlossen malerische Höhenzüge, und in äußerster Ferne streckten die Hochgebirge Java's ihre blauen Häupter in die Lüfte. Auf der andern Seite hatten wir den Ausblick in das spiegelnde Meer, das an die überstandenen Mühseligkeiten der Seereise denken ließ, und dem Lande erhöhte Reize verlieh. Das größte Eilande auf der Rhede ist Pulu Kappäl, oder die Schiffinsel, mit

Magazinen der holländischen Handelsgesellschaft; westlich liegt Pulu Damar, die Falkeninsel, mit den Trümmern eines Leuchthturms. Pulu Saku, die Krankeninsel, zeigt die Ruine eines ehemaligen Lazareths. Weiter südlich sieht man die Vogelinsel (Pulu Borung) und andere, die von malayischen Fischerfamilien bewohnt sind. Auf der Rheede erkannten wir die Flaggen fast aller Nationen. Die holländische, englische und amerikanische waren zahlreich; die französische und dänische weniger häufig; statt einer deutschen begrüßten wir die bremer und hamburger. Norweger und Schweden suchten wir vergeblich, auch die russische fehlte; Portugal, Spanien und das junge Hellas aber hatten ihre Repräsentanten. Zwischen den Europäern ankerten die abenteuerlich geformten, unbehülftlichen, chinesischen Dschonken, die arabischen Küstenfahrer, die malayischen Frauen, die leichten, halb für Seeraub, halb für Schmuggel gerüsteten Fahrzeuge der Maldiven, die Handelsbarken des indischen Archipels und der siamesischen Küsten. Ein paar stattliche Dreidecker mit der königlichen Flagge Niederlands ragten über das Gewimmel, wie Zwingburgen über die friedliche Häuser-schaar einer Stadt, ernst und gebietend. Zollschiffchen und Schaluppen schossen wie Pfeile hin und her und brachten Leben in die Scene.

Es war Nachmittag, als wir ankerten, und erst am andern Morgen waren die Formalitäten so weit beseitigt, daß wir landen durften. Eine Schaluppe führte uns hinüber. Wir landeten im Boom, dem eigentlichen Hafen Batavia's, vor dem Kay des großen Zollhauses. Der Hafen war leer: — nur ein paar Schaluppen durchschnitten die stille Fluth, und am Zollhause lagen einige Barken. Der Athem des Todes hatte das Leben hinaus auf die Rheede geschleucht. Jeder weilt hier nur so lange, als es die unausbleibliche Nothwendigkeit erfordert.

Die Stadt selbst, einst als Perle des Orients gepriesen, und stets gefürchtet als das offene Grab der Europäer, lag jetzt vor mir. Doch der Glanz der Perle ist verschwunden und von ihrer ehemaligen Pracht blieben nur Trümmer zurück. Die schimmernden Kuppeln, die Paläste, die da und dort noch emporragen, können aus der Ferne das Zaubergemälde von Ehedem zwar vergegenwärtigen; bei näherer Betrachtung erscheinen sie indessen nicht viel besser als Lappen eines Purpurmantels auf der Hülle des Glends. Eingestürzte Gräben, verfallene Häuser, öde Straßen begegnen überall dem erstaunten Auge, und außer den, den Geschäften gewidmeten Stunden ist das heutige Batavia gar ein trauriger Ort. Ich kam an dem Rathhause vorüber, einem Gebäude von kolossalen Verhältnissen, die stolze Schöpfung des republikanischen Niederlands: Gras wächst vor den Pforten, sie waren verschlossen. Verschlossen waren die Gerichtshöfe, der Tribunalpalast, das Waisenhaus, die Wechselbank; die höhern Schulanstalten sind verlassen, die lernbegierige Jugend ist von ihren Sigen geflohen: Alles ist geflüchtet, Reichthum, Rang, Amt und Gelehrsamkeit, vor der immer nähernden Sense des Todes; der Feind des Lebens hat hier,

nach rechter Despotenweise, vorzugsweise die Armuth, das Laster und Elend um sich versammelt. Was seiner Nähe entinnen kann, ist allmählig fortgezogen, und die ganze bessere Bevölkerung Batavia's ist in den gesünderen, höher gelegenen Partien der Gegend zerstreut, theils in den freundlichen, anmuthigen Orten Molonyliet, Ryswyk, Weldevreden, Koningsplain &c. &c., theils in den Landhäusern, welche bis zu achtstündiger Entfernung jeden lustigen Hügel bedecken.

Jeden Morgen wird das todte Batavia neu belebt. Sobald die Geschäftsstunden nahen, sieht man die Handelsleute und die Beamten der Faktoreien in ihren Wagen zur Stadt eilen, die Straßen gewinnen ein verändertes Ansehen, die Läden und Gemölbe öffnen sich, die Luxusartikel aller Welttheile liegen zur Schau aus; die Europäer in ihrer leichten, weiten Kleidung füllen die Komptoire, die Beamten ihre Büreaus, Bazars und Börse wimmeln von Leuten aus allen Völkerrassen, die Handel und Gewinnlust hier zusammen führen; kein Mensch denkt an das offene Grab, das zu seinen Füßen gähnt, und eine fieberhafte, geräuschvolle Thätigkeit läßt die frühere Dede vergessen; aber bald gehen die Geschäftsstunden vorüber, Jeder beeilt sich, seine städtischen Angelegenheiten in kürzester Zeit zu ordnen, und ehe der Abend kommt, sieht man die wohlgekleidete, die reiche, die europäische Bevölkerung wieder aus allen Thoren fliehen; es bleibt nichts, als die malayische und chinesische Menschenmasse zurück, deren Natur den zerstörenden Wirkungen des Aufenthalts besser Widerstand leisten kann. Jeden Abend entsteigt der sumpfigen Niederung, in welche die große Stadt gebettet ist, jener gefürchtete, weißliche Nebel, der die Keime der Miasmen einhüllt, welche alljährlich einen großen Theil der Europäer wegraffen. Wie ein Leichentuch hängt er des Nachts über Batavia und macht's zu einem Orte, wo baldiger Tod die Regel ausmacht, und längeres Leben zu den Ausnahmen gehört. Von 100 Europäern, welche hierher kommen, sind nach einem Austrum durchschnittlich nur noch sieben übrig.

Nicht bloß die Lage der Hauptstadt des holländischen Indiens, auch die Bauart hat dazu beigetragen, Batavia zu verpesten. Die holländischen Erbauer hatten sich Amsterdam zum Vorbild genommen, die Straßen mit hohen Häusern eingefast und mit Kanälen und Gräben durchschnitten, aus welchen die Aequatorialsonne tödtliche Dünste destillirt. Ehe die europäische Bevölkerung auf die benachbarten Höhen auswanderte, milderte die niederländische Reinlichkeit, die Sorgfalt, mit der man die Kanäle säuberte, und die polizeilichen Einrichtungen, durch die man den klimatischen Einflüssen zu widerstehen trachtete, das Uebel; seitdem aber Batavia den Europäern nicht mehr sowohl ein Wohnort, als vielmehr ein temporärer Aufenthalt ist, dem man, so schnell es nur gehen kann, wieder entflieht, seitdem sind Vernachlässigung und Verfall in Batavia zur Herrschaft gekommen, und unter ihrem Einfluß hat sich das Mörderische der Miasmen von Jahr zu Jahr vermehrt.

Batavia's Bevölkerung war ehemals streng in verschiedene Fraktionen geschieden, welche ihre besonderen Quartiere bewohnten; seitdem aber die Europäer meist auf das Land zogen, sind viele ihrer Häuser Eigenthum von Arabern und Mauren geworden. Indessen ist die bei weitem größte Masse der letztern immer noch in ihrem alten Stadtviertel, dem arabischen Kamp, zu finden. Dort wechseln niedrige, holländische Häuser mit buntem Anstrich mit den leichten Wohnungen von Bambus; der Stadttheil sieht fast ländlich aus. Die Araber und Mauren sind stille, betriebsame, geachtete Leute. Sie hängen treu und streng an den Vorschriften des Korans und halten viel auf den Ruf der Frömmigkeit. Die Holländer mengen sich nicht in ihre Gemeindeverhältnisse; sie genießen große Freiheit, ihre selbstgewählten Rabi's schlichten ihre Angelegenheiten, und ihr Chef, dem das holländische Gouvernement den Majoratrang zugesteht, ist für das Betragen seiner Landsleute verantwortlich. Manche Araber erwarben sich in Batavia große Reichthümer. Die Geschäfte mit Gold, Silber, Perlen, Diamanten und andern kostbaren Waaren sind ausschließlich in ihren Händen. Sie machen in ihrem Leben wenigstens einmal eine Wallfahrt nach Mekka, und durch eine Ehrenpforte vor dem Hause bezeichnet man die glückliche Heimkehr jedes Pilgers. — Das chinesische Stadtviertel ist am dichtesten bevölkert. Der Weg dahin aber ist traurig; denn der Stadttheil, durch den er führt, ist fast menschenleer. Früher galt er als der reichste; aber die Ungesundheit des Orts hatte Anfangs dieses Jahrhunderts die Bevölkerung so grausam dezimirt, daß ein panischer Schrecken sie ergriff, Tausende ihre Wohnungen verließen und auf dem Lande oder in weniger verrufenen Stadttheilen ein Asyl suchten. Verfallene Häuser, eingestürzte Gräben, versumpfte Kanäle, verschlossene Wohnungen, mit wucherndem Unkraut überwachsene, todte, schmutzvolle Straßen bilden diesen Theil Batavia's, und nicht eher, als bis man das chinesische Quartier betreten hat, wird die Scene anders. An die Stille tritt ein geschäftiges Leben und das Menschengewühl auf den Straßen erinnert an die Zeiten, wo Batavia mit seinen 200,000 Einwohnern wohl verdiente, das Amsterdam des Ostens zu heißen. Die Chinesen treiben Handwerke aller Art, wozu ein natürliches Geschick zu allen mechanischen Arbeiten sie vorzugsweise eignet; die Werkstatt ist dem Chinesen zugleich sein Laden, wo er die Erzeugnisse seiner Hände zu Kauf auslegt; Gewerbefleiß und Handelsgeist sind in ihm immer vereinigt. Kleidermagazine mit den nadelstinken Schneidern, Konditoreien und Parfümerieläden, niedlich aufgeputzter Galanteriefram in den Fenstern der Werkstätten wechseln mit Fleischbuden, Gahrküchen, Fruchtläden, Apotheken u. Für alle Bedürfnisse der Chinesen, Japanen und Europäer ist hier gesorgt. Die meisten Chinesen sind schon seit mehreren Generationen ansässig, und jährlich wandern ein paar tausend aus dem Mutterlande neu hinzu, die Lücken auszufüllen, welche der Tod der

Bevölkerung schlägt. — Java und die ostindischen Inseln überhaupt sind für China das, was für Deutschland und England Nordamerika geworden ist; der Ueberschuß der Bevölkerung fließt dahin ab, und es ziehen Alle dahin, die im Heimathlande der Erwerbsmittel entbehren, oder welche der Drang nach einem freieren Zustande peinigt. Die Barbarei der Gesetze, welche in China die Auswanderung bei Todesstrafe verpönen, zwingt dort so wenig die Willensfreiheit des Menschen, als anderwärts, wo man Zeitungsschreiber dingt und Histrionenkünste aufbietet, den Leuten die Auswanderungslust zu verleiden, indem man die Lichtseiten der nordamerikanischen Zustände verdeckt, die Schatten mit den schwärzesten Farben aufträgt, und alle Tage eine neue Lüge der Verleumdung erfindet, welche Servilität und Dummheit gleich geschäftig auf den Papierschwingen ihrer Eintagsfliegen durch Europa tragen. —

Die chinesische Bevölkerung ist im ganzen ostindischen Archipel der Kern, aus dem sich die Civilisationskeime entwickeln; der Boden, auf dem Handel und Gewerbe in diesen Himmelsstrichen Früchte treiben. Die Eingeborenen kommen den Chinesen an Geschick, Arbeitsamkeit und Thätigkeit nirgends bei, und der Europäer ist nur da, um zu ärnten, nicht, um den Acker zu roden und auszusäen unter dem Schweiße seiner Hände. Alle Zweige der Industrie, ohne Ausnahme, werden durch die Chinesen gepflegt und betrieben, und versucht es auch einmal ein europäischer Handwerker, mit ihnen zu konkurriren, so geht er zu Grunde. — Die Chinesen in Batavia stehen ebenfalls unter selbstgewählten Magistraten, welchen die holländische Kolonialregierung verschiedene Ranggrade vom Major abwärts zugesteht.

Ein Halbkreis von Gartenanlagen umgibt die Stadt, wird aber durch zahlreiche, stehende Gewässer, Teiche oder Gräben unterbrochen, welche das Wasser des Sumpfbodens sammeln und dem Flusse zuführen, der an Batavia vorbei dem Meere zuschleicht. Dem Strande entlang ziehen sich zu beiden Seiten Moräste und Lagunen hin, aus deren Dünsten die glühende Sonne ihren Giftschleier webt, mit dem sie jeden Abend bei ihrem Untergange die schlummernde Bevölkerung zudeckt. Daher kein Wunder, daß, trotz einer jährlichen Einwanderung von mehreren Tausenden, Batavia's Bevölkerung jährlich sinkt. Sie beträgt jetzt höchstens 52,000; davon sind 3000 Europäer, 23,000 Eingeborene und Malayen, 15,000 Chinesen, 600 Araber und 10,000 Sklaven.

Die entferntern Umgebungen Batavia's sind sehr anmuthig. Terrassenartig steigt die Landschaft empor, mit lieblichen Thälern durchschnitten und von Flüssen und Bächen reichlich bewässert. Gebahnte, sorgfältig unterhaltene Landstraßen führen nach den verschiedenen Orten, welche der reichere und vornehmere Theil der Bevölkerung zu seinen Wohnsitzigen erkor. Beltevrede ist das Tibur Batavia's; die höchsten Beamten und die Millionärs der Kaufleute haben sich hier inmitten des schönsten Parks der

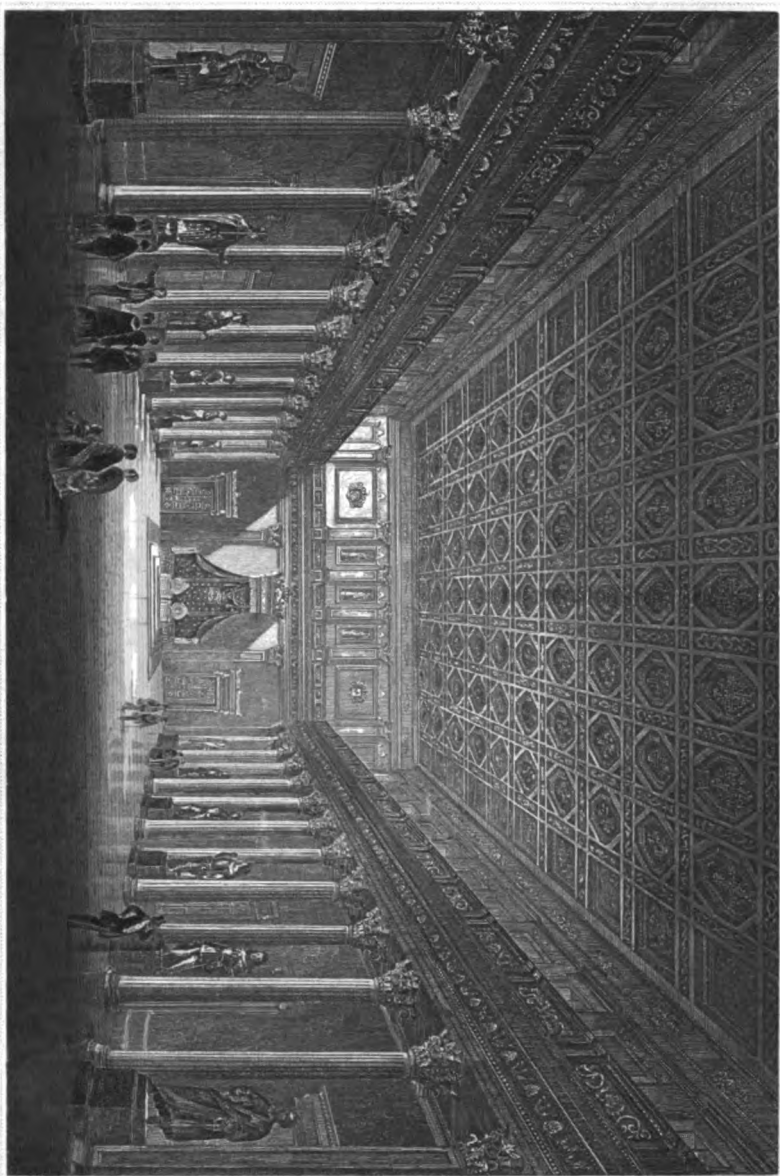
Natur, den die Kunst nicht reizender machen konnte, ihre Willen gebaut. Der Weg von der Stadt dahin ist höchst anmuthig; die üppigste indische Vegetation ist ihm stets zur Seite. Alle Welt, die sich nicht zu dem Plebs rechnet, fährt hier, und die Wagen sind an der Rückseite offen, damit ein steter Luftzug hervorgebracht werde, welcher die furchtbare Gluth der Sonne mäßigt. Tausend Wohlgerüche, welche von den gewürzhafteu Bäumen und Sträuchern ausströmen, erfüllen die Luft und versehen den Fahren den in einen halbtrunkenen Zustand. Wie der Weg die Niederung verläßt, schmückt sich die Landschaft mit größerer Mannichfaltigkeit. Kokosnußwäldchen krönen die Hügel, Haine von Pisangbäumen und Pampelmusen wechseln mit den fruchtbladenen, weißblüthigen Baumgruppen der Citronen und Apfelsinen. Dazwischen liegen die Wohnungen der Europäer zerstreut, wie im Garten des Paradieses. Oft ist der Anblick wahrhaft feenhaft; die Schilderungen in den arabischen Mährchen erscheinen hier als eine Wirklichkeit. Die Architektur dieser Wohnungen für üppigen, flüchtigen Genuß (denn je kürzer das Leben, je schwelgerischer wird hier gelebt!) steht mit der zauberischen Natur in Harmonie. Alle Gebäude, auch die größten, sind nur einstöckig, mit plattem Dache und einer zierlichen Gallerie ringsumher. Zwischen den schlanken, blendend weißen Marmorsäulen sind Rouleaux angebracht, um sich vor den brennenden Sonnenstrahlen besser schützen zu können. Alle Zimmer sind groß, hoch, und ausgestattet mit dem, was die üppigste Phantasie in Asien oder Europa zur Bequemlichkeit und zum Genuße des Menschen erdacht hat. Glanz, Luxus und Weichlichkeit herrschen im ganzen Hause, und eine Schaar schwarzer Diener und Mädchen lauscht fortwährend auf den Augenwink des immer müden Europäers. Sein matter Blick ergötzt sich an dem Luxus ringsum, an der Demuth und Willfährigkeit seiner Leibeigenen zu jedem Spiel der Laune und der Lüsternheit, an der Blumenpracht, die ihm auf bunten Gefässen aus jeder Fensteröffnung entgegenschaute, an den saftigen Früchten der Bäume, die, täglich wechselnd, in Porzellangefäßen die Korridors und Säulenhallen zieren; aber alles Gold und aller Genuß des zauberischen Indiens sind ihm doch nur ein kümmerlicher Ersatz für das verlorene Vaterland, und — die Sense des Todes schwebt immer über seinem Haupte, wie das Schwert des Damokles. Die meisten Europäer, die nach Batavia gingen, thaten es, um, nachdem sie dort schnell ihr Glück gemacht hatten, in ihre Heimath zurückzukehren: aber von Hunderten erfüllte kaum Einer seinen Vorsatz. Reich kann der Beamte, der dort so viel Tausende erhält, als in Europa Hunderte, reich kann der Kaufmann, dem dort die lukrativsten Unternehmungen offen stehen, leicht und schnell werden; aber so wie er reich geworden ist, nimmt ihn das Beispiel der Weichlichkeit und Ueppigkeit gefangen, und der Tod rafft ihn fort, ehe sein Schwanken zwischen Sehnsucht zur Heimath und Liebe zum schwelgerischen Fortgenuß im indischen Zauberlande zum Entschlusse reift, oder dieser zur That

wird. Kehrt aber auch ein Europäer als Nabob zurück, so ist er für das Heimathsleben verdorben, und es hat das Vaterland nichts mit ihm gewonnen, als einen reichen Unglücklichen, oder einen Wüfling, oder Schwelger mehr! Fast alle Europäer in Batavia leben unbeweibt; und da nur die ehelich geborenen Kinder erben können, so fallen die meisten der dort erworbenen Vermögen an die Seitenverwandten in Europa. Man schätzt die batavischen Erbschaften der Holländer seit 100 Jahren auf mehr als 1000 Millionen Gulden; doch einen sehr bedeutenden Theil nimmt immer der Staat zu sich, theils in der Form als Erbschaftssteuer, theils als herrenloses Gut in den vielen Fällen, daß die rechten Erben sich nicht melden, oder diese die Beweise des Erbschaftsrechts nicht so vollständig beibringen können, als es die holländischen Gesetze fordern, welche, aus sehr handgreiflichem Grunde, den Erben das Erben so schwer machen, als nur immer möglich.

Als Handelsplatz steht Batavia, trotz seines Verfalls, immer noch auf erster Linie unter den Märkten des Ostens. Ein- und Ausfuhr Java's berechnen sich jährlich über 180 Millionen Gulden, und der größte Theil dieses ungeheuern Verkehrs hat in Batavia seinen Mittelpunkt. Verhältnismäßig nur wenige Hände sind bei der goldenen Aernte thätig; denn bei allem Reichthum eines überfruchtbaren Bodens, trotz dem, daß Java mit Hülfquellen gesegnet ist, wie wenige Länder, sucht man bei der Masse der Bevölkerung vergeblich nach Wohlstand, und der Verfall des Privathandels ist augenfällig. Das sind die Früchte eines übertriebenen und hartnäckig festgehaltenen Monopolsystems, welches, in der großen niederländischen Handelsgesellschaft concentrirt, Alles für das Mutterland fordert, wie der Raubbau treibende Bergmann bloß auf den Vortheil des Augenblicks sieht, und darüber die höheren Interessen und die Zukunft sorglos vergißt.

---





THE TEMPLE OF SOLOMON  
 IN JERUSALEM.

After the Temple of Solomon, Jerusalem.

From the Temple of Solomon.

Der 5

Nicht  
sahen. Sahr  
des griechi  
und jenem  
was den M  
kleinen groß  
seligen, m  
Aufgaben  
konnte, un  
der barbar  
sen anterg  
war dancr  
nicht gebi  
hierauf zu  
Nachsteie  
Gruende  
Wider le  
rer und  
von Bol  
die Kunst  
den sind  
zur Wei  
unsterblich  
ten des  
sen zu  
die Gief  
und vor  
wie er  
Nachwe  
ten soll

**Index**



## Der Thronsaal im Königspalaste zu München.

Nicht mit Unrecht nennt man den Bayernkönig Ludwig den deutschen Hadrian. Wie diesem die römische Welt das Wiederaufblühen des griechischen Geschmacks in den Künsten verdankt hat, so ist Deutschland jenem Fürsten und dem Kreise seiner Künstler das Meiste schuldig, was den Ruhm der neuern deutschen Kunst auf späte Zeiten bringt. In seinen großen Unternehmungen, obschon sie den verschiedensten Richtungen folgten, war er allezeit bestrebt, der Kunst die höchsten und erhabensten Aufgaben zu stellen, an denen sich das Genie versuchen und begeistern konnte, und den wahren und guten Geschmack zurückzuführen, welcher in der barbarischen Periode von Ludwig XIV. bis zum Kaiserreiche des Korfen untergegangen war. Auf dem Boden der Kunst sproßte der schönste und dauerndste Ruhm der Griechen, und was uns von der perikleischen Zeit übrig geblieben ist, macht den hellenischen Nachruhm beständig wachsen. König Ludwig, indem er durch die Kunst auf die Volksbildung zu wirken trachtete, hat sich den großen Fürsten des Alterthums an die Seite gestellt. Manche Monarchen seiner Zeit huldigen dem Grundsatz, daß barbarische Völker leichter zu regieren seien, als gebildete; sie hassen darum die Kultur und ihre Zeichen, und jedes Licht, das seine Strahlen in die Kreise des Volks wirft, löschen sie aus. Es ist Ludwig hoch anzurechnen, daß er die Kunst nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch um ihrer höchsten und edelsten Zwecke willen liebte, förderte und schützte. Er berief sie zur Geschichtsschreiberin der germanischen Nation, um ihren Ruhm in unsterblichen Monumenten zu verherrlichen, und stellte ihre Tafeln inmitten des Volks auf, es zu erheben, es stolz zu machen und große Gedanken zu wecken. Dort stehen sie, die Walhalla, die Tempel des Ruhms, die Siegesthore u. s. w. als unvergängliche Tafeln des Volksgedächtnisses, und vor ihnen sitzt der Genius der Zukunft, zu ändern oder hinzuzuthun, wie er einst in Hellas gethan hat an den Gesängen Homers. Wenn die Nachwelt auch in andern Beziehungen ein tadelndes Urtheil über den Fürsten fällen würde, in dieser einen kann sie ihm die Anerkennung der Größe

nicht versagen, und als Mäcen in der edelsten Bedeutung des Wortes wird sie seine Büste mit leichtgeschlungenen Ehrenfränzen beständig schmücken. Es ist gewiß, daß das, was König Ludwig für Deutschland durch seine Kunstunternehmungen, durch die Idee, wie durch die Ausführung derselben, Großes und Gutes gewirkt hat, unsere Enkel besser und gerechter würdigen werden, als wir selber. —

Allerdings hätte Ludwig nicht vermocht, so Herrliches auszuführen, wären die großen Talente nicht da gewesen, deren vereintes Zusammenwirken jenes ermöglichte. Ihnen gebührt an des Königs Ruhm der volle Theil. Für die Wiederbelebung der Architektur des klassischen Alterthums in größter Reinheit und Vollkommenheit war dem Könige ein Klenze nöthig, — ein Mann, der, frei von der gewöhnlichen Berufsbeschränkung der Architekten, bei all seinen Monumentalbauten, übereinstimmend mit des Königs Auffassung, das möglichst vollständige Zusammenwirken der drei bildenden Künste vor Augen hatte. Dem Ernst und der Sorgfalt, mit welcher er die Ausführung der großen Aufgaben des Königs Ludwig überwacht hat, haben diese Werke auch den hohen Grad von technischer Vollkommenheit zu danken, der sie auszeichnet. — Der Gegensatz von Klenze war Gärtner, — und Ludwig verwendete diesen berühmten Architekten für das Wiedererblühen der mittelalterlichen Style und zur Ausführung der grandiosen Conceptionen, die jenes erzweckten. Die Ludwigskirche ist der glänzendste Zeuge dieses Strebens, und die Malerei in der großartigen Auffassung eines Cornelius gab hier der Architektur den edelsten Schmuck. Gärtners Genius, der sich in großen Massen mit Vorliebe gefällt, fand Befriedigung dieser Neigung in den Prachtbauten zur Verherrlichung des Königthums, deren Herstellung ihm sein Gebieter übertrug. Der Palast der Wittelsbacher ist sein Triumph. Unbeschränkte Mittel, alle Künste und das kostbarste Material standen dem Architekten zu Gebote, um ihn zu unterstützen bei der Aufgabe, eine Wohnung herzustellen, die würdig sei eines Fürsten, welcher die Kunst selbst gleichsam gekrönt hat, und der es verdiente, aus ihren Händen das Schönste zu empfangen, was hervorzubringen sie im Stande war.

Betrachten wir unser Bild! Es zeigt uns den Kern jener marmornen Apotheose des Königthums, — den Thronsaal. In dieser von Gold und kostbarem Gestein glänzenden und von unsterblichen Künstlerhänden geschmückten Säulenhalle der Pracht, sitzend auf dem goldenen Stuhl, umgeben von den Bildern der großen Ahnen seines Geschlechts, von denen drei die Zeichen der deutschen Kaisermürde in den Händen tragen, agierte Ludwig I. bei den prunkvollen Hof- und Staatsaktionen als der allerdurchlauchtigste, großmächtigste Herr und König von Gottes Gnaden, und seine Repräsentation war in der That die vollkommenste, welche seit Ludwig XIV. jemals einem Monarchen die Bewunderung seiner Höf-

linge erwarb. Man sah's ihm an, dem sonst leutseligen Fürsten, der ein andermal sich mit dem Bauer Arm in Arm führen konnte, — daß er in solchen Momenten keine Rolle spielte, sondern daß er sich wirklich für das hielt, was er darstellte. Ludwig hat's ehrlich gemeint mit dem Begriff von seiner Gottesgnadenschaft; und als er ihn nicht mehr mit der Krone vereinigen konnte, warf er diese von sich, wie ein Ding, nicht der Mühe des Tragens werth. Ludwig wollte nicht markten und feilschen um das Mehr oder Weniger des Königsrechts; er machte keinen Judenram daraus, wie Ludwig Philipp that; er war kein Mann der Kurse und der Rothschilde, er hat den Hohenpriestern des Geldsacks keine Gunst verliehen und Opfergaben von ihnen empfangen. Was er gethan hat, er hat es offen und ehrlich gethan, und ehrlich ist ein Beiwort, das den König wie den Bauer ziert.

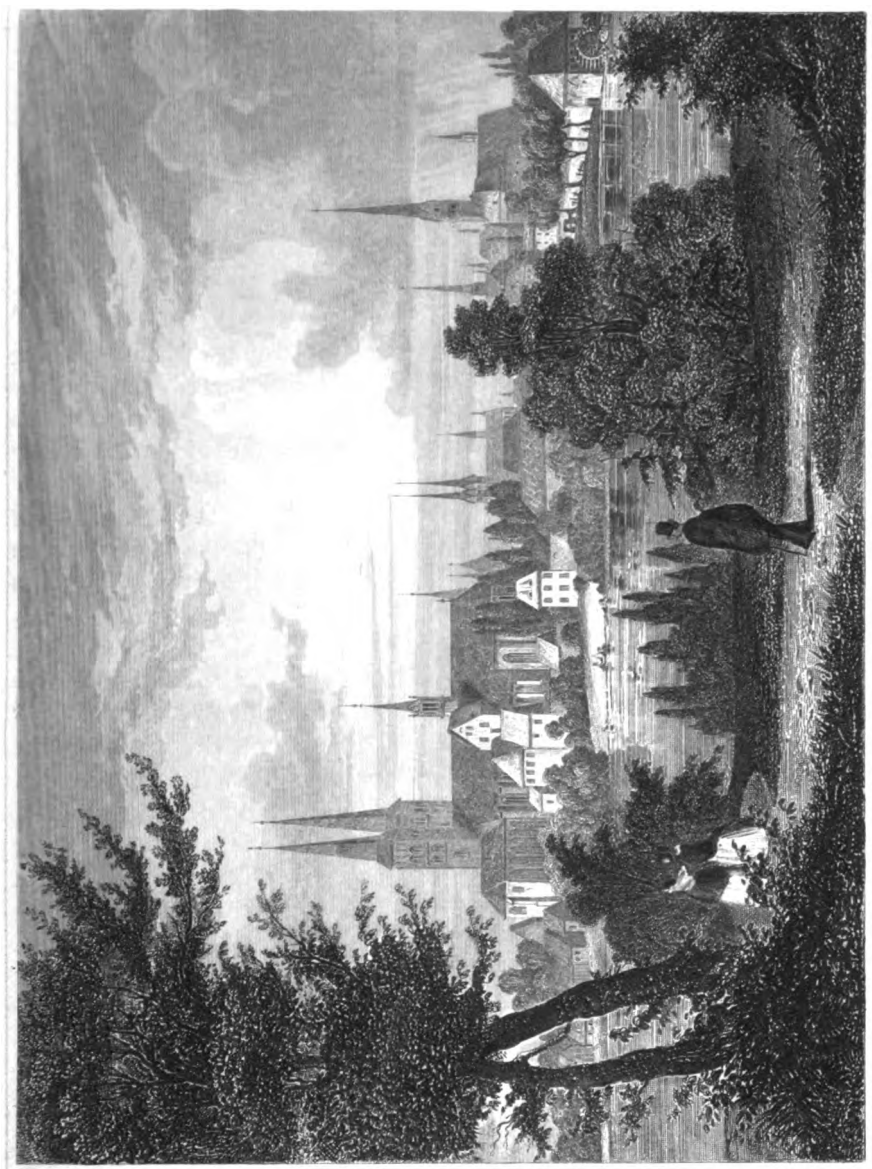
Zwischen dem Tage, wo Ludwig zum Erstenmal den Thron in diesem Saale der Pracht bestieg, bis zu der Stunde, wo er die Pforten desselben in Unwillen hinter sich zuwarf, liegt eine kleine Spanne Zeit. Wie kurz war der süße Traum und wie plötzlich das Erwachen! Ludwig hat's erfahren, welche wilden Leidenschaften unter der Decke scheinbarer Ruhe gähren und zur höchsten Spannkraft gelangen können, selbst in einem Lande, welches sprüchwörtlich für das des politischen Phlegma gilt. München, das gepflegte, behäbige Schooßkind, gab dem Reiche das Signal zur Empörung, und als allerwärts die Würfel gefallen waren, als in Frankreich, Ungarn und Italien der Aufstand in vollen Flammen über die Throne zusammenschlug, als die Barrikaden sich aufthürmten in Wien und Berlin und ihre Straßen strömten von Bürgerblut: da, ehe noch das Parlament zu Frankfurt auf dem Ei der Reichsverfassung brütete, erklärte König Ludwig seinem Volke in's Angesicht: ich will nicht thun, was die Revolution verlangt; da sie aber die stärkere ist, und weil ich nicht heucheln mag und schön thun mit ihr, — so nehme ich die Krone von meinem Haupte und bin mir selbst genug. — Versöhnung mit seinem Volke war sein Lohn. Während draußen überall Feueriger Wettertschlag war und der Sturm tobte, lebte Ludwig glücklicher, denn als König, schaffend und fortwirkend für das, was er alle Zeit als sein schönstes Lebensziel erkannt hat, unangefochten und zufrieden inmitten seines Künstlerkreises, der ihn verehrt. Zu der That, König Ludwig ergriff das beste Loos. Der Reiz kann ihn nicht mehr erreichen, des Hasses Pfeile sind zerbrochen; und wenn die Revolution von Neuem ihr Haupt erheben sollte und er alle Kronen fallen sähe, so könnte er mit dem griechischen Philosophen sagen: „Es war ein Traum und, — Dank den Göttern! es war ein schöner Traum.“

## L ü b e c k .

---

Der Blick auf Lübeck schlägt ein Stück Weltgeschichte auf; denn Lübeck war das Haupt der Hanse, jener mittelalterlichen Großmacht ohne Land, Fürst und Reich. Die Hanse ist vergangen mit ihrer Zeit; ihre Festen sind zerbrochen, ihre Faktoreien sind verlassen, ihre Heere sind begraben, ihrer Kriegsflotten Staub hat längst der Wind verweht, ihre Institutionen und Ordnungen sind unsern Tagen fremd geworden; doch des todtten Bundes Glieder, seine Städte, treiben, grünen und blühen fort, wenn auch der starke und kühne alte Geist in den verweichlichten Enkeln kaum mehr ist, als ein Schatten.

Die deutschen Hafenstädte an der Nord- und Ostsee hatten lange schon vor ihrer Vereinigung zum Hansabunde durch Schifffahrt und Fischfang Bedeutung. Bremer und Lübecker führten deutsche Kriegerschaaren in den Kreuzzügen an die syrischen Küsten, und der Orden der deutschen Herren zur Befehrung der heidnischen Völkerschaften an den Gestaden der Ostsee, woran sich die Ausbreitung der deutschen Herrschaft bis zum finnischen Meerbusen knüpfte, fand in jenen Städten Stützpunkte und wirksamen Vorschub. Lübeck war damals vor allen andern Städten mächtig. Seine Kaufleute folgten den Eroberungszügen der deutschen Ordensritter auf dem Fuße. Sie richteten Faktoreien in den besetzten Landstrichen ein und machten sich zu Herren des russischen und polnischen Handels, der sie mit Reichthümern lohnte. Die freie Reichsstadt stand schon im 12. Jahrhundert in solchem Ansehen, daß die norddeutschen Fürsten sie zum Bündniß gegen die Dänen einluden, und als diese auf ihren Raubzügen an den deutschen Küsten Lübecker Gebiet antasteten und Lübecker Schiffe molestirten, erklärte die Stadt mit dem Stolze und dem Muthе freier Männer, die sich ihres Rechts und ihrer Kraft bewußt sind, den Krieg. Die Dänen, damals die größte und gefürchtetste Macht im Norden des Welttheils, sandten ein Heer ab, um die Lübecker zu züchtigen. Da zog aus der Stadt Alles, was ein Schwert heben und eine Streitart



LÜBECK

Das Bild ist Eigentum des Verlegers.



schwingen konnte, den Dänen entgegen, und in der Schlacht am 22. Juni 1227 wurde durch die Bürger ein Sieg errungen, so herrlich, als Männer jemals für Recht und Freiheit über fremde Unterdrücker einen erkämpft haben. Aufgestachelt von Stolz und Rachsucht, schickte hierauf Dänemark Heer auf Heer und Flotte auf Flotte, die Lübecker zu vernichten; diese aber setzten mit ausdauerndem Heldenmuth ihr Alles, ihr Leben und ihr Gut, an die Behauptung der Freiheit. Sie riefen ihre Handelsschiffe aus allen Meeren heim, bewaffneten sie und machten daraus eine Kriegsslotte, stark genug, um den dänischen Geschwadern entgegen treten zu können. Im Jahr 1234 schlugen die Lübecker die erste Seeschlacht. Einen ganzen Tag dauerte das Ringen; Wunder der Tapferkeit geschahen von beiden Seiten; doch endlich siegte der Deutschen unbezwinglicher Muth und die dänische Flotte wurde vernichtet. Da gab Dänemark den Kampf auf, und es schloß Frieden mit der kleinen Republik, an deren eisernem Muth der Unterjochungsversuch gescheitert war.

Lübeck's Ansehen war durch den Ausgang dieses bewundernswürdigen Kampfs hoch gestiegen. Die norddeutschen Städte, von Königsberg bis nach Amsterdam, schickten Ehrenboten nach Lübeck, und dieses, die günstige Zeit benutzend, schlug den Städten ein Bündniß zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Freiheit, ihrer Rechte und ihres Besizes gegen die Bedrückungen der Fürsten und des Adels, und zur Abwehr äußerer Feinde, so wie auch zur Förderung ihrer Handelsinteressen vor. Auf diese Weise ist der Bund der Hansa im Jahr 1241 zu Stande gekommen, dem sich nach und nach die größten Handelsstädte Norddeutschlands, der Niederlande, Polens und Kurlands anschlossen. Mit Neid und Eifersucht betrachteten die Fürsten einen Bund freier Bürgergemeinden, der den Uebergriffen ihrer Autorität entgegentrat und ihre auf Vernichtung der bürgerlichen Freiheit gerichteten Pläne durchstrich. Selbst nicht stark genug, den Städtebund, welcher durch seine Geldkraft und durch die gemeinschaftliche Wehrverfassung über gewaltige Mittel zum Kriege gebot, offen zu befehdn, hefteten sie an Dänemark so lange, bis dieses Reich, das seine von den Lübeckern erlittenen Niederlagen nicht verschmerzen konnte, endlich den Krieg wieder aufnahm. Dies geschah 1249. Der Dänenkönig Eric IV. ließ durch seine Kriegsschiffe die friedlichen Kauffahrer der Lübecker kapern, er ließ ihre Bemannung in Ketten nach Dänemark schleppen, die in seinen Staaten reisenden Lübecker Kaufleute gefangen setzen, ihre Güter konfisziren und durch Einfälle und Raubzüge Lübecker Gebiet plündern und verheeren. Da zog Lübeck abermals mit einer Flotte von 200 Schiffen unter Kommando seines Admirals und Bürgers Soltwedel aus und fuhr, unbekümmert um die dänischen Geschwader an seinen Küsten, direkt gen Kopenhagen. Erstürmt wurde die Königsstadt, verbrannt das Königsschloß, der Dänen Hauptstadt geplündert und Schatzung erpreßt zum Entgelt für alle erlittene Unbill. Als der Züchti-

gung genug schien, fuhren die Lübecker, mit Geißeln und Beute beladen, vor Stralsund, das damals auch ein dänischer Besitz war und für die zweite Stadt des Reichs gehalten wurde. Auch Stralsund wurde erstürmt, die dänische Besatzung dem Schwerte hingegeben, die Stadt dem Feuer. — Das wirkte. Die Dänen machten Frieden und hielten Ruhe lange Zeit. Die nun folgende Friedensperiode wurde von den Lübeckern zur Pflege und Ausbreitung ihrer Handelsverbindungen mit derselben Kraft und Willensstärke benutzt, welche ihnen zum Siege im Kriege verholfen hatte. An den Ruhm knüpfte sich der Reichtum. Lübeck's Ansehen theilte der ganze Bund; er schloß sich enger und fester zusammen und seine Organisation wurde vervollkommenet. Große Rollen spielten Riga und Köln in demselben, als Grenzpunkte der Hanfa nach Nord und West, und auch Hamburg und Bremen blühten unter dem Bundeschutz rascher auf, als Lübeck angenehm war. Der hanseatische Verkehr wuchs in's Unermeßliche. Alle Glieder des Bundes nahmen daran größern oder kleinern Theil. Der ganze Großhandel des Nordens gerieth in die Hände der Hanfa, und ihre eigensüchtige Handelspolitik, von der Macht gestützt, welche Muth, Geld, Flotten und Heere gaben, ließ keinen Nebenbuhler aufkommen und räumte aus dem Wege Alles, was ihrem Handelsvortheil hemmend oder nachtheilig werden konnte.

„Der Bund hat vier Herzen“, sagte der damalige Volkswiz; er hatte nämlich vier Hauptniederlagen (Faktoreien): eine in Norwegen zu Bergen, eine in Rußland zu Nowgorod; eine in England zu London; eine in den Niederlanden zu Brügge. Die bergener Faktorei sicherte ihm den Besitz der großen Fischerei. Von Bergen aus wurde der Wallfischfang betrieben, der sich zu jener Zeit auf die arktischen Gewässer um Grönland und Spitzbergen beschränkte; Hering, Stodfische und Kabeljau aber lieferten die norwegischen und lappländischen Küsten fast ausschließlich in jenen Jahrhunderten, wo von den Fischereien an den amerikanischen Gestaden noch keine Rede sein konnte. Die ganze Christenheit wurde dadurch gleichsam an die Hanfa tributpflichtig, denn ihre Fischwaaren konnte man als Fastenspeise nirgends entbehren. Die bergener Faktorei okkupirte die Hälfte der ganzen Stadt. Die Hanfa unterhielt in derselben 3000 Beamte und Arbeiter und beschäftigte von Bergen aus über 300 Schiffe. Filialfaktoreien, von der bergener abhängig, waren in mehreren Häfen Norwegens, Lapplands, Islands und Grönlands errichtet.

Das zweite Hauptetablisement der Hanfa war Nowgorod in Rußland. Durch dasselbe und durch das Filial zu Moskau eröffnete sie sich die Wasserstraßen der Wolga, des kaspischen und schwarzen Meeres nach Centralasien, Indien und China. Europäische Manufakturen, Goldmünzen und Silberbarren dienten als Tauschmittel. Es war dies ein höchst ausgedehnter Handel, den Traktate mit den moskowitischen und tartarischen Herrschern sicherten. Die Ausfuhr der Produkte Rußlands und

der tatarischen Länder nach Europa, von Pelzwerk, Leder, Häuten, Hanf, Flachß, Wachs (ein Hauptartikel in den katholischen Zeiten!), Honig (der damals den Zucker vertrat), Kupfer, Hausenblase, Talg u., geschah nur durch Vermittelung des Hansabundes, und eben dadurch wurde die Handelsverbindung mit den Hanseaten nothwendig für alle seefahrenden Nationen. Ihre Faktorei in Nowgorod unterhielt 4000 Arbeiter und Beamte. Sie war, gleich einer Festung, mit hohen Mauern und Gräben umgeben; nur zu gewissen Stunden durften Russen hinein; des Nachts war sie geschlossen und in den Gräben hielten Bären, Hunde auf den Wällen Wacht. Ueber die ungeheuern Vortheile, welche die Hansen aus diesem Handel zogen, bewahrten sie das tiefste Geheimniß. Sie setzten es sogar in den deutschen Ostseeprovinzen (Kurland und Piefland) durch, daß keinem Nichthanseaten oder Ausländer die russische Sprache gelehrt werden durfte. Erst 1494 ging, unter Iwan dem Schrecklichen, der die Faktorei zu Nowgorod plünderte und die Hanseaten in den Kerker warf, das Etablissement verloren.

Die dritte Hauptposition der Hanseaten für ihren Welthandel war die Faktorei in London. Noch ist der, die halbe Thames-Street einnehmende Stahlhof (Steel Yard) mit seinen Speichern und Magazinen hanseatisches Eigenthum, — ein Riesenkreuz gleichsam auf ein Hühnergrab. Die Privilegien der Hanseaten in England und ihre Thätigkeit lieferten ihnen die wichtigsten Geschäftszweige in die Hände. England war damals berühmt, wie später Spanien es war, wegen seiner Wolle. Die niederländer und flandrischen Tuchfabriken, deren Erzeugnisse überall hin verschifft wurden, verarbeiteten vorzugsweise englische Wolle und die Hanseaten lieferten dieselbe. Sie exportirten jährlich 100—150,000 Ballen aus England, und dieses empfing dafür von ihnen das Eisen und den Stahl Schwedens, die russischen Produkte, die norwegischen Fische und die Erzeugnisse Indiens. Drei Jahrhunderte blieb dieser gewinnreiche Großverkehr ungestört; in der Mitte des 15. Jahrhunderts entspann sich aber eine Fehde mit den Briten, hanseatische Schiffe wurden von den Engländern geplündert, hanseatische Kaufleute in den Kerker geschleppt oder ermordet, die Faktorei in London geschlossen. Da schrieben die Lübecker eine Versammlung aus für alle Städte, welche dem Bunde angehörten, und trugen darauf an, daß man an England thue, wie ihre Väter vordem an Dänemark gethan hatten. Sie wollten, daß man alsbald mit 300 Schiffen in die Themse fahre, London einnehme, den Tower zerstöre, Geißeln hole und Ersatz erzwinde für alle Schaden bei Mark und Pfennig. Das geschah nun zwar nicht; aber drei Kriegsgeschwader wurden an die englische Küste gesendet, um die englischen Schiffe wegzunehmen, die Häfen zu zerstören und den jungen, kräftig aufwachsenden britischen Handel zu vernichten, der den Hanseaten ein Dorn im Auge war. 200 britische Fahrzeuge wurden weggenommen, die Mannschaften in Ketten gewor-

fen, die Küstenstädte verbrannt, die Magistrate als Geißeln fortgeschleppt oder an Mastbäume geknüpft; und so lange schwangen sie die Ruthe über Britannien, bis es zu Kreuz froh. Sein König Eduard IV. schloß im Jahre 1474 einen Frieden, durch den er nicht nur die alten Privilegien der Hanseaten bestätigte und erweiterte, sondern ihnen auch Ersatz für allen durch den Krieg gehaltenen Verlust und 10,000 Pfund Sterling (damals eine ungeheure Summe) noch darüber hinaus zu zahlen versprach, als Sühngeld. Er ließ zu, daß die Hansen ihren eigenen Gerichtshof in London errichteten; er sicherte ihnen Befreiung vom Strandrecht, Befreiung von Zöllen und Geleit, und sie bekamen dadurch ein solches Uebergewicht über ihre Konkurrenten im Handel, daß sie denselben fortan wie ein Monopol trieben. Das waren noch Zeiten, wo die deutsche Flotte Herrin war auf dem deutschen Meere, wo man dem deutschen Reichsadler, der jedem Hanseatenschiff am Topmast flatterte, Respekt erwies auf allen Meeren und an allen Küsten, und wo deutsche Städte eine ihnen angethane Schmach zu rächen wußten. Als einmal Dänen, Franzosen und Engländer es gewagt hatten, hanseatische Schiffe, die in Strandnoth gerathen, anzuhalten und zu besetzen, forderte Lübeck in aller Hanseaten Namen, daß „so lange eine Rahe oder ein Huhn auf einem deutschen Schiffe zu finden sei, dasselbe von keiner fremden Macht angetastet werden dürfe“, und die Könige unterschrieben, was die deutschen Bürger forderten. Wo ist er hin, dieser Sinn, und was ist aus ihm geworden?

Das vierte Hauptetablisement der Hanseaten war Brügge. Brügge war damals die reichste Stadt der Welt nach Venedig. In Brügge war der Ausfluß des orientalischen Handels; es war der große Stapelplatz Venedigs, Genua's, Pisa's, von Florenz und von Mailand. In Brügge fanden die Hanseaten den größten Absatz für die Produkte des Nordens und für die Wollen Englands; hier fanden sie auch den größten Markt und die reichste Auswahl für ihre Bedürfnisse zur Versorgung der Länder, deren Verkehr sie in Händen hatten. — Für die Faktorei in Brügge wirkten 300 hanseatische Agenten. In Brügge wurden bei den reichen flandrischen Kaufherren von hanseatischen Rhedern zuerst Schiffe und Ladungen gegen Seegefahr versichert. Die dortige hanseatische Schule für Kaufleute war berühmt, — erst nach 10 Jahren rückten in derselben die Lehrlinge zum Range des Dieners auf. Das war eine harte Schule, und die Methode fing mit den niedrigsten Arbeiten an. Aber die Leute lernten und erfuhren viel, und sie waren tüchtig, wenn sie selbstständig in's Leben traten. Die reichsten Handelsherren in Lübeck, Hamburg, Riga, Danzig und Bremen rechneten es ihren Söhnen zur Ehre an, in dieser Schule gebildet zu werden. — Bis in's 14. Jahrhundert dauerte ein gutes Vernehmen zwischen Flandern und der Hanse fort. Da wurden die brüggener Kaufleute eifersüchtig. Die Handelsprivilegien der Hanseaten wurden beschränkt. Als die Gegenvorstellungen nichts mehr fruch-

teten, verlegte Lübeck, unter Zustimmung der übrigen Bündner, die Fackel nach Dordrecht und verbot allen hanseatischen Städten den Verkehr mit Flandern gänzlich. Das half. Es erschienen 1389 flandrische Abgeordnete in Lübeck und 1391 willigte der Herzog von Flandern in alle Bedingungen, welche die Hanseaten vorschrieben. Diese waren: der Herzog zahlt 11,000 Pfund Silber Entschädigung, garantirt von 24 Handelsherren in Brügge und Antwerpen; 100 ehrbare Bürger von Brügge thun vor den hanseatischen Abgeordneten öffentliche Abbitte; die Stadt schickt 16 ehrbare Männer wallfahrten gen Sanct Jakob zu Compostella und vier ehrbare Männer gen Jerusalem zum heiligen Grabe, und läßt sie beten für das Wohl des Hansabundes! Alles das wurde buchstäblich vollzogen, und die Boten Lübecks kehrten heim unter Ehrengelait flandrischer Ritter, und Lübecks Bürger zogen ihnen im Waffenschmuck entgegen. Das waren Tage der Größe und Ehre für deutsche Bürger. Lübeck trug die Krone; aber das ganze deutsche Volk strahlte von ihrem Glanze wieder. Lübeck hatte damals fast 100,000 Einwohner. Unter den Städten aller Länder der Ostsee war es die reichste, größte, berühmteste. Ihr Name flößte Königen Furcht ein, Venedig schickte ihr Gesandte zu, mächtige Fürsten suchten ihre Freundschaft.

Und jetzt?

Nun freilich, die Ansprüche, welche „die freie Stadt Lübeck“, das souveräne Mitglied des allerdurchlauchtigsten deutschen Bundes, auf Ansehen und Auszeichnung im Rathe der Nationen und Staaten zu machen hat, sind bescheidener geworden. Sie schickt nicht mehr Kriegsflootten aus, um britische Häfen zu verbrennen; sie diktiert den fremden Monarchen nicht mehr Friedensbedingungen in ihrer Hauptstadt; die Geschlechter der Wullenweber, der Brüns und der Soltwedel sind ausgestorben; Ohnmacht ist ihr Schild, und als vor einigen Jahren ihr Senat, aus Angst vor den Dänen, einem deutschen Schiffe in Todesnoth die letzte Zuflucht versagte und das Hafenthor schloß, — da flohen die Schatten ihrer Helden verhüllten Angesichts aus ihren Mauern.

Hin ist der hohe Sinn der alten Zeit bis auf die letzte Spur; und an seine Stelle ist mit den neuen Verhältnissen ein anderer Geist eingezogen, der sich demüthig in die Zeit schickt, die Wahrung des eigenen Vortheils über Alles stellt und sich das ruhmlose Leben so behaglich und genußreich als möglich zu machen sucht.

Das Alter trägt wohl am meisten die Schuld und muß das Urtheil darüber mildern. Alter macht schwach und selbstsüchtig, und die Schwäche macht furchtsam; wenn nun die alte Matrone mit der großen Politik nichts mehr zu schaffen haben mag und sich nur um ihre eigene Wirthschaft bekümmern will, so ist's ihr am Ende so sehr auch nicht zu verargen. Als gute Hausfrau ist sie doch in Ehren zu halten, und man darf auch zugeben, daß ihr stattliches, altes Kleid ihr noch gut zu Gesicht steht. Sie hält es

mit Sorgfalt ganz rein, und ein ächt bürgerliches Kleid ist es, das das Aug' erfreut. Mit Hamburg freilich, der hoffärtigen, stolzen Schwester, kann sie sich nicht vergleichen. Dort wohnen die Kaufleute in Palästen wie die Fürsten; in Lübeck hingegen ist ein Haus mit 10 Fenstern Breite schon eine Seltenheit. Wie in den alten flandrischen und süddeutschen Städten sind seine Häuser schmal und sie kehren ihre Giebel den oft engen Straßen zu; sie erscheinen unansehnlich auf den ersten Anblick; doch bald werden Aug' und Sinne durch die Mannichfaltigkeit ihres Styls, ihres Schmucks, ihrer Verzierungen und Verhältnisse angezogen, und sie fesseln am Ende die Aufmerksamkeit dauernder, als die geistlosen Prachtneubauten Hamburgs. Man sieh'r's dem alten Lübeck an, daß seine Erbauer sich die Welt beschaut haben; denn solcher Geschmack, solcher Reichthum in eigenthümlichen, oft phantastischen Formen, waren in den deutschen Bauhütten des Mittelalters nicht zu Hause. Wenn man die lübecker Ziegelbauten mit den Hautreliefs aus glasierten Backsteinen betrachtet, so kann man sich der Vorstellung nicht entschlagen, daß die Bauherren die Muster aus den Dogenstädten Venedig und Genua holten; freilich mit dem Unterschiede, daß das, was sie dort in Marmor ausgeführt sahen, sie in der Heimath nur aus Thon nachahmen konnten; denn anderes Material hatten sie nicht. — Ein offener Sinn für das Schöne der Natur ist dem Lübecker eigen und sucht im Leben mannichfachen Ausdruck. Um die Blumen und Ranken von Stein an den breiten Fenstern schlingt er lebendiges Grün und von den Gesimsen läßt er die bunten Kinder der Flora auf die Vorübergehenden freundlich niederschauen. Pflege der Blumen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Lübecker, und wer keinen Garten am Hause hat, der puzt sich doch sein Fenster zum Gärtchen aus, sei es auch nur ellen= groß.

Die Stadt ist für ihre gegenwärtige Bevölkerung (28,000) zu groß, und sie erscheint daher, mit Ausnahme des Marktes und einiger Hauptstraßen, ziemlich leblos. In dem weiten Raume streckt sich Jeder so behaglich als möglich aus, und die meisten Häuser sind nur von einer Familie, viele nur im ersten Stock bewohnt. Die Giebelfenster, welche sich mehrfach über einander reihen, erhellen Speicher und Böden; keine wohnbaren Räume. Am lebhaftesten ist die Breitenstraße, welche die Stadt in der Mitte durchschneidet und die stattlichsten Gebäude hat; ferner die Mühlen= und die Holstenstraße. Auf den Kaien der Trave, welche die Stadt im Halbkreise umschließt, ist des Gewühls viel, wenn die Schifffahrt geht, und bei der Holstenbrücke, am eigentlichen Hafen, mahnt dann das rege Treiben manchmal an Lübeck's große Zeit. Im Mastenwalde flattern die Flaggen aller Nationen des Nordens. Man hört da russisch, schwedisch, lettisch, finnisch, dänisch, holländisch und englisch reden von den gebräunten, ausgewetterten, untersehten, stämmigen Männern in den Theerjacken. Deutsche Matrosen aus allen Häfen von der

Memel an bis zur Ems lungern umher, und die schwarzmonturten „Träger“ und Hafenarbeiter heben und rollen die Güter an's Land oder in die Fahrzeuge hinein, und die Kärner sind beschäftigt, Fässer und Ballen aufzuladen und in die Stadt zu bringen, oder kommen vollgepackt zum Kai in langem Zuge. Lübeck hat, als selbstständiger Markt, wenig Bedeutung mehr; als Expeditionsplatz aber ist es immer noch der wichtigste der Ostsee. Durch Dampfer unterhält es einen regelmäßigen Verkehr mit Kopenhagen, Kiel, Stockholm, Petersburg und den furländischen Häfen.

Rhederei und die ihr dienenden Gewerbe, Reepschlägerei und Schiffbau beschäftigen viele Hände, und auf den am jenseitigen Ufer der Trave gelegenen Werften sind allezeit Schiffe im Bau oder in Ausbesserung. Holstein, Mecklenburg, Ostpreußen liefern dazu das Holz; Schweden und England das Eisen; Rußland das Kupfer zum Beschlag.

In einer Stadt, welche das Gewand einer an Ehren und zeitlichem Gut so reichen Zeit wohl erhalten mit in die Gegenwart nahm, kann es an merkwürdigen Gebäuden nicht fehlen. Zeugen der alten Herrlichkeit sind die Kirchen und vor Allem das Rathhaus mit seinen Erfern und 13 minaretartigen Thürmchen. Da ist noch der Saal zu sehen, in welchem die Hanse tagte und Beschlüsse faßte, die als Gesetz galten bis in die öde Lappmark und im Kreml und an den Ufern des Tajo erwogen wurden. Lübeck's herrlichste Zierde aber ist die Marienkirche, deren über 400 Fuß hohes Thurmpaar auf 10 Stunden weit zu sehen ist und Lübeck's Schiffern schon vom Meere aus die Heimath erkennen läßt. Wenige Kirchen der Christenheit machen einen imposanteren Eindruck. Das Kolossale ihrer Masse und ihre Einfachheit wirken dafür zusammen: Schmuck und Zierrath ist wenig an ihr zu finden. Das Mittelschiff ist 134 Fuß hoch und wird von einer Wölbung geschlossen, deren Kühnheit in Erstaunen setzt. Der Bau ist Ziegel. Er datirt aus Lübeck's großer Periode, aus dem 14. Jahrhundert. Besonders schön ist die Vestibüle des Haupteingangs. Sie ruht auf schlanken Monolithen von Granit, die aus der Insel Bornholm gebracht wurden. Sie heißt die Briestkapelle: deshalb so, weil hier die Ablassbriefe an die Gläubigen vertheilt zu werden pflegten. Am merkwürdigsten ist die Todtenkapelle. Sie ist mit dem berühmten Todtentanze ausgemalt, den man lange Zeit für ein Werk Holbeins hielt. Er ist aber viel älter. Er faßt 20 Bilder, in denen der Tod vom Papste abwärts bis zum Bauer alle Stände und Lebensalter tanzend zum Grabe geleitet. Bei jedem sind erklärende Reime. Unter denen des Wiegenkindes:

„O Tod, wie sal ich dat vorstan?  
Ich sal dannsen und kann nich gahn!“

Eine Menge Gemälde der alten niederdeutschen und flandrischen Schule von großem Werthe hängen über Altären und an den Wänden, und auch zwei berühmte Meisterwerke unserer Zeit haben sich zu diesem Bilder=

schaz gefällt: Oeberbeck's Grablegung des Heilands in der Gallinenkapelle, und sein herrlicher Einzug Christi in Jerusalem in der Beichtkapelle, wo der Kunstfreund überdies die Glasmosaikfen florentiner Meister aus dem 15. Jahrhundert zu bewundern hat. Das Kunstwerk aber, was beständig ganze Schaaren von Beschauern aus dem Volke herbeizieht, ist die astronomische Uhr, 1405 vollendet, — ein Werk unbegreiflichen Fleißes. Unter Anderm gibt sie alle bis zum Jahr 1860 eintretenden Mond- und Sonnenfinsternisse genau an. Jeden Mittag, mit dem Schläge 12, setzt sie ein Glockenspiel in Bewegung, eine Pforte öffnet sich, und heraus reitet der Kaiser mit den Sieben Kurfürsten gemessenen Schritts vor den Gefreuzigten; sie halten an und verneigen sich in Demuth.

Das Leben in Lübeck ist anspruchsloser als in andern deutschen Städten gleicher Größe und mit dem Hamburgs gar nicht zu vergleichen. Die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse gestatten nur wenigen Familien den Aufwand für großen Luxus, und der Sinn für Häuslichkeit läßt ihn auch nicht aufkommen. Man sieht ein, daß man mit den vielfach geschmälernten Quellen des Gewinns sparsam wirthschaften muß, um mit Ehren zu bestehen, und die Menschen befinden sich wohl bei diesem verständigen Sinn. Lübeck hat, trotz seiner endlich gelungenen Anstrengung, sich des großen Agenten des Verkehrs — der Eisenbahnverbindung mit Deutschland — zu bemächtigen, — doch wenig Aussicht, sich wieder empor zu schwingen. Sein Afrikahandel ist kaum noch nennenswerth; nur sein Expeditionsgeschäft ist groß. Selbst wenn das Gesamtvaterland zur Einheit gelangen sollte, würde Lübeck doch mit andern Städten von jüngeren Kräften eine schwere Konkurrenz zu bestehen haben. Das Alter, das Bewußtsein der Schwäche, drückt das Geschlecht, verengt den Sinn und schmälert den Muth. Die Lübecker sind zu bequem geworden, der große und weite merkantile Blick, welcher die Konjunkturen zu verstehen und kühn zu nutzen weiß, ist getrübt, weltumfassende Spekulationen liegen außerhalb des Kreises ihrer Strebungen und ihres Thuns. Auch die aus den mittelalterlichen Zeiten überkommenen Einrichtungen stören die freie Bewegung der Bürger in mannichfacher Weise, und an das verknöcherte Wesen der Zünfte und Korporationen klemmt sich der Eigennutz mit Beharrlichkeit, erschwert das Begräumen ihrer Schranken oder macht es, auf sein Recht pochend, unmöglich. Deshalb ist auch Zwist und Hader in der Gemeinde nicht selten, und schon seit langer Zeit ist das staatliche Leben durch zwei Parteien gespalten. Die eine vertheidigt das Alte und Herkömmliche. Sie will das Bestehende, das Ueberlieferte, das wohl-erworbene Privilegium allein anerkennen, und trägt vor allem Werdenden und Neuen eine tiefe Scheu in ihrer Seele. Ihre Hauptstärke hat sie im Arbeiter- und Handwerkerstande; mehr in der Faust als in der Bildung. Sie mag an den Formen nicht gerüttelt wissen, aus denen das Leben auf den Schwingen der Zeit längst entfloß, und schleppt sich mit

einer Leiche bis zur Verwesung fort. Jeder zur Aenderung dringenden Thätigkeit rückt sie das historische Recht entgegen, und die Institutionen, welche die große Vorzeit hinterlassen hat, sind der Inbegriff ihrer Achtung und Anhänglichkeit. — Die andere Partei ist geringer an Zahl, aber stärker durch Intelligenz, Reichthum und Einfluß. Sie ist jetzt die mächtigere. Mit der verlebten Vergangenheit hat sie gebrochen. Sie will von den Gestalten des Mittelalters nichts mehr wissen, die an Gräbern wandeln und die kein Todtenopfer herein in's frische Leben beschwört. Sie sieht ein, daß eine unübersteigliche Kluft das Jetzt vom Einst scheidet. Sie erkennt an, daß eine andere Zeit andere Sitte und Gesinnung, andere Denkungsweise, Verhältnisse, Rechte und Bedürfnisse, auch neue Strebungen und neue Formen des öffentlichen Lebens fordere, und daß in der neuen Welt, die an die Stelle der alten trat, und in dem jungen Leben, das auf den Hügeln des gestorbenen grünt, das Geschlecht die Verpflichtung hat, sich klug anzubauen mit den Seinen und sich behaglich einzurichten. Im Charakter der fortschreitenden Geschichte will das junge Lübeck vorwärts in den Dingen des Staats, der Gemeinde und der Geschäfte, und seine Thätigkeit richtet sich eifrig auf das Eine hin: auszufüllen den neuen Kreis, der offen ist, und sich loszuwinden von dem, was fesselt, — von den alten Institutionen, bei denen kein Verlaß mehr ist, nicht Würde oder Sicherheit nach außen, nicht Gedeihen noch Glück nach innen.

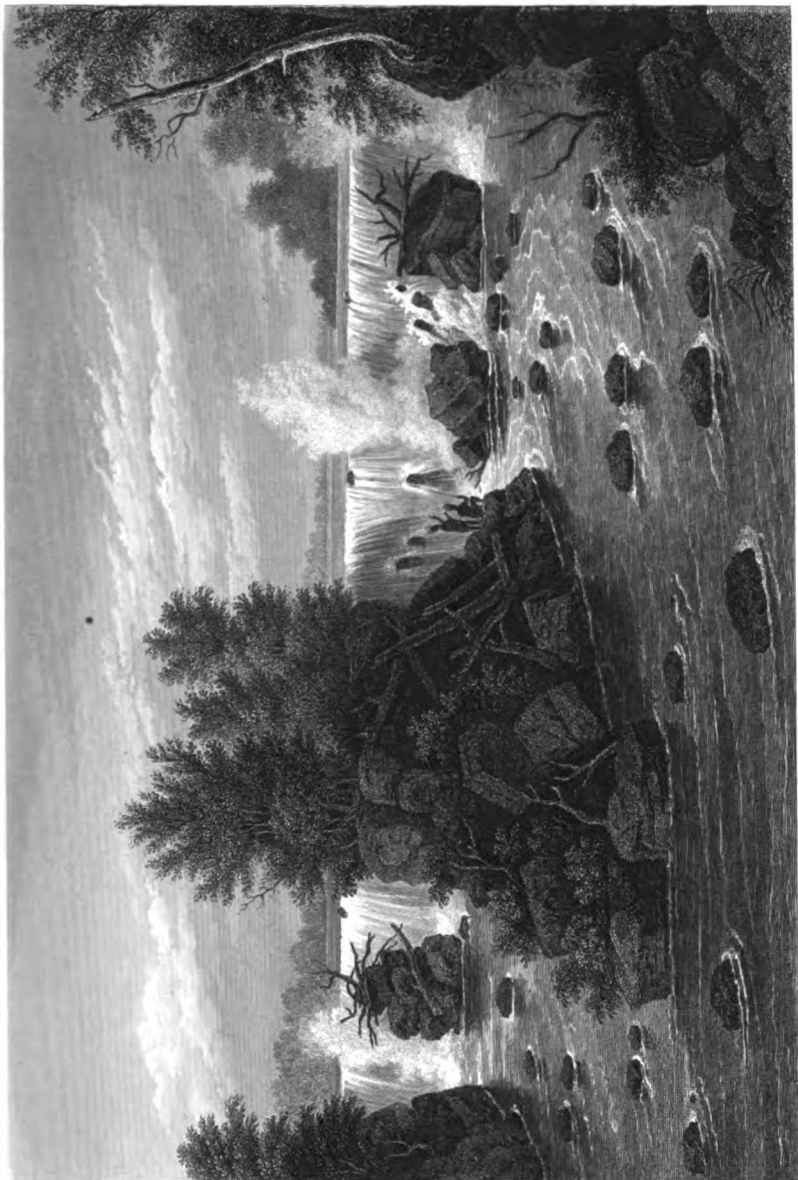
So ist denn, spät zwar, doch nicht zu spät, das lübeckische Leben in's Treiben und Bewegen gekommen, und wenn der Spruch: „Jede Zeit soll handeln in dem Geiste, der sie geboren!“ sein Motto bleibt, so wird auch Lübeck's Stern nicht untergehen.

---

## Die St. Antoniusfälle des Mississippi.

„Ich habe mir's sauer genug werden lassen“, sagt Goethe von sich im hohen Alter, — Goethe, der Dichter und Forscher der Natur und des Lebens. Die Wissenschaft muß dem Dichter, dem Denker, dem Künstler, dem Beschreiber, dem Beobachter die Hand reichen, will er der Dinge Innerstes schauen, will er die ewige Schönheit der Natur klar sehen und immer wiederfinden. Das unbestimmte Ahnen und Fühlen reicht dazu keineswegs aus; das Wandern durch Wald und Flur, über Berg und Thal, auf Strom und See, das bloße Gefallen an der Natur gibt noch lange nicht den hohen, bei jedem Blick sich erneuernden und vervielfältigenden Genuß, welchen das durch die Naturkunde geschärfte Auge der Seele gewährt. Ohne Naturwissenschaft, die ja in unsern Tagen jedem des Lesens kundigen Menschen zugänglich geworden ist, kann man den Dingen nie auf den Grund sehen, und das Wie und Warum bei keiner Erscheinung begreifen; mit ihr aber gibt uns die Natur bestimmte, klare Antwort auf jede Frage; wir sehen dem Baume in's Mark, erkennen in jedem Grashalm die Organismen seines Lebens und die Bedingungen seines Wachstums, lesen in jeder Handvoll Sand die Geschichte der Erde, sehen an jedem Stein die Zeit seines Verdens, im Bau jedes Wurms und Käfers seine Lebensweise, seine Beschäftigungen, und als ewigen Refler dieser Einsichten bewundern wir Gott, den großen und gütigen Meister alles Erschaffenen. Eine bloß objektive Naturanschauung, ohne wissenschaftliches Verstandniß, führt zu unklaren, unbestimmten Empfindungen, und bei weichen Seelen zu einer krankhaften Verschwommenheit und Gefühlslosigkeit. Beim Brausen der Wälder und Katarakte, beim Untergang der Sonne und der Betrachtung des Himmels in heller Sternennacht überläuft es sie mit elegischen Gedanken und schmerzlichen Schauern, anstatt daß sie sich erhoben, getragen, verherrlicht und gekräftigt fühlen sollten. „Natur und Leben“, mit den Worten eines Andern zu reden, „sind die beiden großen Spiegel der ewigen Vernunft und Schönheit. Bei dem Zueinandergreifen und dem gegenseitigen Zurückstrahlen dieser Vernunft und Schönheit ist zwischen Natur und Leben keine Grenze, und keines ist ein so eigenes Gebiet für sich, daß man in dem einen zu wandeln vermöchte,



For the  $T_{10}$ , etc. in  $R_{10}M_{10}$ ;  $MF_{10}$ 

ANOTHER IS TO STAY ATTENTIVE

# Mathematics

Copyright secured according to Act of March 3, 1909.

Obtained for HERMAN'S JEWELRY, 100 William Street, New York.



ohne daß andere entbehren zu können". Ist es aber des Künstlers höchste Aufgabe, mit schaffendem Geiste sich der Gestalten der Natur zu bemächtigen und beide gleichsam harmonisch zu einigen und mit einander zu versöhnen, so soll er in keinem seiner Bilder jenes innere Ebenmaß vermissen lassen, das in allen Werken Gottes sich widerspiegelt und ohne welches wahre Schönheit gar nicht gedacht werden kann. Wie viele Künstler gibt es aber, die bei aller technischen Fertigkeit, selbst wenn sie die bloße Nachbildung der Natur versuchen, nur Karrikaturen hervorbringen!

Sankt Antoniusfälle heißt der berühmte Sturz des Mississippi über einen 60 Fuß hohen Felsdamm oberhalb des Städtchens St. Paul. Der 1900 Fuß breite Strom, zweimal so breit als der Rhein bei Mainz, verengert sich vor dem Fall auf 600 Fuß, und mit ungeheurer Gewalt, siedend und zischend, stürzen die gestauten Gewässer, beständig Baumstämme und Felsblöcke vor sich hinwälzend, donnernd über die Barre in den tief ausgehöhlten Abgrund. Eine Felsinsel, in deren Spalten malerische Baumgruppen wurzeln, theilt, wie beim Schaffhausener Rheinfall, den Strom in zwei ungleiche Hälften. Oberhalb des östlichen, schmalen Sturzes hat der amerikanische Unternehmungsgeist mit unglaublicher Kühnheit einen breiten Steindamm gebaut und auf demselben Schneidemühlen für die Holzstämme aus den Urwäldern des oberen Mississippi angelegt, die den Strom hinabgespült werden. So gewinnreich ist diese Benutzung der Wasserkraft geworden, daß man dem Unternehmer für die Anlage schon nach wenigen Jahren  $\frac{1}{4}$  Million Dollars bot und er dieselbe ausschlug.

In neuester Zeit hat sich auf einer Prairie unweit des Falls der Kern einer rasch aufblühenden Stadt angesetzt, Anthony-Falls-City geheißen. Die Dampfschiffe gehen bis zu den Fällen herauf, und an einer Eisenbahnverbindung mit St. Louis wird auch schon gearbeitet, in einer Wildniß, wo noch vor wenigen Jahren nur die Zelte der Dakotah-Indianer zu finden waren, welche sich mit dem Prairiewolf und dem Adler in das Wild des Urwalds theilten.

---

## Der Sperberstein im bayerischen Rheintreise.

---

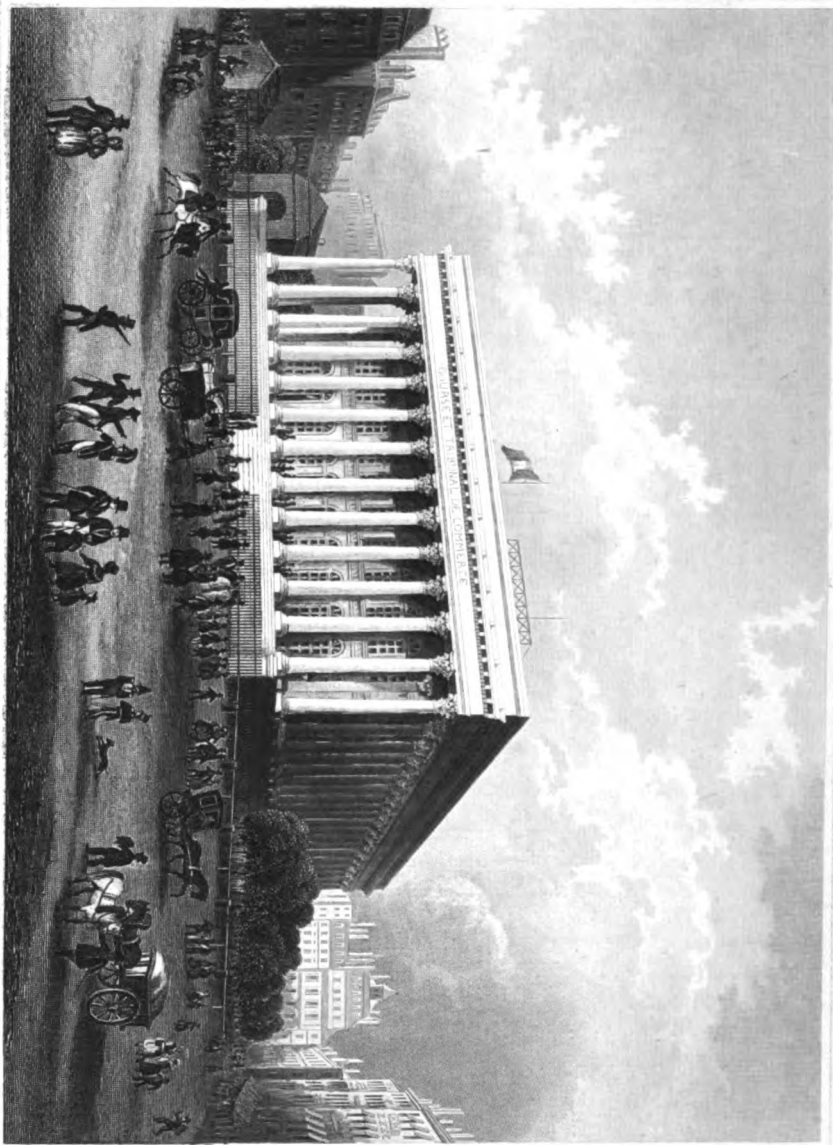
Dort, im alten Lande der Burgundionen, der starken Grenzhüter des Römerreichs gegen die Völkerströme der Barbaren, — dort in den Gebirgen, an deren Fuß jene fruchtbaren, weintriefenden Hügel sich wölben, die der Nebengott zu Lieblingsstätten gewählt hat, an der Grenze des Elsaßes und Rheinbayerns, liegt ein Burgencyklus, um den, wie der Epheu um ihre Trümmer, die deutsche Heldensage ihr Immergrün geschlungen. Von dort stiegen jene gewaltigen Gestalten herab, die in der Nibelungen Lied gefeiert sind, und dort war der Schauplatz vieler Begebenheiten, welche die Meisterfänger und Dichter des Mittelalters zum Liede begeisterten. Dort auf dem dreifach gegipfelten Sonnenberg stand Trifels, die Kaiserburg, wo einst die Reichskleinodien gehütet wurden und Richard Löwenherz im Kerker schmachtete, bis ihn die Treue seines Blondels erlösete; dort der Scharfenstein, dort das Hambacher Schloß, von wo Kaiser Heinrich IV. die schmachvolle Barfüßertour nach Canossa antrat, — Deutschland vor Rom, die politische Macht vor der geistlichen erniedrigend; — dort stand das Ahnenhaus der rheinfränkischen Herzöge, die in langer Reihenfolge den Kaiserthron einnahmen; dort der Drachenfels, wo Siegfried mit dem Lindwurm kämpfte; dort liegen die Stammburgen unserer berühmtesten Dynastengeschlechter, die, wie die Leiningen, die Dürkheime u. v. A. weit verzweigt im Vaterlande blühen, und aus denen seit länger als einem Jahrtausend dem deutschen Volke tapfere Männer im Kriege und Frieden erwuchsen.

Unter den Ruinen der bayerischen Pfalz, welche den Namen längst untergegangener Rittergeschlechter tragen, ist der Sperberstein eine der schönsten. Hoch ragt er von der Spitze des Bergs über eine tiefe Thalschlucht, und sein Gemäuer, auf mächtigem Felsen erbaut, verspricht noch vielen Jahrhunderten zu trotzen.

---







C. Basse del.

B. Moreau sc.

# THE ABOLITION OF PARLIAMENTS



## Die Börse in Paris.

---

Es ist ein alter Spruch, daß Geld die Welt regiere; aber keine Zeit hat ihn besser begriffen, als die unsrige. Selbst die diplomatische Kunst vermag oft nichts gegen die gewichtige Naturgewalt des Geldes, die sich in den kulturreichsten Völkern täglich mehr entfettet. Schon sieht man da und dort die Geldfürsten ihre Ansprüche zur Einwirkung auf die Beschlüsse der Regierenden durchsetzen, und ist es einmal zu einem einverstandenen Willen unter ihnen gekommen, wird erst eine europäische Millionärversammlung den Geist der Konzentration in sie bringen, leitende Prinzipien an ihre Spitze stellen und ihnen ein Haupt, einen exekutiven Willen geben, dann wird kein Monarchenkongreß ihnen entgegen sein dürfen. Was dann die Mächtigen des Geldes Förderliches unter sich beschließen, das werden die Könige sanktioniren müssen, oder sie werden inne werden, daß es eine höhere Gewalt gibt, als die ihre.

Der Friede hat die Macht des Geldes unermesslich gehoben. Die Wunder, die er geschaffen, die große Industrie, die stupenden Werke des öffentlichen Nutzens, jene Kommunikationsmittel, welche Städte zusammenbauen, entfernte Länder einander nahe rücken und den Völkern Vermählungsfeite bereiten, sind zunächst das Werk des Geldes. Das Geld hat einen Bund mit der Zukunft geschlossen, und im Dienste der Kultur und Gesittung zur Umwandlung unserer socialen Zustände spielt es jetzt die erste Rolle. Sich selbst dessen unbewußt, ist es gleichsam aus dem Kreise des Materiellen in die Ideenwelt hinübergegangen, es ist emporgestiegen aus den Klüften der Unterwelt, um am Lichte des Tages zu wandeln. Es hat die Stufenjahre seines Gnomenlebens durchlaufen; jener metallnen Fesseln ledig, wird es frei und beweglicher, und in dem Maße, wie es dem bestehenden Materiellen sich entfremdet, wie es bei größerer Ausdehnung seiner Masse größern Raum bedarf, wirkt es auseinanderdrängend und zerstörend auf den Bau, den es ehemals durch seine Schwere zu befestigen trachtete, und lockert mehr und mehr die Banden des alten gesellschaftlichen Organismus.

Diesen Tendenzen entgegen zu arbeiten und ihre Entwicklung zu stören, wäre unter allen Thorheiten die unverzeihlichste, und wer sich dieser unterfinde, hätte niemals auf Sieg zu rechnen. Was die Fürsten ver-

nünftiger Weise thun können, ist, den Einfluß des Geldes seine Entwicklungssphären ruhig durchmachen zu lassen und sie durch ein fluges und rechtzeitiges Entgegenkommen zu begünstigen. Es macht sich dann die Umgestaltung still und ohne Zwist, abstreifend nur, was unhaltbar geworden, erstorben ist oder unnütz der Zeit, die uns gehört. Wenn man aber in plumper Weise stört und irrt, die Leidenschaften herausfordert und die im ruhigen Aufbau thätigen Triebe zur Gewaltthat und zum Gelüste nach Umsturz treibt, dann mag die Folgen hinnehmen, wer sie verschuldet. Es wäre der ärgste Irrthum, wenn man glauben wollte, daß, wenn man im Feldlager der Monarchen der Welt zuriefe: Rückwärts! und das Schwert über Alle erhöbe, die da Widerstand wagen, — das Geld noch auf ihrer Seite stehen würde. Es ist nicht zu verkennen, daß der Gang der Dinge seit den letzten 20 Jahren die Geldleute allmählig eher zur andern Seite hinzieht. Die Politik der Börsen dient nicht mehr, wie ehemals, vorzugsweise dem Absolutismus. Nachdem in so vielen Ländern, wo der Wille eines Einzigen herrscht, Liebe und Vertrauen hingeschwunden sind und das Ganze des Staatslebens einzig und allein noch auf dem Instincte des Gehorsams ruht, nachdem man so vielfältig Regierungshandlungen gesehen, die zum Kampfe gegen sie herausfordern, kann sich auch das Kapital die Nothwendigkeit nicht mehr verhehlen, einen andern und bessern Weg einzuschlagen. Selbst die Rothschilds, der Könige treueste Bundesgenossen, flüchten allmählig ihre Millionen in die Schatzkammern der Industrie und befreunden ihre Interessen im Stillen mit denen der Bewegung. Diese scheuen sie nicht; nur Revolutionen wollen sie nimmer. Revolutionen tragen für die Geldinteressen stets den Schrecken bei sich, und für die Werke des Friedens sind sie von so furchtbaren Folgen, daß nur Verzweifelte sie jetzt herbeiwünschen mögen. Allezeit haben die Geldleute nichts mehr als Revolutionsmacher gehaßt. Aber sie unterscheiden jetzt, was sie früher nicht thaten, zwei Klassen von Revolutionären, und sie fürchten gerade die am meisten, welche die Völker durch ihre Regierungshandlungen zum Widerstande aufstacheln und den Gräueln der Selbsthülfe den Weg anbahnen. —

---

Unter diesen Betrachtungen bin ich zum Börsenplatz gekommen. Der Fiaker hält, ich steige ab, und mit Entzücken betrachte ich den herrlichen Tempel, den die Pariser dem Gotte der Unterwelt, des Geldes und des Reichthums hier erbaut. Wenn nicht mit goldenen Buchstaben über dem Eingang zur Börse stände: „Bourse et Tribunal du commerce,“ so könnte man diese Börse eher für einen, von Dämonen aus Griechenland hergetragenen Jupiterstempel, oder für eine französische Walhalla halten. — Nun, wenn für Frankreich die Zeit herbei gekommen ist, wo man den

Menschenwerth vorzugsweise nach Millionen schätzt, — und diese Zeit scheint nicht fern zu sein! — so mag es eine Walzhalla in der That werden, und die Franzosen werden dann die Rothschilde eher darin finden, als die Deutschen in der ihrigen — den Luther.

Die Börse ist ein Bauwerk aus der Kaiserzeit. Sie hat zwei Fronten und ist rings mit einer prächtigen, korinthischen Säulenhalle umgeben, zu welcher Freitreppen hinauführen. Der große Börsensaal bildet ein Lonnengewölbe, das ein eisernes Dachgesparre trägt. Er faßt über 2100 Personen. Eine geräumige Vestibüle empfängt den Besucher; der durch hohe Flügelpforten, an welchen Schweizer Wache halten, in das Heiligthum des Geldgottes eintritt. Im oberen Stocke sind die Säle und Zimmer des Handelstribunals. Eine Treppe von Marmor führt hinan, geziert mit einem Geländer von vergoldeter Bronze. In den Corridors deuten Malereien von Meisterhänden auf die Geschäfte des Gerichtshofs. Brogniard und Labarre waren die Baumeister der Börse.

Die Börsengeschäfte dauern täglich von zwei bis fünf Uhr Nachmittags. — Schon gegen ein Uhr fängt der Börsenplatz an sich zu beleben. Elegante Kabriolets halten vor dem Gitter der Freitreppe; man sieht Leute, Zeitungsblätter lesend, in den Säulengängen auf und ab wandeln; es bilden sich Gruppen, Polizeikommissäre mit untergeschlagenen Armen stehen umher und beobachten die Menge. Eilige Gestalten kommen, suchen mit scharfem Blick, wechseln bald da, bald dort einige Worte und verschwinden. Jede Minute macht die Scene belebter, zahlreicher. Die Gruppen schmelzen zu größeren Massen zusammen; die anfangs leise und geheimnißvoll geführte Unterhaltung wird laut, die Fama schüttelt ihr Füllhorn aus, eine lügnerische, trügerische Schwägerin, welche dem jungen Börsentage mit gelaufiger, gewissenloser Doppelzüngigkeit die Nativität zu stellen trachtet. Jetzt schlägt die Börsenuhr Zwei: das Parquet wird geöffnet und hinein strömen die Schaaren zu der privilegierten Spielbank Frankreichs. Was man Parquet nennt, ist ein mit Schranken umgebener, breiter Gang im Börsensaale, welcher auf einen gleichfalls umschrankten runden Platz stößt, in dessen Mitte eine erhöhte Estrade sich befindet: — gleichsam der Altar im Tempel. Die Mäkler der Börse füllen die umschrankten Räume, Wechsel, Staatsbffecten und Aktien aller Art ausbietend oder suchend, bald zuschlagend, bald verweigernd. Auf der Estrade stehen die Ausrufer, athletische Gestalten, welche mit Stentorstimme die Kurse verkündigen, zu welchen die Geschäfte geschlossen werden; — es ist ein unaufhörliches Zahlen- und Namenrufen, welches das Ohr betäubt und den Sinn verwirrt. Den Schranken zunächst haben die Bankiers mit ihren Kommiss Posto gefaßt, oder die großen Speculanten, die Rorpyhæen der hausse und baisse, umkreist von geschäftigen Dienern, welche, ihres Winks gewärtig, bald da, bald dorthin schlüpfen, um Fonds und Aktien

auszubieten, oder zu kaufen, je nachdem es die Operationen ihrer Prinzipale erheischen. Gallonnirte Paketen überbringen den großen Männern des Börsenspiels versiegelte Depeschen, sie werden mit gleichgültiger Miene entgegengenommen, gelesen und eingesteckt oder weiter mitgetheilt. Die Menge vermuthet vertrauliche Mittheilungen aus dem Sanctuarium eines Ministers oder sonst in der Küche der großen Politik Eingeweihten, und lange ruhen ihre Habichtsaugen auf den Zügen des Empfängers, um den Gang seiner nächsten Operationen darin zu lesen und daraus Nutzen zu ziehen. Die Telegraphendrähte, welche in einem besondern Gemach dieses modernen Theseustempels münden, erzittern fortwährend von sich jagenden Berichten und Aufträgen, die nach allen Radten der Windrose ausfliegen oder daher kommen; von Zeit zu Zeit werden geschriebene Zettel an die Pilaster geklebt, mit den telegraphisch berichteten Kursen anderer Börsen, oder mit der flüchtigen Mittheilung eines wichtigen Ereignisses, öfters Tartarenposten als Wahrheit, aber immer drängt sich dann der Knäuel der Neugierigen dichter an solcher Stelle zusammen und entwirrt sich unter den Aeußerungen der verschiedenartigsten Eindrücke auf den Gesichtern der Besenden. Während dieses Treibens geht die eigentliche Börsenzeit schnell vorüber; schon gegen drei Uhr wird die Stockbörse geschlossen. Aber das Spiel hört darum nicht auf. An der linken Seite der Säulenhalle sammeln sich zahlreiche Gruppen und die Geschäfte beginnen von Neuem. Erst gegen fünf Uhr verlassen die Habitues des grünen Tisches in Masse den Kampfplatz, und gerade diese Zeit ist's, welche der Beobachtung den reichsten Stoff reicht. So lange noch die Karten liegen, so lange ist auch der unglücklichste Spieler nicht ohne Hoffnung; wenn aber die allgemeine Abspannung die Geschäftslust getödtet hat, wenn der letzte Verkäufer kein Gebot mehr findet, dann äußert sich das Resultat des Tags auf den meisten Gesichtern unverholen, und sehr oft auf recht malerische Weise. Die Gewinnsucht, das gemeinschaftliche Motiv, wirkt nun die beschwerliche Larve, als nutzlos, ab. Jeder überschlägt seine Tagesrechnung. Es lagert sich ein widerliches, unbefriedigtes Grinsen auf dem Antlitz des Gewinnenden, Angst, Furcht, Gewissensbisse, oder schlecht verhüllter Aerger und Neid staffiren die Gesichter der Andern. Vollenbete Spielerkälte sieht man bei den Wenigsten. Die heitersten Züge haben noch die Mäkler. Sie, die Priester am Altare der niedrigsten Leidenschaft, sind die Immergewinnenden, sie sind die glücklichsten Leute der Börse.

Während der letzten Börsenstunde kommen die Abendblätter, und ihre Neuigkeiten geben dann und wann den Geschäften frisches Leben. Gerüchte machen übrigens zu jeder Börsenstunde die Runde; oft ohne daß sie an den Kursen gespürt werden. Dahingegen merkt man wichtige Neuigkeiten fast immer an den Preisen der Fonds, ehe sie das Ohr vernimmt. In Paris interessiert sich bei den Staatspapierkursen Jeder, der durch seine amtliche Stellung oder auf Schleichwegen zu den Staatsgeheimnissen

gelangt. Der Hof, die Minister, die Kammerdiener und Maitressen, — sie Alle spielen an der Börse, oder lassen für ihre Rechnung durch Andere spielen. Viele über Nacht aufgeschossene glänzende Vermögen datiren von der halbstündigen Verheimlichung einer Depesche, oder der raschen Ausbeutung einer telegraphischen Nachricht.

Bei weitem der größte Theil der Pariser Börsengeschäfte in Fonds und Aktien besteht aus Lieferungs geschäften, wobei es nicht auf wirklichen Besitz der Papiere, sondern bloß auf die Preisdifferenz am Ablieferungstermine abgesehen ist. An einem Börsentage werden oft keine 10,000 Franken Renten wirklich cedirt, während die geschlossenen Lieferungs geschäfte sich auf Millionen belaufen. Die eigentlichen Renteninhaber sind dem Börsenspiel in der Regel fremd, und die gewöhnlichen Fluktuationen in den Kursen werden von ihnen gar nicht beachtet. Wenn aber Ereignisse eintreten, welche die Politik des Landes bedrohlich berühren, dann bringt sie die Furcht schnell in Bewegung. Sie tragen ihre Renten zur Börse, — „*Les fonds arrivent*“ ist der Kunstausdruck, — es gibt Fallen und Sturm, und die Baissiers feiern einen leichten Sieg. Ueberhaupt ist die Pariser Börse für äußere Eindrücke sehr empfänglich, leicht erregbar und viel schwankender, als die Börsen von Amsterdam und London.

Die Damen der Hauptstadt sind dem Spiel auf der Börse nicht fremd. Früher sah man sie sogar an den Schranken des Parquets im dichten Gedränge der Männer; indessen ist diese Unschicklichkeit jetzt beseitigt. Die Damen sind an das hintere Gitter der Börse verwiesen, wo ihnen eine Schaar von Mädlern dient, um ihre Aufträge zu Kauf und Verkauf in den Börsensaal zu bringen und sie über die Wandlungen der Kurse zu unterrichten. Den weiblichen Spielerhaufen zu beobachten, ist pikant genug. Die meisten gehören den vornehmen Kreisen an. Man sieht jugendliche, schöne Gestalten, mit allen äußern Zeichen des Rangs und des Reichthums, den Affekten der niedrigsten Leidenschaft hingegeben, und nach unglücklichen Operationen endigte schon Manche in Verzweiflung.

Ich habe viele Börsen gesehen und kenne die Börsenwelt und ihr Treiben aus langer, eigner Erfahrung. Ich habe gefunden, daß in keinen Menschenkreisen weniger Zufriedenheit ist und die Ruhe feltner wohnt, als dort. Auch die glücklichsten Börsenspieler, Leute, die ohne Mühe schnell zu kolossalem Vermögen gelangt waren, fand ich nie befriedigt; denn das Gelüste ihrer Habsucht war stets größer, als ihr Gewinn. Das Geld macht die Menschen nicht glücklich. Wer diese Wahrheit im Frage stellen könnte, der möge nur einige Male eine Fondsbörse besuchen, und sein Zweifel wird verstummen.

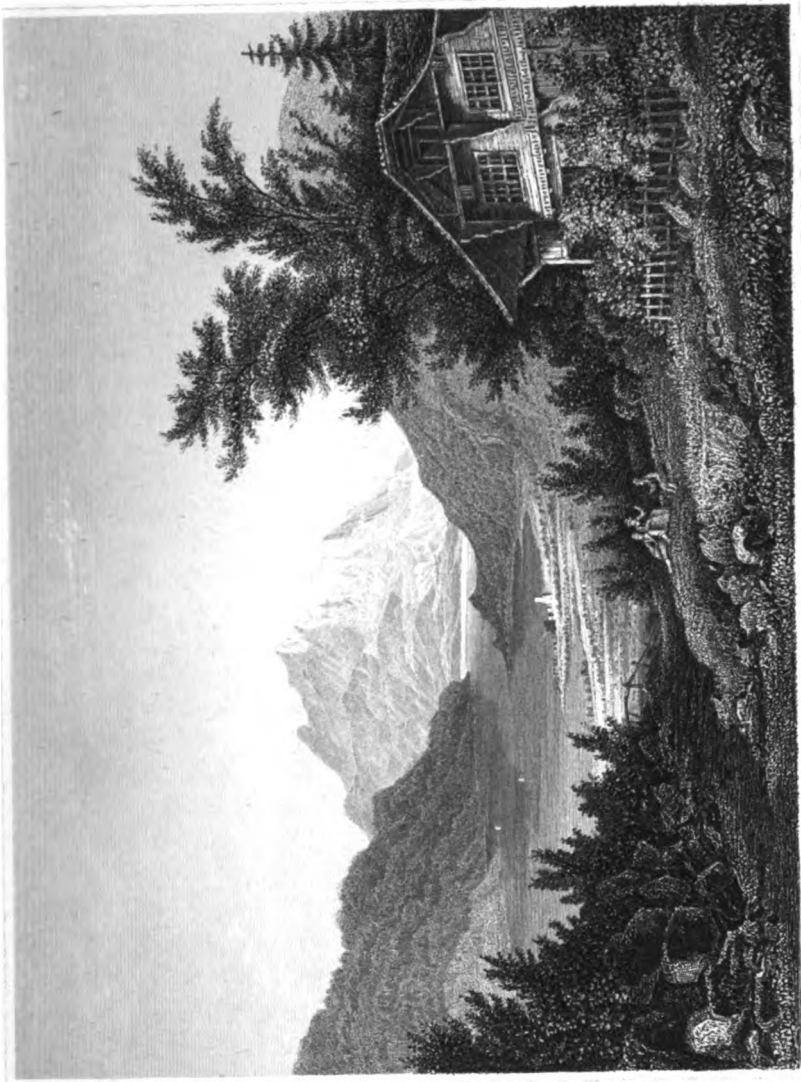
---

## Die Gegend um Baar und der Pilatus in der Schweiz.

---

Kein Reisender, der Gefühl für Helvetiens Naturschönheiten hat, wird die Gegend des Baarerbodens das erste Mal erblicken, ohne entzückt zu werden. Nicht mehr sind's die Ufer des nahen Zürcher Sees, belebt durch unzählige Wohnungen, und bepflanzt und bebaut auf die mannichfaltigste Weise, ein Bild des eifrigsten Menschenfleißes: — es ist eine Hirtengegend, die er jetzt erblickt, wo die kunstlose Natur in geheimer Schönheit emporblüht. Einfache Landhütten verstecken sich unter dem Gewölbe schattiger Bäume, durch die fetten Wiesengründe schlängeln sich klare Bäche. Dort, wo der Weg durch ein Wiesenthal von Kappel hinweg auf eine Anhöhe führt, ist plötzlich die reizendste Aussicht aufgethan. In einem Thalgelände, schön wie das Tempel der Alten, mit Fruchtbäumen bepflanzt, rinnt die Forez, ein aus dem nahen See abfließender Bach, bald schmal, bald zu einem Weiher sich ausbreitend, in dessen klarer Fluth sich überhängende Weiden oder hohe Eschen spiegeln. In einem dichten Kranze von Obsthäusern verbergen sich die Wohnungen des Städtchens Baar, und aus einem Fruchthain auf der Höhe darüber ragt der schlank Kirchturm. Zug blickt aus der Ferne an seinem See gelagert, in dem sich der Rigi beschaut. Aber noch schöner als dieser Ausblick zur Linken ist jener zur Rechten — über das Thal des Vierwaldstädtersees hin (vergl. den Stahlstich). Links steigen die Wälder bis zum Wasserspiegel herab; rechts streckt das Ufer seine Zungen tief in die Fluth hinein, mit Burgtrümmern und Flecken oder ländlichen Wohnungen besetzt und mit Obstplantagen bekleidet, und im Hintergrunde vor der sich weit wie ein Meer öffnenden Wasserfläche steigt der steile Pilatus auf mit seinem Zackengipfel, der, von dieser Seite betrachtet, einem Dome gleicht, dessen Gewölbe eingebrochen ist. Gewöhnlich ist er nicht klar, sondern ein graubunkler, melancholischer Wolkenvorhang umhüllt ihn. Aber auch dann ist der Anblick herrlich. Die große, graue Masse malt sich in unbestimmten Konturen auf dem ruhigen Gewässer, und die zu beiden Seiten der Ufer sich hinan thürmenden Berge mit dem Himmelsgewölbe darüber verwandeln die Landschaft zu einem Tempel der Allmacht, in welchem deutscher Heldenmuth und deutsche Freiheit Hymnen sangen schon vor fünf Jahrhunderten.





Dieu et Monseigneur

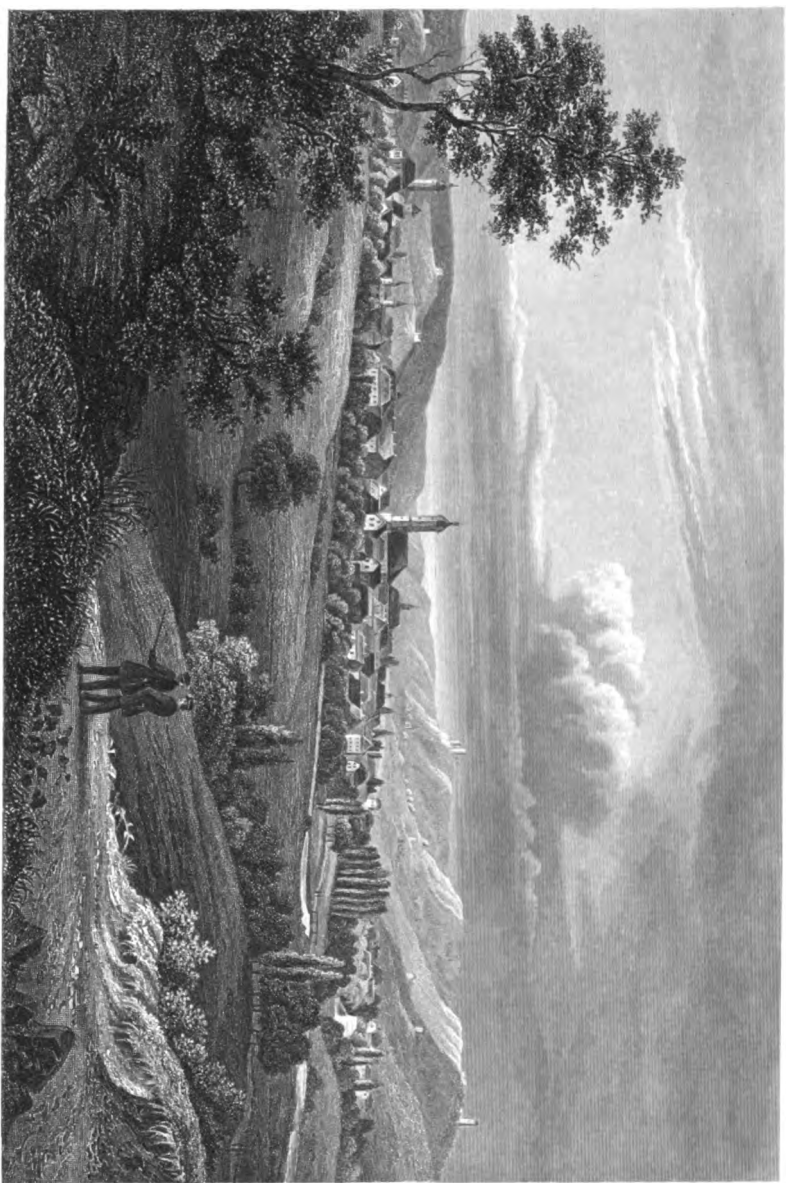
**DIE PULANUS**  
in der Schweiz

Verlag des Verlegers

Verlag des Verlegers







J. M. N. A.



Was die Schülerschaaren in jenen Jahren nach Weimar und Jena führte, ist längst kein Ziel mehr für unsere reisesüchtige Jugend. Die großen Männer sind im Sarge, kein Stern ersten Ranges glänzt mehr in jenen Städten. In welcher Glorie strahlten sie damals, und welche hehren und heiligen Vorstellungen knüpften sich an die Orte, wo Schiller, Goethe, Wieland und Herder noch lebhaftig wandelten und als Apostel des Menschenthums lehrten! Noch erinnere ich mich der Schauer der Ehrfurcht, die meine junge Seele überrieselten, als ich den Einen oder den Andern zum ersten Male sah, und wie flog mein Blick mit begeisterter Hast hinan an das Erkerfenster „der Lanne“, als einst ein Vorübergehender uns umhergaffenden Knaben zurief: „Seht doch dort hinauf, dort steht ja der Goethe!“ — Sie sind alle fort die großen Menschen, und wenn ich jetzt nach Weimar oder Jena käme, so würde es mir sein, als wandelte ich auf den Trümmern umgestürzter Hochaltäre und müßte ich auf bemooften Grabsteinen verloschene Schriftzüge suchen.

Jena und Weimar! — Wenn ich ein Kaiser wäre, so müßtet ihr strahlen von den goldenen Kuppeln der Säulenhäuser, und prangen mit Malen des Ruhms, gegen welche alle Denkwürdige Indiens und Griechenlands, am Nil und an der Tiber zusammensanken, wie unsere Thüringer Berge vor den Alpen. Ich würde nicht wägen und nicht markten: denn die Größten sind des Größten werth. In dieser selbstsüchtigen Zeit ist freilich für solche Werke nichts zu hoffen. Aber ein Tag wird kommen, wo die Nation thut, was ihre Väter zu thun unterlassen haben.

---

Der Saalstrom hat seine Rinne in das Sandsteinplateau eingeschnitten, welches vom Thüringer Waldrücken aus nordwärts in das tiefere Land hineinragt. Hüben wie drüben haben Flüßchen und Bäche ihr Bette gewühlt und bilden bald schmale, bald breiter auslaufende Gründe, welche in das Hauptthal münden. Die in solcher Weise von drei Seiten ausgeferrten Ränder der Hochebene stellen sich als die Berge des Saalthals dar. In der Umgebung von Jena fallen sie steil gegen den Strom ab und haben sehr malerische Formen. Ihre landschaftliche Schönheit wird erhöht durch den Schmuck der Kultur, durch Rebgeleände und Obsthaine, durch freundliche Gartenhäuser und altergraue Trümmer von Burgen.

Von einem jener Berge, dem Hain- oder Galgenberge, ist der Anblick Jena's, seines Thals und seiner Höhenzüge am schönsten. Dort hin richtete Schiller an schönen Abenden häufig seinen Spaziergang; und allein oder mit Goethe sah man ihn zuweilen auf einem Stein sitzen, — auf dem, wie die Sage geht, vor Alters die armen Sünder ausruheten, ehe sie die Leiter betraten, die Keiner wieder hinabstieg.

Die Stadt nimmt sich, von fern betrachtet, recht ansehnlich aus mit ihren Thürmen, und die Jenerser Chronisten erzählen, daß, als Karl V. in

die Gegend kam, ihm der Ausdruck entchlüpfte: „Jena liegt ja da wie ein kleines Florenz“. Näher besehen rechtfertigt es diese Vorstellung freilich nicht. Jedem Besucher wird es beim ersten Blick bemerklieh, daß der Ort seit mehrern Jahrzehnten im Sinken ist. Jena ist in der That mit seinen winkligen, von hohen, öfters baufälligen Häusern eingeschlossenen Gassen einer alten, herabgekommenen Landstadt so gleich, wie ein Ei dem andern, Spuren von Neubau sind nirgends zu sehen, und mancher verschlossene Laden zeugt von dem Verkümmern des Erwerbs und Verkehrs. Die meisten Häuser sind für Studentenwohnungen eingerichtet, und wenn man bedenkt, daß vor 60 Jahren die Universität 1700 Besucher zählte, und unter diesen fast 1100 meist reiche Ausländer waren, während ihre Frequenz seit den letzten Jahrzehnten niemals 500 erreicht hat, so kann man sich die Abnahme des bürgerlichen Wohlstandes bei der Menge der leerstehenden Wohnungen, dem Sinken der Miethen und dem Versiegen sonstiger Nahrungsquellen wohl erklären. Auf den Charakter der Bewohner haben aber diese Verhältnisse nicht nachtheilig gewirkt. Die Jenenser sind noch der lebensfrohe, anmuthige Menschenschlag, und ein gebildeter, guter Ton ist selbst den mittlern und bürgerlichen Schichten eigen. Reinlichkeit im Hause und in den Straßen ist ein alter Ruhm Jena's. Die Zeiten sind vorüber, wo der zügellose Studentenadel Kurlands, Ungarns und Mecklenburgs den Ton angab; das damalige, wegen seiner Rohheit verrufene Jenenser Studentenleben hat der Sitte und Anständigkeit im Benehmen der Musensohne Platz gemacht, ohne doch die Erscheinungen einer harmlosen, lebensfrischen Romantik ganz zu verdrängen, die den Jünglingen, wenn sie nicht mit anmaßlicher Renommisterei und widerlichem Cynismus in Worten und Werken verbunden ist, jedenfalls besser zu Gesicht steht, als das kopfhängerische Frommthum, das jetzt auf so vielen deutschen Hochschulen auffällt und den Beobachter mit Bedauern erfüllt. Möge Jena sein heiteres Studentenleben sich bewahren, zugleich mit jener Achtung auch vor den äußeren Formen der Bildung, die jungen Männern ziemt, aus deren Kreise die Richter, Lehrer, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollen. — Die Universität, — Jena's Leben und Jena's Stolz, — ist zu allen Zeiten ein Hort der deutschen Gelehrsamkeit und am Firmament der Humanität und Wissenschaft ein strahlendes Sternbild gewesen. Eine längere Reihe von glänzenden Namen hat keine deutsche Universität aufzuweisen, als das kleine Jena, und zu den Geisterschlachten hat es seit Jahrhunderten allezeit ein tapferes Contingent gestellt. Bis in die Gegenwart herab ist es der Universität möglich geworden, eine rühmliche Stellung zu behaupten, und wer daran zweifeln könnte, dem dürfte man bloß die Namen: Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, Oken, Ruden, Voß, Reinhold, Griesbach, Schlegel und viele andere in's Gedächtniß zurüdrufen, welche Zierden der Jenenser Lehrstühle in den letzten 60 Jahren waren. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Dürftigkeit

der äußeren Mittel, gegenüber den Ansprüchen, welche unsere Lage an eine Hochschule der Wissenschaften machen, die Möglichkeit mehr und mehr in Frage stellt, ihr Ansehen ungeschmälert fort zu erhalten und gegen die reicher dotirten Schwestern nicht zurückzustehen. Jena's Flor ist, trotz der berühmten Männer, die heute noch sein Stolz sind, in Abnahme begriffen. Nur eine sorgfältige Pflege von Seiten der Regierungen, deren Patronat die Universität unterworfen ist, und die Bewilligung bedeutend größerer Geldunterstützung kann sie vor weiterem Verfall bewahren. Es wäre eine schöne Aufgabe der jetztlebenden, meistens jungen sächsischen Herzöge, den Ruhm ihres Jena zu erneuern, der Hochschule das Feld großartiger geistiger Wirksamkeit nach allen Seiten hin zu öffnen, die Schranken niederzuwerfen, die sie beengen, und die verwachsenen Pfade zu reinigen oder wieder gangbar zu machen. Die Tempel der Gelehrsamkeit bedürfen der beständigen Pflege und ihre Opfer-Priester des erwärmenden und belebenden Feuers. Auch die Feldzüge, Eroberungen, Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften verlangen Zustände, Verhältnisse, Vorbereitungen und Anstalten, die Geld, und öfters viel Geld kosten. Die Misere der kleinen Universitäten in Deutschland ist, daß sie arm sind und ihre Dotation in der Regel so spärlich und knapp bemessen ist, daß sie nicht selten darauf verzichten müssen, an den wissenschaftlichen Wettläufen Theil zu nehmen, die den Siegern Preis und Ehre bringen. Die Beschränktheit der Mittel läßt die Anschaffung mancher Apparate und Hülfsmittel gar nicht zu, welche manche Disciplinen zu ihrem Fortschreiten nicht entbehren können. Dieser Umstand, verbunden mit der Karglichkeit der Besoldungen, hat zur Folge, daß die Professur von dem hervorragenden Talente gar oft nur als Staffel zum Erklimmen einer andern Stellung, oder als ein Warteposten betrachtet wird, von dem es scheidet, sobald der Ruf an eine besser dotirte Anstalt aus der Ferne ertönt. Die Mittelmäßigkeiten bleiben, die Berühmtheiten gehen; — ein Umstand, der dem Charakter des Lehrerstandes an kleinen Universitäten auch nicht günstig sein kann, da sich mit der Mittelmäßigkeit leicht das Gefühl der Abhängigkeit verknüpft und dieses nur zu häufig der Festigkeit des Charakters und männlicher Gesinnung Eintrag thut. Man denke sich Jena ausgerüstet mit größern Geldmitteln, und in diesem Jena einen festgeschlossenen Kreis von Männern wie Oken, Schleiden &c. unter dem Schirm freier Geseze und unter dem zuverlässigen Schutze von Fürsten, wie Karl August einer war, und frage sich, wie lange es dauern würde, die glanzvollen Zeiten zurückzuführen, da 1800 Jünglinge, deutsche und fremde, sich um seine Lehrstühle drängten und die Universität auf den Namen „Saal-Athen“ stolz sein konnte. Gerade jetzt wäre es die Zeit. — Bevormundung und Knechtung der Lehr- und Hörfreiheit verleidet manchem berühmten Lehrer eben so sehr wie der studirenden Jugend das Leben auf vielen größern Hochschulen, und das Gift einer geheimen Regierung in jesuitischem Geiste

richtet auf manchen Geister und Wissenschaft zu Grunde. Gegen solches Gift wäre kein Mittel wirksamer, als die liberale Ausstattung einer kleinen Universität, wie Jena, mit allen Mitteln zur Berufung berühmter Lehrer und zur Anschaffung der umfassendsten wissenschaftlichen Apparate, unter der offiziellen Erklärung, daß sie der Freiheit der Wissenschaft und der Lehre ein unantastbares Asyl sei. Oder ist der Geist ohne Erbe, der einen Ofen auf das Katheder berief, und Schiller einen Lehrstuhl gab, — Schiller, der auf die Frage: Was glaubst du? antwortete:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen,  
Die du mir nennst. Und warum keine? — Aus Religion.“ —

Schiller, der bekannt hat, daß er den Abfall der Niederlande nur deshalb schrieb, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Kampfe siegen“, begeistert habe; der als Professor die kühnen Worte drucken ließ: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen“; — Schiller, sage ich, — der in seinem Schwanenliede, im Tell, vor seinem Volk das ewige Wort gesprochen:

„Rein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!  
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,  
Wenn unerträglich wird die Last, — greift er  
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,  
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,  
Die droben hängen unveräußerlich —  
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,  
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —  
Zum letzten Mittel, — wenn kein anders mehr  
Verfangen will, — ist ihm das Schwert gegeben!“

Es gehört jetzt freilich etwas mehr Muth dazu, ein Karl August zu sein, als damals!

Aus einer stillen Stadtecke, zwischen Hecken und verfallenen Gemäuer, an haufälligen Hintergebäuden, Scheunen und Ställen vorüber, führt ein schmaler, grassbewachsener, wenig begangener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, hinaus zu einigen Gärten, die eine mäßige Anhöhe bedecken. Aus einem derselben schaut ein zweistöckiges Haus zwischen Obstbäumen hervor. Es ist unschön, unregelmäßig, mit einem Anbau, der einen kurzen, thurmartigen Aufsatz trägt. Dies ist Schillers Gartenhaus, jetzt die Wohnung des Direktors der Universitätssternwarte, welche

in dem Anbau eingerichtet ist. An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni ausgestattet hat, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Gestirne nach ewigen Gesetzen. —

Einsam und abgeschieden, wie diese Gartenwohnung ist, so lebte auch Schiller in Jena, zurückgezogen von der Welt, seinen Umgang auf wenige Vertraute beschränkend, unbekannt den meisten seiner Mitbürger. Viele Jenenser jener Zeit haben Schiller nie gesehen, obschon er so viele Jahre unter ihnen gelebt hat.

Hinter dem Hause ist eine hochgelegene Baumpflanzung mit Pfaden durchwunden. In der südlichen Ecke derselben, auf einem Vorsprunge, von dem man einen freien, reizenden Blick über Stadt und Thal genießt, liegt, an der Stelle eines jetzt abgebrochenen Vorkenhäuschens, ein bemooster Felsblock, auf dem die Worte stehen:

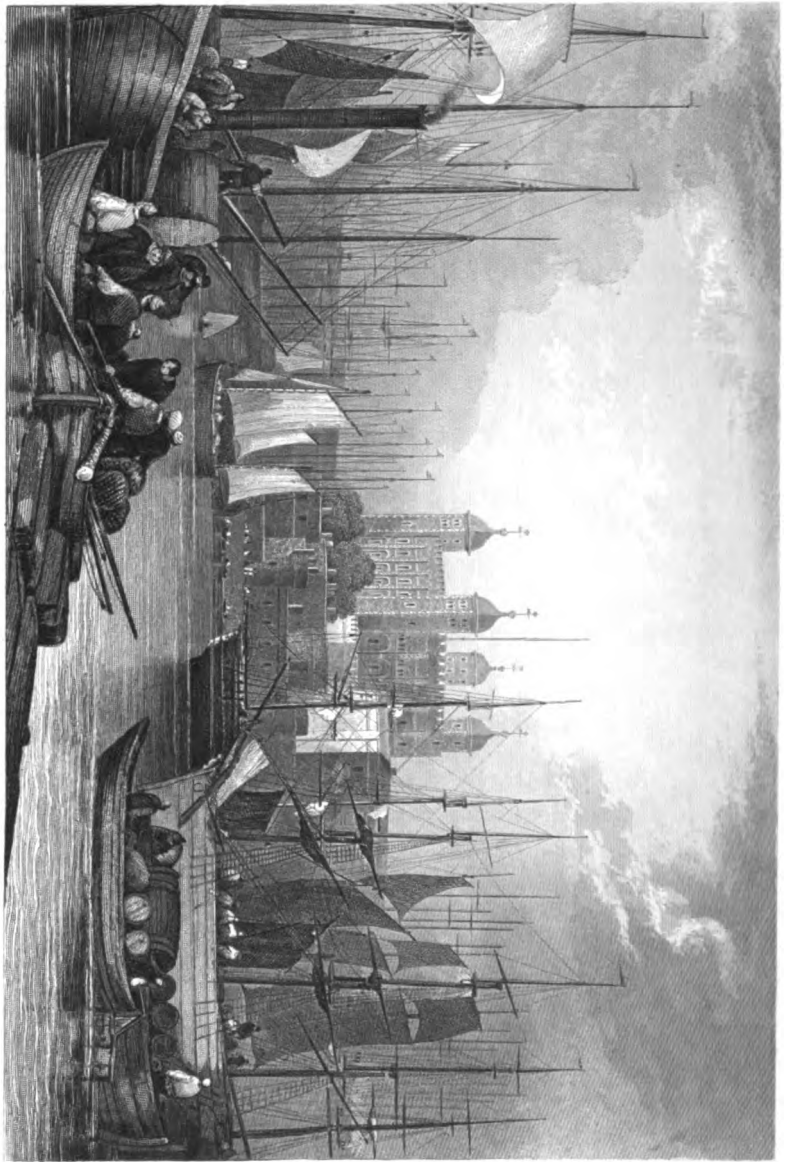
„Hier schrieb Schiller den Wallenstein.“

Eine Linde, ein Paar Tannen und Akazien beschatten das Plätzchen. Schiller kaufte diese Besitzung im Jahre 1796. Auch als er schon nach Weimar gezogen war, kehrte er oft des Sommers dahin zurück. Die herrlichsten Werke dieser Periode sind in dem Erkerstübchen entstanden, in demselben, wo er oft mit Goethe bis spät nach Mitternacht zusammensaß,

• Den Erhären lauschend,  
Gedanken tauschend;  
Einer dem Andern, zu Beider Ruhme,  
Sonne zugleich und Sonnenblume.

In sternenheller Nacht, oder wenn der Vollmond sein bleiches Zwielicht in die schattigen Gänge warf, sah man sie oft wallen, Arm in Arm, horchend den Choralen in den Baumwipfeln oder sprechend von den Kräften, welche Welten um Welten führen, und von der Macht, welche die Gestirne im unermesslichen Raume aufgehangen und ihre Bahnen geordnet. „Da flogen“, berichtet ein Freund Goethe's von solchen Stunden, „die Lichtheere an ihrem Blick vorüber, ihre Seele badete im Strome der Milchstraße und wälzte sich jubelnd im Blütenstaube junger Welten.“ —

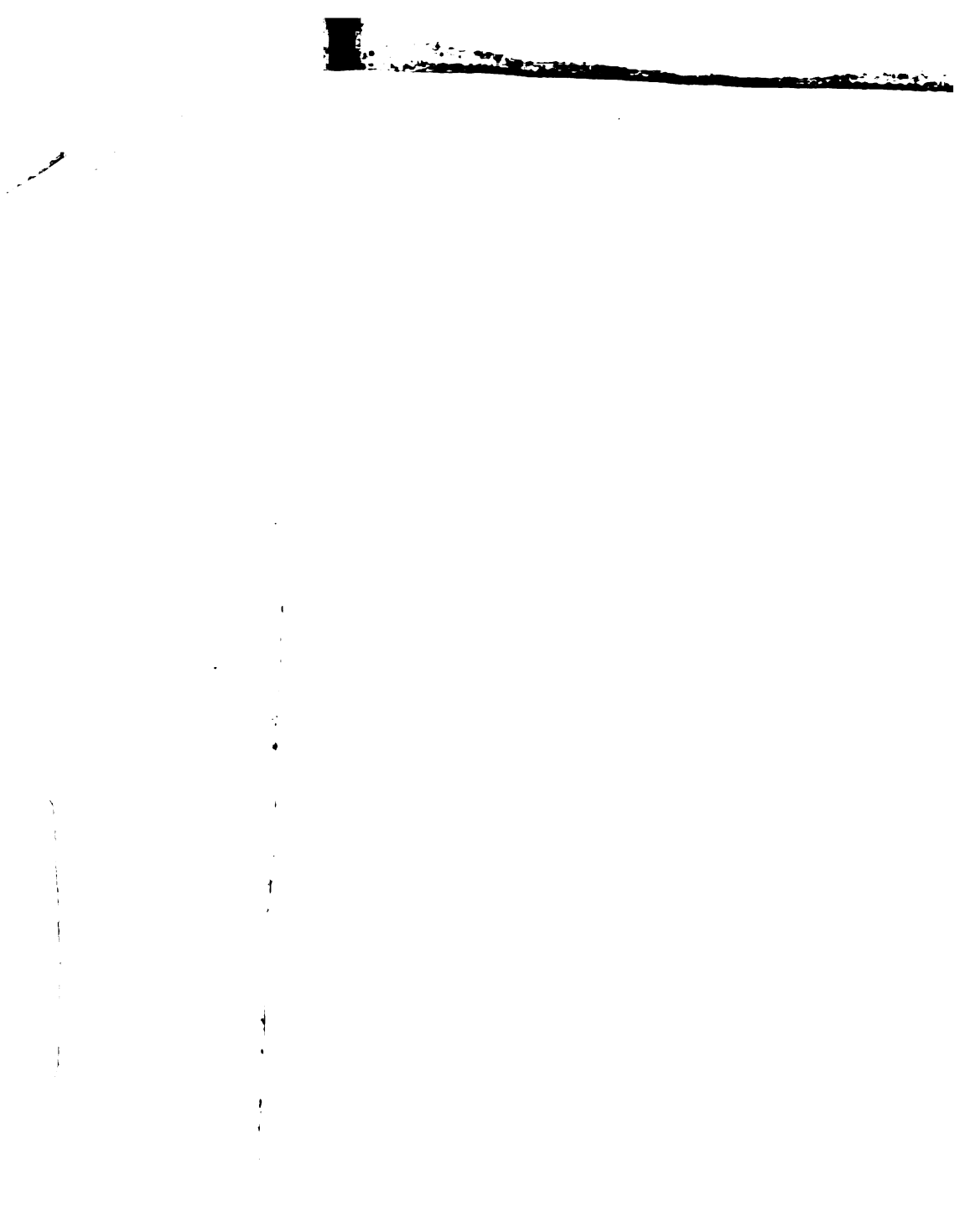




DER TOWER IN LONDON

THE TOWER OF LONDON

THE TOWER OF LONDON



schichte seine letzte Seite schreibt. Welche Gewitter müssen durch die Zeiten toben, welche Stürme rasen, welche Ereigniffe die Völker aufregen in ihren tiefsten Tiefen, ehe das kolossale Haus britischer Weltherrschaft zusammenbricht und ehe der Spruch des Gerichts vollzogen wird, das jetzt seine ersten Ladungen schreibt!

Im Tower von London ist der klassische Boden der britischen Geschichte. Hier wurde die Magna Charta entworfen und von vielen Königen bestätigt. Viele andere Begebenheiten, an welche sich die Geschichte des Reichs knüpften, hatten im Tower ihren Schauplatz; — Thaten des Glücks und der Freude, oft auch des Unglücks, der Trauer und des Verbrechens.

Als Roms Stern untergegangen war in Britannien, folgte im verlassenen Lande die Finsterniß der Zerrüttung. Bürgerkrieg zerfleischte das Volk, und die Fehden der Häuptlinge fraßen seine Kraft. Da kamen die aus Deutschland zur Hülfe herbeigerufenen Angelsachsen, und in dem Durcheinander machten sich die Gäste zu Meistern des Landes. Mit der Sachsenherrschaft erschien für Britannien ein neuer Tag. Das Reich wurde aufgebaut in allen seinen Theilen nach den Grundsätzen germanischer Freiheit, in denen die Rechte des Volks vollkommen gesichert waren und gewährleistet durch die Theilnahme an der Gesetzgebung. Vier Jahrhunderte dauerte seine Blüthe, und in Alfred dem Großen sah die Welt einen der erleuchteten Fürsten, dessen weise Einrichtungen zum Theil noch fortwirken bis auf den heutigen Tag. Als jedoch im 10. Jahrhundert das Schwertrecht des Eroberers über Menschenrecht gesiegt hatte, da wurden die Herren zu Knechten, es wurden die Germanen die Tagewerker der Normannen. Wilhelm, ihr Herzog, nun König in England, erklärte der Sachsen Freiheiten als verfallen und legte ihnen mit dem Joche die ganze Last der Pflichten und Leistungen eines Volks auf, das niedergehalten werden soll durch den eisernen Druck. Er erklärte sich zum einzigen Eigenthümer alles Grund und Bodens in England und theilte denselben in 60,000 Lehngüter, die er, nachdem er 1400 als Domänen der Krone zurückbehalten, an die normännischen Ritter und jene Sachsen verließ, welche sich ihm willig unterworfen oder ihm sonstige Dienste geleistet hatten. So entstanden die britischen Kronlehen, und ihre Besitzer, ursprünglich etwa 8000, bildeten den Feudaladel Englands, welcher in verschiedenen Rangstufen, vom Baron bis zum Herzog, hinaufstieg und dessen Hauptleistung die Heerfolge war. Verpflichtet, auf das Gebot der Krone 60,000 berittene Krieger zu stellen, mehrte sich durch diese kräftige Wehrverfassung das Ansehen des Reichs und hob sich seine Macht. Indessen konnten die normännischen Eindringlinge, da sie über das ganze Land als Gutbesitzer zersplittert waren, ihr Volksthum gegen das kräftig entwickelte der Sachsen auf die Dauer nicht behaupten. Schon 100 Jahre nach der Eroberung hatte das Deutsche wieder die Oberhand, und der größte Theil der Lehen kam durch Gunst der Krone, durch

Heirath, Kauf u. allmählig in sächsische Hände. Im Jahre 1215 erlangte vom Königthum das Volk seinen Freiheitsbrief, die Magna Charta. Sie stellte die deutsche Freiheit gesetzlich her, und Vieles von dem, was untergegangen war in den Stürmen der Eroberung, trat fortan wieder an's Licht und in's Leben. Vollständig wurde die Restauration des Germanenthums, als der alte normännische Adel, bis auf eine geringe Anzahl Familien, in den Kriegen der beiden Rosen unter Heinrich VII. zu Grunde ging. Sein Nachfolger, Heinrich VIII., der Despot, beugte die Reste des alten Feudalstolzes der Eroberer. Er brach zugleich die Gewalt des Papstes durch die Einführung der Kirchenreformation und die Aufhebung von 645 Klöstern und 2400 Stiftern, deren Güter der schlaue Tyrann zum bei weitem größten Theile der Geistlichkeit ließ, welche nun den Bau der englischen Hochkirche auf den Ruinen des Katholicismus errichtete.

Früher schon war das Bürgerthum zu großer Geltung gekommen. Im Parteikriege der beiden Rosen hatte London mehr als einmal den Ausschlag gegeben, und seine tapfern Bürger erlangten dafür jene Freiheiten, welche die Gemeinde der City fast zur Unabhängigkeit erhoben. Andere Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Privilegien auf Kosten der Krone und des Adels zu erweitern. Die Stadtgemeinden erlangten das Recht, mit den Baronen durch Abgeordnete in einer Kammer zu tagen, und später errichteten sie ein eigenes Parlament, — das Haus der Gemeinden (House of Commons), welchem nach und nach die Initiative der Gesetzgebung zufiel. So hatte das aristokratische Element sein Gegengewicht gefunden, und die Demokratie trat als eine gesetzliche Macht in der Verfassung auf. Der altgermanische Stamm hatte so die letzten Fesseln der fremden Unterdrückung abgeschüttelt. Später, von den Wogen der kirchlichen Umwälzung auf's Tiefste erregt, schlug der Geist der Freiheit zum Aeußersten über, als Karl I., ein eitler, characterschwacher Mensch, dazu Anlaß gab. England wurde Republik. Dieser Versuch war jedoch ohne Dauer. Mit Cromwell lebte sie auf, und mit ihm starb sie wieder, nachdem sie die Stufen wilder Zügellosigkeit in religiösen Formen durchlaufen und den König auf's Blutgerüst geschleppt hatte. Die Restauration des Königthums brachte die Stuarts zurück; nicht den Frieden. Die Stuarts blieben der Gährungsstoff, der keine Beruhigung des Landes zuließ, und erst als jene ausgestoßen wurden und es der Nation glückte, mit der neuen Dynastie einen Vergleich zu schließen mittelst der Urkunde, welche als Erklärung der Volksrechte (Declaration of rights) die Magna Charta ergänzte, schloß sich der Krater der Revolution. Beide Pakte machen jene gepriesene Verfassung aus, auf welcher seitdem die Größe des englischen Volks ruht. Mit Recht ist sie ein Gegenstand der Bewunderung aller Völker gewesen; denn sechs Jahrhunderte hat dieses Fundament gedauert, und welches Gebäude hat sie getragen? Seines Gleichen ist nicht auf der weiten Erde, und wenn

auch Nordamerika's freie Union es allmählig in Schatten stellt, so soll doch nicht vergessen sein, daß England die Mutter ist und die Tochter nicht wäre ohne diese.

In der englischen Verfassung, deren Lebensfähigkeit, trotz ihres hohen Alters, noch nicht ganz versiegt ist, erscheinen die drei allmählig entwickelten Elemente des Staats auf das Sorgfältigste abgemogen. Die Monarchie ist der Mittelpunkt. Sie regiert durch Gesetze, die der Buchstabe befestigt hat und von deren Unverletzlichkeit die Masse des Volks auf's Innigste durchdrungen ist. Gestützt durch die Staatskirche, wird sie kontrollirt in erster Stufe durch die erbliche Macht aller Reichthümer und Würden in der Nation — das Oberhaus; in zweiter Stufe durch die Nationalintelligenz, die im Hause der Gemeinen versammelt ist, und über alle drei wacht die öffentliche Meinung, welche eben so mächtig ist, als unabhängig, eben so geehrt, als ehrenwerth und ehrenhaft: — denn die freie Presse hört auf, geachtet zu sein von der englischen Nation, sobald sie sich der Leidenschaft, Frechheit und Zügellosigkeit hingibt, was zu thun ihr völlig freisteht. Wunderbares, großes Volk, auf das beim Genuß der vollen Freiheit das Gesetz wie ein Zauberer wirkt und alle Schichten durchdringt, vom Königssohn bis zum Proletarier! Ich sah den Bruder des Königs aus seinem Wagen steigen im Regen auf offener Straße und dem Gerichtsdiener willig folgen, der ihn um eine vergessene Fünfschillingsschuld an einen Tagelöhner verhaftete; ich sah vor dem blauen Stabe des Konstablers versammelte Volksmassen von Zehntausenden sich ruhig auflösen und entfernen, die einen Augenblick vorher ihr Verdammungsvotum gegen Regierungsmaßregeln ausgesprochen hatten und durch die Reden der Volkstribunen auf's Höchste erregt schienen. Wunderbares Volk, das, in hundert Sekten gespalten, dennoch darüber einig ist, daß die Religion der Grundstein sei alles Lebens im Staate und aller Gesetzgebung; die Weihe jeder weltlichen Bestrebung, die Quelle aller Güter und selbst der Güter allerhöchstes. Wunderbares Volk, das sogar noch in der Aristokratie ein Element der Freiheit finden konnte, aber auch eine Aristokratie besaß, wie kein anderes: eine Korporation, in welcher das Ansehen, die Pracht, die Würde der Nation dem Ansehen, der Pracht und der Würde der Monarchie entgegentritt, welche die geschichtlichen Erinnerungen trägt, umhangen ist mit dem Ruhm und den Ehren Englands, und in der der edle Stolz, die anständige Würde, die unabhängige Gesinnung und das sichere Selbstgefühl ihren Ausdruck findet. Endlich der Wunder größtes: das Volk selbst, fest fußend auf der Selbstständigkeit der Gemeinde und auf dem klaren Bewußtsein und Verständniß seiner Rechte, geübt in der Vertheidigung seiner Interessen, bereit, für die Freiheit jedes Opfer zu bringen, geschützt durch die Oeffentlichkeit, durch Schwurgerichte in seinen bürgerlichen Rechten gesichert gegen jede Willkür und ermächtigt, Alles, was die Nation Aus-

gezeichnetes enthält an Talent, Erfahrung, Charakter, Gesinnung und Tüchtigkeit, zum Vertreter seiner Interessen zu erlesen und in das Unterhaus zur Kontrolirung der Regierung und zur Gesetzgebung zu senden. Willig erträgt das Volk die Last einer erblichen Krone, welche die Unverletzlichkeit heiligt und die ausgestattet ist mit allen Prärogativen, welche zur Handhabung der Macht im Sinne der Majorität der Volksvertretung nothwendig sind, über welche aber die öffentliche Meinung ihre Fittige ausbreitet, sie, welche Alles durchschaut, Alles durchdringt, Alles überwacht, Allem Leben verleiht, Allem Gang und Ziel anweist und bei dem ewigen Gähren und Zersehen, Aendern und Neugestalten im Weltreiche wirkt, wie ein Geist Gottes.

So ist diese Verfassung, welche als Magna Charta vor sechs Jahrhunderten im Tower geschrieben ward, in stätiger Entwicklung fortgeschritten bis auf den heutigen Tag, und selbst die Stürme der Revolution haben keine Gewaltthat an derselben gewagt. Sie wird darum von den Briten als ein heiliger, einseitig nicht aufzulösender Vertrag, abgeschlossen zwischen den vergangenen und den künftigen Geschlechtern, als der große Pakt aller Pakte, als die Quelle aller besondern Uebereinkommnisse angesehen, als ein Fideikommiß der Nation, von den Vätern ererbt und den Enkeln zu überliefern. Und weil ein Volk keine Eintagsfliege ist, sondern seine Lebensdauer nach Aeonen messen kann, wenn es nicht Siechthum und frühen Tod selbst verschuldete, darum ward für den Bestand dieser Verfassung das Prinzip allmähligler organischer Vervollkommenng angenommen. Je nachdem Zeiten und Verhältnisse wechselten und an dem Verfassungsbau das Wegräumen oder Hinzufügen einzelner Theile rätlich, das Entfernen von nutzlos oder unzweckmäßig erscheinenden Dingen nöthig machten, so wurden die Verbesserungen, dem Bedürfniß angemessen, vorgenommen; das Ganze aber ward erhalten und bewahrt trotz der Umwandlung einzelner Theile.

Und mit dieser alten und noch immer lebensfähigen Verfassung ist das kleine England so groß geworden, und es ist ein Staatsbau entstanden, der an Umfang den des Alexander und der römischen Cäsaren viermal, an Bevölkerung mindestens zweimal übertrifft, in allen Welttheilen seine Kammern hat und alle Meere zu seiner Domäne zählt. Sie war das Panzerhemd, unter welchem England den furchtbarsten Angriffen und den größten Fährlichkeiten jederzeit Troß geboten und sie besiegt hat. Der Abfall der wichtigsten Kolonien, ein dreißigjähriger Kontinentalkrieg in der Runde herum mit allen Mächten, die Handelsperre und in deren Folge große Vermögenszerstörungen, das Aufgebot der furchtbarsten Armeen, die gefährlichen Aufstände in Indien, die Jahre des Mißwachses und der Theuerung, die Arbeiterunruhen in den Fabrikdistrikten, hervorgerufen von der Verzweiflung des Hungers: — all diese entsetzlichen Krisen sind verlaufen ohne erheblichen Schaden für den Staat. Unter der Disciplin sei-

ner Verfassung erlangte der britische Nationalcharakter jenes Gepräge der Festigkeit, Kühnheit und Sicherheit, jenes durch nichts zu beugende stolze Selbstgefühl, jenen unerschütterlich ruhigen und klaren Verstand, jene Stätigkeit und Beharrlichkeit, welche andere Völker bewundern, ohne sie sich anzueignen, und eben die Verfassung ist als die rechte Mutter jenes festen, folgerechten Systems zu betrachten, das in allen öffentlichen Verhältnissen das nämliche Ziel stets fest im Auge hält und zu erreichen weiß. Canning's Wort im Parlamente: „Wenn ein britischer Schiffsjunge die Erde umsegelt, so weiß er, daß, wo man's wagte, ihm ein Haar zu krümmen, die Regierung seines Landes sich nie bedenken würde, ihm volle Genugthuung zu verschaffen, sei es mit Güte oder Gewalt“, das Wort trägt jeder Briten im Herzen, es steht ihm geschrieben auf der stolzen Stirn, und es ist seine Sicherheitskarte in jedem Winkel der Erde. Und dieses Sicherheitsgefühl, das wir Deutsche gar nicht fassen können, weil wir es nie gekannt haben, stählt seinen Unternehmungsgeist und hat bewirkt, daß er die übrige Welt, welche sein Schwert und sein Dreizaß nicht bezwang, sich tributpflichtig machte durch seinen Handel und sie überwand durch seine Industrie. Mit der Maschinenwelt, die der Briten kunstreicher Geist sich schuf, mit dem dienstbaren Heere der Dämonen, die des Feuers Flamme aus dem gebannten Wasser beschwört, mit dem Kapital, das, im Bunde mit diesen Kräften, das Ungeheuerste so leicht schafft, als wäre es Kinderspiel, legt er ein eisernes Band der Dienstbarkeit um die Erde und umspannt er alle Völker mit einem Netze, in dem sich Alle winden und Viele verbluten.

Aber an dieser so herrlichen Blüthenkrone nagen doch Würmer und das Verderben guckt aus unzähligen Reimen. Die britische Aristokratie ist seit ein Paar Jahrzehnten in einer ihrem Werthe und ihrer Achtung großen Abbruch thuenden Verwandlung begriffen. Sie fault gleichsam im Uebermaß der strogenden Säfte, sie wird unthätig, stolz, wegwerfend, übermüthig, geistlos, gemein; sie bringt sich mehr und mehr in schroffen Gegensatz zu den mittlern Klassen und hat sich vom Volke gänzlich geschieden. Der Klerus macht's nicht besser. Er entfremdet sich seiner frühern Stellung; des Nimbus gänzlich bar, und von der Idee seines Berufs verlassen, wird er täglich mehr vom Irdischen befangen, hinabgezogen zum politischen Faktionsleben, und träge, feist, prosaisch und profan, der Heuchelei in Glaubenssachen blind ergeben, drückt er das Pfaffenthum in seiner widrigsten Erscheinung aus. Die Wissenschaft, von der Kirche geknechtet, hört auf zu schaffen, und sie bringt, einige Disciplinen ausgenommen, schon lange nichts mehr hervor, was sie fördert. Sie verknöchert auf den Universitäten in der elendesten Pedanterie, ist nüchtern, stationär, todt, mechanisch geworden, richtet ihr Wirken fast ausschließlich auf das Nützliche; die Spekulation ist kraftlos, allem Fortschritt gram, sich selbst vernichtend. Die Gesetzgebung häuft ihre Akten zu Bergen an, —

Masse auf Masse seit Jahrhunderten, — so daß kein Mensch das Chaos mehr übersehen, der unzähligen Widersprüche, in welchen jeder Rabulist das klarste Recht umgarnen und ersticken mag, sich erwehren oder vor ihnen sich schützen kann. Auch der Bürgerstand ist nicht mehr, was er gewesen. Er ist nicht mehr die kompakte Masse voll Ehrenhaftigkeit und Kraft mit dem Gefühl der Unabhängigkeit in jedem Busen. Seitdem die Großindustrie an die Stelle des Handwerks und der kleinen Fabrikation getreten ist, hat sich die herzlose Klasse der Industriellen ausgeschieden, welche, jeder in seinem Kreise, eine drückendere Herrschaft üben, als der Ritter in der Feudalzeit über seine Leibeigenen. Die Handwerker sind diesen Tyrannen der Neuzeit größtentheils dienstbar gemacht worden, und das Verhältniß zwischen Meister und Gesellen ist übergegangen und ausgeartet in das des Herrn und seines Arbeiters: ein Band, das alles sittlichen Halts entbehrt und keinen andern Zweck hat, als den des gegenseitigen, gemeinen Vortheils, welcher beide Parteien zum ewigen Hader und zum immerwährenden Streit führt, in welchem List und Betrug ihre widerlichen Rollen spielen. Der lange Friede und der Habitus der Fabrikarbeiter begünstigen fort und fort die Vermehrung der Bevölkerung, und gleichzeitig schreitet die Kunst weiter, Menschenhände entbehrlich zu machen durch die Automaten der Mechanik, welche sich mit jedem Jahre mehr der Gewerbe bemächtigen. Der Boden des Landes ist seit Jahrhunderten besetzt, Alles, was kulturfähig ist, hat seinen Bebauer gefunden, und Gewerbe und Handel werden täglich mehr außer Stand gesetzt, alle die aufzunehmen und zu beschäftigen, welche Arbeit begehren. Aber dadurch ist den Besitzenden allmählig ein furchtbarer Feind erwachsen, dessen Gestalt drohender und entseßlicher wird mit jedem Tage. Das Proletariat, zu dem sich die Hintersassen des Grund und Bodens gesellen, jene kleinen Pächter, welche die Aristokratie, seitdem sie das Geheimniß einer größern Rente durch eigene rationelle Bewirthschaftung ihrer Güter entdeckt hat, jährlich zu Tausenden von dem Boden jagt, welchen der Ausgestoßenen Aeltern und Urgroßältern bebaut und gepflegt haben. Wie so die Landaristokratie wirkt für die Vermehrung des Proletariats, so thut es die Aristokratie des Kapitals, jene zahlreiche Klasse von Rentnern nämlich, welche die ungeheuere Staatsschuld Englands geschaffen hat, und die, ohne sich selbst irgend einer Arbeit zu unterziehen, ihr Geld in der Volkswirthschaft für sich arbeiten lassen. Diese Leute haben nur ein Interesse im Staate: d. i. daß die Staatszinsen regelmäßig bezahlt werden, und ihre größte Sorge ist die, daß dies nicht geschehe. Sie sind daher gegen jede Geld erfordernde Verbesserung im Staate, gegen jede großartige, durchgreifende, aber kostspielige Maßregel und machen Phalanx gegen die Regierung, sobald diese Miene macht, sich in Unternehmungen einzulassen, die den Staatsseckel auf eine Weise in Anspruch nehmen, die ihr Interesse, — die Zinszahlung, — benachtheiligt. Deshalb konnte der Plan

zur Umwandlung des heimischen Proletariats in ackerbauende Kolonisten und Landeigenthümer, mittelst der Auswanderung nach Kanada u. auf Staatskosten, so oft er auch angeregt und von den weisesten Staatsmännern als Radikalkur empfohlen wurde, nie durchgesetzt werden; denn die 50 Millionen Pfund Sterling, die zu dessen Ausführung nöthig waren, konnte der Staat nicht aufbringen, ohne für den Staatszinsrentner Besorgniß zu erregen. Gingegen ist die einflußreiche Menschenklasse eine stets bereitwillige Helferin zu jeder tyrannischen Maßregel und zu jeder das Volk bedrückenden und aussaugenden Steuerlast, wenn nur die äußere und innere Ruhe und die erforderliche Höhe der Staatseinnahmen und dadurch ihr Zinsempfang gesichert bleibt.

Auch hier bewahrheitet sich der alte Satz: „nur wer für das Volk und mit dem Volke arbeitet, hat für das Volk ein Herz.“ Jene Klasse der Rentner, welche durch die fortwährende Vermehrung der Staatsschuld stets wächst, sie, die bereits die Hälfte der ganzen Einnahme des Reichs vornemweg in ihre Tasche streicht, wird das Wohlfsein des Staats immer nur nach dem Kurszettel beurtheilen, und je mehr dem Volke ausgepreßt wird, je mehr die Staatseinnahmen steigen, je wohler fühlen sie sich, und ihre eigene Behaglichkeit ist, nach ihren Begriffen, identisch mit dem Staatsglück. *L'état c'est moi*, — sagt jetzt das Kapital in England eben so wahr, wie der vierzehnte Ludwig einst in Frankreich sagte.

Im „Proletariat“, diesem Dämon der Neuzeit, welcher wie der Geist der Rache und Vergeltung in den alten Staatsgebäuden Europa's umgeht, ist gleichsam ein nachgebornes Volk im Volke erwachsen. Es findet nirgends ein Kämmerchen für sich übrig, denn jedes Plätzchen im Staate war lange vor seiner Geburt besetzt und verliehen. Es findet auch im Rechtsstaate keine Rechte für sich; denn die alte Verfassung Englands konnte nicht berücksichtigen, was noch nicht geboren war. Das Proletariat ist das Findelkind der Zeit, welches Vater und Mutter in England verleugnen, wie überall. Aber rechtlos, wie es ist, macht es um so entschlossener seine Ansprüche auf Gleichberechtigung geltend und verlangt ungestüm die Zulassung zu dem großen Vertrage der Nation. Das britische Proletariat, in dem Sumpf moralischer Entartung und physischen Elends erwachsen, ohne Bildung, den rohesten thierischen Leidenschaften ergeben, ist eine furchtbare Macht, die in einem entsetzlichen Grade anwächst und zu einem socialen Umsturz noch unaufhaltsamer hindrängt, als das Proletariat in Frankreich und Deutschland; denn in England stehen die Kontraste sich viel schroffer und unveröhnlicher gegenüber. Der hochmüthigste, kolossalste Reichthum stellt sich dort der drückendsten Armuth der Proletariernmassen frecher, unbarmherziger und herausfordernder gegenüber, als anderswo, und füllt die Gemüther mit grenzenloser Erbitterung. Die Aristokratie des Grund und Bodens, eben so geängstigt wie der Tyrann Kapital durch den Andrang des Proletariats, und koncentrirt in jener

gescheidten ministeriellen Oligarchie, die, eingeweiht in alle Künste der Despotie, nie um Maßregeln zur Erhaltung ihrer Macht verlegen ist, stellt den stürmenden Massen den Wall des Gesetzes, der stehenden Heere, die Bestechungskünste, das Spionierwesen und die sonstigen Mittel der Staatsgewalt entgegen. In dem Maße, als die Forderungen des Proletariats sich steigern, steigert sich die Härte des Widerstands: man opfert, — und das ist's gerade, was am Ende zum Bruch führen und die Katastrophe unvermeidlich machen muß, dem Prinzip der Erhaltung das Prinzip der Verbesserung auf. Dadurch aber ist die organische Fortentwicklung des britischen Staatslebens in's Stocken gerathen und an seine Stelle trat Verknöcherung. In solcher Lage aber kann ein Staat nicht bleiben, in welchem eine so frische und gewaltige Kraft, wie die des britischen Proletariats, ohne Unterlaß sich rührt und wirkt. Eine Socialrevolution, die Alles unwirkt, muß und wird kommen. Wenn die Spannung zum höchsten Punkt gelangt ist, plagt's; die Explosion wird die Welt erschüttern und der auseinandergerissene Staat die Erde bedecken mit seinen Trümmern. Schon werden die Stadien, näher dieser Katastrophe, immer kürzer, und schon stehen die Dinge (noch mehr in Irland, als in England) so, daß es dem Proletariat nur an einigen großen, charakterstarken, kühnen Häuptern fehlt, um den gewaltsamen Ausbruch herbeizuführen und mit ihm einen Kampf hervorzurufen, welcher, würde er auch noch vielmal unterdrückt, doch nicht eher enden wird, als bis das größte, bewundernswürdigste Werk menschlicher Weisheit, zu dessen Gestaltung ein Jahrtausend nöthig war, von der Erde verschwunden ist.

Aus dem dunkeln chaotischen Zwiespalt der Gegenwart flüchtet mein Seherblick zurück auf das stille, friedliche Bildchen, die Wiege all dieser bedrohten Größe und Pracht, — auf den Ausgangspunkt meiner Betrachtungen. Diese sind zu Ende, und was übrig bleibt, ist das beschreibende Wort.

Der Tower von London ist die älteste Residenz der britischen Könige seit der normännischen Eroberung. Der eigentliche Palast, der sogenannte weiße Thurm, ist jenes hohe Viereck mit den vier Eckthürmchen. Er wurde von Wilhelm dem Eroberer im Jahr 1078 auf der Stelle errichtet, wo einst die Burg der römischen Statthalter gestanden hatte, und noch führt ein sehr altes Gebäude den traditionellen Namen: Cäsars Thurm. Der Tower liegt am östlichen Ende der Londoner Altstadt (der City), von der Themse durch einen schmalen Steinwall geschieden. Er ist mit Wällen, Bastionen und einem tiefen Graben umgeben, welcher aus dem Ströme Wasser durch einen Kanal empfängt. Außer dem Palaste enthält er eine Kaserne für die Besatzung und die Wohngebäude der vielen Beamten. Jene bilden ein Paar kleine, enge Straßen. Die Form des Grundplans ist rund, der Durchmesser etwa 1100 Fuß, der Umfang  $\frac{1}{4}$  Stunde. Die kleine Besatzung, deren Zahl ohne Genehmigung des Londoner Stadt-

raths nicht vergrößert werden darf, wird täglich gewechselt. Zahlreicher als die Soldaten sind die Kanonen, welche ihre schwarzen Rachen aus den Schießlöchern der Mauern und von den Bastionen auf Stadt und Hafen richten. Auch auf der Terrasse an der Themse stehen 60 Stück von großem Kaliber. Es sind „gute alte Jungen, die Keinem ein Leid anthun“, sagt der Londoner Bürger, und in der That haben sie seit drei Jahrhunderten, trotz allen Volksaufläufen und Tumulten, nur die Anzahl der Wochenbetten der Königinnen ausgerufen, oder Kronenträger begrüßt oder Toaste bei Nationalfesten begleitet. In England wird der Pöbel nicht alsbald mit Schrapnels regaliert, wie der Pariser, der Berliner und Wiener, wenn er Krawall macht. Als ich im Jahre 1817 den Demokraten Hunt mit seinen Hunderttausenden durch die Straßen der Weltstadt ziehen sah, von einem Ministerhotel und einem Königshause zum andern, da verschlossen die Kasernen ihre Thore, die Minister bezahlten die zerbrochenen Scheiben, und kein Soldat war zu sehen; am andern Tage sprach Niemand mehr davon, so wenig machte man daraus. Ich sah dem damals allmächtigen Castlereagh, welcher zufällig in eine solche Demokratenversammlung gerathen war, die Pferde seines Wagens ausspannen und ihn selbst unter dem „höllischen Gelächter“ der zahllosen Menge auf eine Tonne heben, die auf einem umgestürzten Karren stand, Hunt gegenüber, damit er eine Rede an die Versammlung halte, — und der erste Minister (den Stern auf dem Kleide), that's mit lächelnder Miene, und er empfing, während er es that, die Würfe des Pöbels mit faulen Eiern und Orangen kaltblütiger, als die Lind Sträuße und Blumenfränze. Und da der Mann gesprochen hatte, so hörte er, fest, ruhig und mit untergeschlagenen Armen, seines demagogischen Gegners Antwort an, der auch auf einem Faß ihm gegenüber stand und mit geballter Faust gegen ihn gestikulirte, wie ein Vorer. Von Niedersäbeln und Niederkartätschen, von Einkertern, vom Anklage- und Untersuchungsjammer war keine Rede. Am Abend hörte ich den Minister im Parlament sprechen, so unbefangen, als käme er aus dem Geheimen-Rathe. Am andern Morgen aber hing Castlereagh „als Volksredner“ zu Kauf für „einen Penny“ in allen Bilderläden aus; man lachte und die Geschichte war vergessen.

Der Tower hat schon seit einigen Jahrhunderten aufgehört, eine königliche Residenz zu sein. Die Säle und Räume des Schlosses dienen jetzt zum Zeughaus: die hier aufgespeicherten Vorräthe an Waffen und Monturen sind hinlänglich zur Ausrüstung von  $\frac{1}{4}$  Million Krieger. In einem Raume, dem 345 Fuß langen ehemaligen Bankettsaale, sind die Waffen für 150,000 Mann aufgestellt. Andere Säle enthalten die Trophäen der britischen Siege in allen Welttheilen und aus allen Zeiten; einer die Rüstungen der englischen Könige und Heerführer, von Eduard I. (1272) an bis zu Jakob II. (1685). Der eigentliche Löwe des Tower ist aber die Kronschatzkammer (Jewel office), wo die Regalien bewahrt und







Jedem gezeigt werden, der sie sehen will. Sie ist ein dunkles Gewölbe, zu dem schmale Gänge führen, die mit starken Eisenthüren verwahrt und stets bewacht sind. Sie werden hinter jedem Besucher wieder verschlossen. Die Schatzkammer selbst ist glänzend erleuchtet, in der Mitte aber durch ein starkes Drahtgitter geschieden, hinter welchem die Kustoden stehen und auf mit Sammet beschlagenen Tafeln die in Schränken liegenden funkelnden Flitter der Monarchie den vor dem Gitter harrenden Besuchern zeigen. Da schauest du die goldenen Zuchtsstöcke für die Völker, die Scepter, sammt Reichsapfeln und goldenen Sporen zu Duzenden, die Kronen zu Haufen, und mit den Reichsschwertern könnte man eine halbe Compagnie wehrhaft machen. An goldenen Tischgeschirren, Salzfassern, Kommunionfelsen und Hostiensachteln ist kein Mangel, und selbst die Smaragdschale für das heilige Del fehlt nicht, mit dem der Herr oder die Herrin „von Gottes Gnaden“ gesalbt werden. Nirgends in der Welt ist ein solcher Schatz kostbarer Steine beisammen zu sehen, als hier, und in dem Kerzenlicht strahlen sie in tausend Farben: und doch nicht halb so schön, als an einem kalten, hellen Weihnachtsmorgen der frischgefallene Schnee im Sonnenlicht! Die Diamanten in den Kronen dauern länger, ein Paar Jahrtausende vielleicht: sind diese aber mehr als — Augenblicke auf der Uhr der Ewigkeit? Eben so herrlich und vielleicht noch viel herrlicher waren die Kronschätze des Cyrus, des Alexander, der assyrischen und ägyptischen Herrscher; und was ist aus ihnen geworden? Sie sind verschwunden mit ihren Reichen und ihren Völkern, und nichts ist übrig, als ein Paar Todtenhügel ihrer Städte und ein Paar welcke Blätter im Geschichtsbuch. So wird auch die Zeit kommen, wo die Steine aus den Kronen des britischen Weltreichs gebrochen werden und die Scepter und Reichsapfel in die Schmelztiiegel wandern und auf dem Schutthügel des Tower liegen weiden und Hirten Weisen singen in Sprachen, die noch nicht geboren.

---

## Der Kyffhäuser in Thüringen.

---

Dies ist der Erinnerungsbilder eins aus jenen grünen Lenxmonden meines Lebens, auf die ich hinschaue, wie auf den Frieden eines heimlichen thüringer Thalgründchens, über das der blaue Himmel seinen Glanz gebreitet hat. Ein solcher Bilderkreis, froh, rein, unschuldig, ist eine heilige Mitgift für's ganze Dasein, und Jeder, der ihn hat, sollte öfters hineinschauen; er sollte der erquickende Morgenthau für jeden neuen Tag sein.

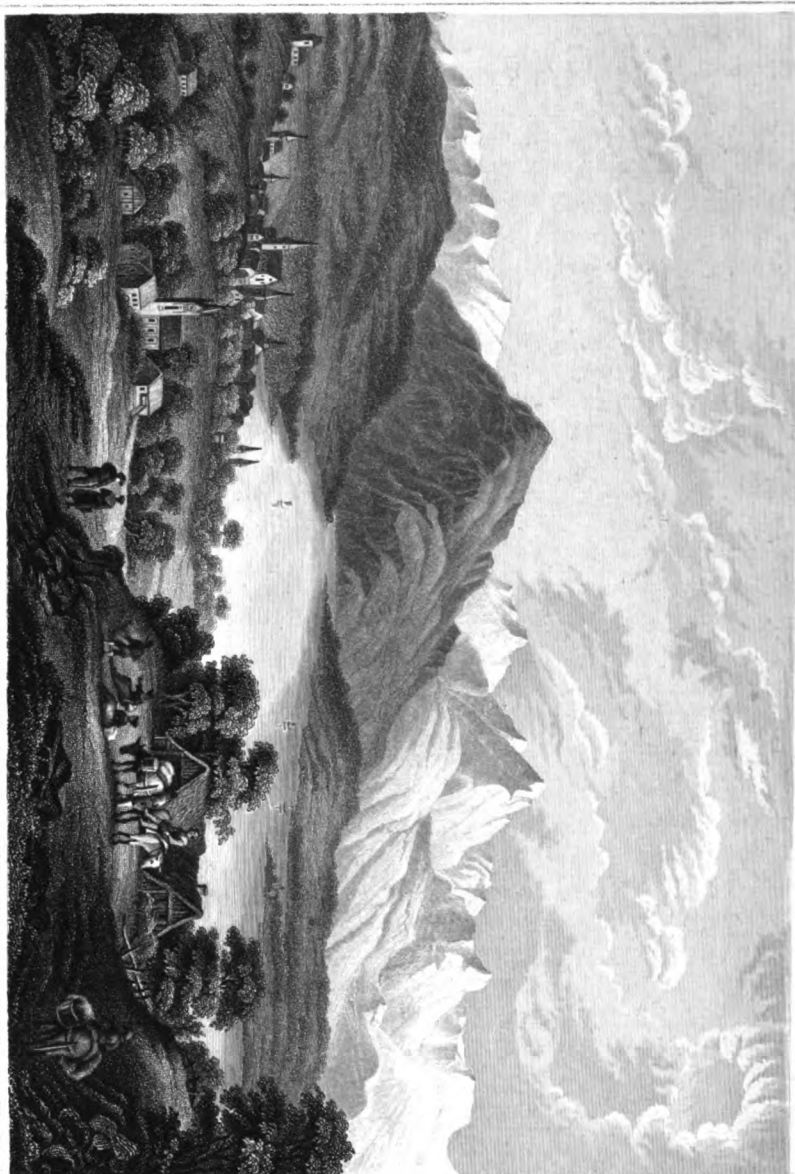
Ich gedenke meiner ersten Wanderung zur alten Kaiserburg so lebhaft, als wäre sie gestern geschehen. Sie war der erste weitere Ausflug des Knaben, und sie erschien ihm größer, als dem alten Manne jetzt eine Reise auf den Aetna oder zu den Katarakten des Nils erscheinen würde. Das Herz klopfte mir, als ich auf der Höhe hinter Frankenhäusen zum ersten Mal den Thurm des Barbarossa deutlich aus dem Grün seines Berggipfels emporragen sah, und seine Riesengestalt sich am blauen Himmel genau abzeichnete. Als ich das Rathfeld hinauf durch den hohen Eichwald trollte, da dünkte mich's, ich ging' in einem Bardenhaine, und das ernste feierliche Rauschen des Windes in den Wipfeln goß Schauer der Ehrfurcht in meine junge Seele.

Oben war Seligkeit! Es schwelgten die Gedanken, es waren meiner Phantasie die Flügel gelöst. Alle die alten Mauerbrocken und Reste eingesunkener Gewölbe setzte ich zu den Hallen und Thoren des stolzen Kaiserschlosses zusammen, und Friedrich, inmitten seiner Ritter, stand vor meinen Augen wie der Held eines Hünengeschlechts. Die Geister der Volksfage sah ich um jeden Stein tanzen, den Hauch der Legende jeden Dornstrauch umwehen, und neugierig froch ich in jede Vergöfhnung, welche wandernde Venetianer und Zigeuner, gierig nach vergrabenen Schätzen, gemacht hatten, um den unterirdischen Thronsaal zu erspähen, wo der verzauberte Kaiser sitzen soll, harrend auf den Ruf seines Volks, mittlerweile ihm der rothe Bart durch den Steintisch gewachsen ist. In jenen Tagen schleppte Deutschland am Joch des Korsen, und die Zeit gab der Sage eine nähere Bedeutung. Das Jahr 13 kam und hat das Volk betrogen; das Jahr 48 ist dagewesen und hat den Zauber nicht gelöst. —

Die erste Erbauung der Kaiserpfalz auf dem Kyffhäuser reicht in die Zeiten, wo Geschichte und Tradition sich vermengen. Wir wissen nur mit Sicherheit, daß sie der große Hohenstaufe, der die Burg lieb hatte, beträchtlich erweiterte. Als die Schlacht am Welferholze die Macht Kaiser Heinrichs V. brach, fiel nach dreijähriger Belagerung die Feste in die Hand der rebellischen Reichsbeamten, und erst nach Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und des Landfriedens durch Rudolf, den Habsburger, wurde sie wieder ein Reichslehen und als solches dem Grafen von Weichlingen-Rothenburg zur Obhut gegeben, aus dessen Hand sie später an's Haus Schwarzburg kam. Dieses erbaute die einst berühmte Gnadenkapelle der Muttergottes, welche die Wallfahrerzüge anlockte, bis die Reformation dem frommen Aberglauben ein Ziel setzte. Die Burg, welche man nicht mehr der kostspieligen Ausbesserungen für werth achtete, verfiel von dieser Zeit an rasch, und jetzt ist nichts übrig von ihr, als niedriges Mauerwerk und das hohe Viereck des Barbarossathurms, den Eichen und Immergrün umschlungen haben.

Die Zinne des Thurms ist in unsern Tagen zugänglich gemacht worden, und sie lohnt ihren Besucher durch einen unvergleichlichen Ausblick





ZUGANG ZUR SCHWEIZ  
in der Schweiz

Ansicht der Kantone der Schweiz in der Schweiz.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.





in das thüringer Land, dessen Perle, die goldne Aue, mit ihren Klöstern, Flecken und Dörfern, unmittelbar zu seinen Füßen liegt. Köstlich ist der Sonnenuntergang von diesem Punkte an hellen Sommerabenden. So herrlich stirbt kein Held, als ich sie einst in den goldnen, unermesslichen Fruchtsfeldern, ihrer Segnungen Werk, entschlummern sah.

---

## Der Zuger See in der Schweiz.

---

Dreimal heilig ist mir Zug's stille, klare Fluth: denn Tell's Ith ward auf ihr geboren und sein Kirchlein steht an ihrem Ufer. Seitdem die Geistersonne der Freiheit ihre ersten Aufgangsstrahlen blutigroth über Zug's Gewässer geworfen hat, seitdem ist sie höher und immer höher gegen den Zenith heraufgestiegen. Schon leuchtet sie vielen Völkern, schon spiegelt sie ihr Bild in vielen Meeren, und in mehr als einem Welttheile schimmerts auf den Auen im Morgenthau. Darum sei gepriesen, o See, an dem die Freiheit die ältesten Jubelfeste feiert.

Der Zuger See ist unter den bekannteren schweizer Wasserbecken der Alpen der kleinste. Er ist vom Vierwaldstädter See nur durch eine sehr schmale Landzunge geschieden. Weil er überall von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, so hat er etwas Düsteres, Schwermüthiges in seinem Wesen. Nur beim Städtchen Zug, an der Nordseite, wird die Landschaft heiterer. Der Kanton, dem er den Namen gibt, gehört zu den ältesten der Schweiz. Er ist der kleinste von allen: denn sechs Quadratmeilen groß, bleiben ihm, da davon der See vier einnimmt, nur zwei Geviertmeilen Land übrig. Gleichwohl hat das kleine, streng demokratische Gemeinwesen schon ein halbes Jahrtausend fest bestanden, und die Menschen, meistens Alpenhirten, leben hier, bei großer Einfachheit der Sitten und von Abgaben nicht bedrückt, glücklich und zufrieden.

Von dem Zuger See steigt der 7000 Fuß hohe Rigi steil empor. Es wird dieser Berg jährlich von 30 bis 60,000 Reisenden besucht, und die Fahrt auf seinen Gipfel knüpft sich mit einer auf dem See gewöhnlich zusammen. Der Weg geht vom Ufer fast treppenartig aufwärts, unter dichtem Waldschatten hin. Im Sommer ist er herrlich! Dann überall rieselnde Quellen, duftende Blumen und schmetternder Vögelgesang. Herkömmlcher Weise rasten die Rigiwanderer, die vom See her aufsteigen, unterhalb der Kuppe am Kapuzinerkloster, wo nicht weniger als fünf

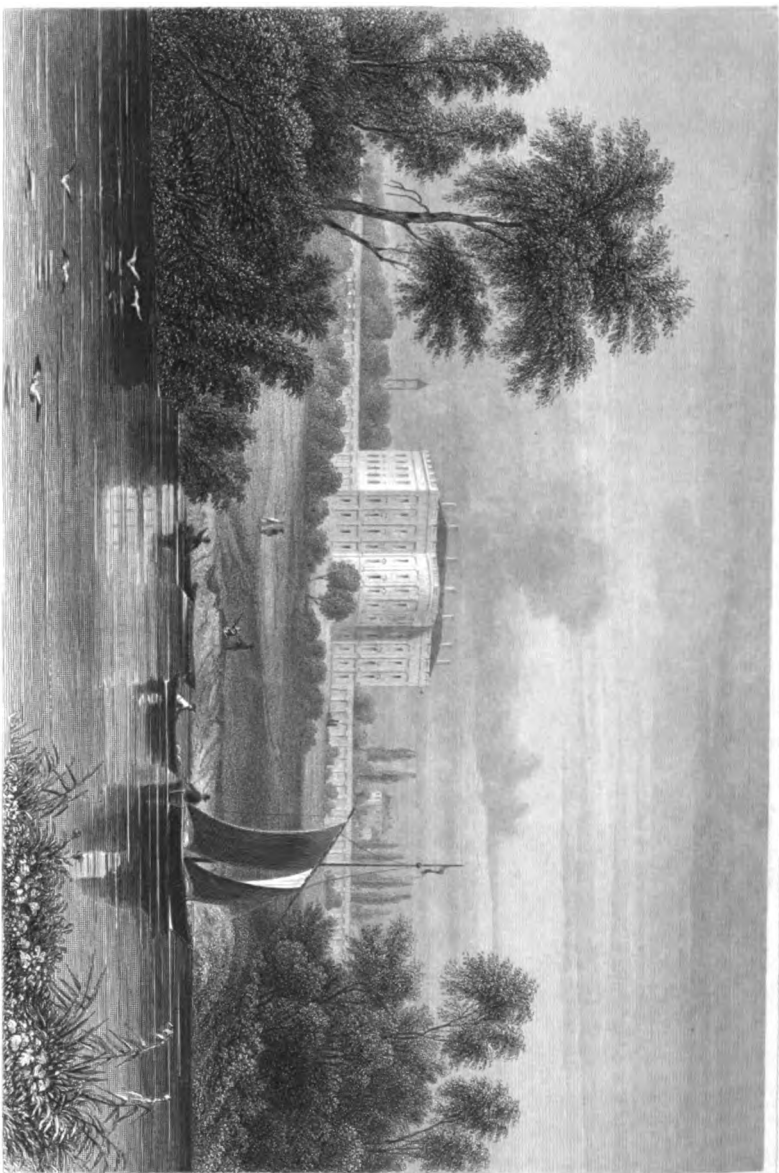
Wirthshäuser stehen, und vollenden den Weg nach dem Rigi-Kulm, d. h. der höchsten Spitze des Bergs, am andern Morgen, ehe der Tag graut, bei'm Geleite einer Laterne, um vor Sonnenaufgang oben zu sein. Hat man den rechten Augenblick zur Abfahrt gewählt, und das Glück, einen hellen Morgen zu treffen, dann steht man bald nach der Ankunft oben den letzten Schleier der Dämmerung sinken, und zwischen den weißen Nebelfloren in Osten die ersten goldnen Strahlen des jungen Tages zucken. Glänzende Rosengluth überzieht allmählich Berg und Thal. — Wohl dir, wenn dich nicht, wie es leider! meist der Fall ist, der Lärm und der schale Witz roher Gesellen stört, und du die majestätische Herrlichkeit des Sonnenaufgangs in Gemeinschaft der großen Natur in stiller Andacht mitfeiern kannst. Schöner sieht man das prächtige Schauspiel von keinem Punkte der Erde.

Folgt dann die Helle des Tags, so entzückt dich eine unermessliche Aussicht. Du siehst die Hochalpen der Schweiz im weiten Halbkreis, der fast zwei Drittheile des ganzen Horizonts einnimmt. Alle ihre Häupter strahlen, wie in Glorien. Dann die zwölf blauen Seen in der Tiefe. Nordwärts ist Hügelland, mit prangenden Auen, Feldern und Wäldern, mit vielen Strömen, Städten, Flecken und Dörfern, den tausend Weilern, den Schlössern und Burgen: — Alles ist so klar, man hat das weite Land wie eine kolorirte Reliefkarte vor sich. Der Jura, die Vogesen, der Schwarzwald bilden den Rahmen auf dieser Seite. Das Ganze ist ein Panorama, an Umfang ungeheuer, an Herrlichkeit unaussprechlich. —

Unterm Kulm steht ein Wirthshaus; dahin zieht die Wandererschaaer zum Frühstück, wenn die gesättigte Seele dem Körper sein Stimmrecht gönnt. Das Haus ist weit; doch kann es oft die Menge nur zum kleinsten Theile fassen. Vom Kulmwirthshause neigt sich der Weg allmählich und anmuthig unter der mannichfaltigsten Aussicht drei Stunden lang hinab zum See, wo stets Nachen der Kommenden harren, um sie nach einer der vier Waldstädte zu rudern, oder an der Landzunge zu landen, von wo der Weg, an Tell's Kapelle vorbei, zurück nach Zug führt.

---





SMOKE AT THE WHITE HOUSE

# THE PRESIDENT'S HOUSE

WASHINGTON

THE WHITE HOUSE, WASHINGTON

THE WHITE HOUSE, WASHINGTON

Homer unter den Dichtern, Newton unter den Physikern, Luther unter den Reformatoren, Leonidas und Winkelried unter den Helden der alten und der neueren Zeit. Washington ist kein Maß für die Uebrigen. Demungeachtet kann die Republik zufrieden sein, denn welches andere Land könnte den zehn amerikanischen Präsidenten zehn an Verdiensten ebenbürtige Regenten in ununterbrochener Reihe an die Seite stellen?

Für das System der Selbstregierung selbst ist damit allerdings wenig bewiesen. Aber dies Wenige ist doch immer Etwas. Wir wissen Alle, daß der Republikanismus die Menschheit nicht besser macht; doch er fördert im Menschen das Bewußtsein der Menschenwürde. Mehr darf man nicht erwarten. Dagegen zeigt auch das amerikanische Leben, daß die Selbstregierung dem grassirenden Egoismus die Schranken öffnet, und der Einzelne dieselbe allzuhäufig nur auf Kosten des Allgemeinen zu benutzen trachtet. Sie hindert nicht, daß er sich in niedriger Weise und für niedrige Zwecke entwickle; aber sie hindert ihn doch, daß er sich in Korporationen vergesellschaftet, daß er herrsche, unterdrücke und verewige. Sie läßt ihn nicht ausschließlich werden, wie in der alten Welt, wo er Standes- und Ehrenrechte erhält, sie läßt ihn nicht fortdauern durch Erblichkeit. In der Republik ist sein Wirken wie gesagt vorzugsweise auf das Individuum angewiesen. Er beginnt und endigt mit dem Leben; er tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Er hat weder Raum noch Zeit genug, ungeheure Dimensionen anzunehmen und trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. In der Republik hat die Person alle Verantwortlichkeit für ihr Handeln auf sich zu nehmen, nicht der Stand, nicht die korporative Genossenschaft. Der Egoismus des Adels z. B. kann in Europa die für den Staat verderblichsten Zwecke als Stand verfolgen, ohne daß dafür dem Einzelnen seiner Angehörigen ein Makel, ein Vorwurf, eine Verantwortlichkeit erwachse; ein absoluter Fürst, der seine Krone wie ein Gut betrachtet, das ihn von seinen Vorfahren überkommen ist und das er an seine Erben mit ungeschmälerten Herrscherrechten übertragen soll, kann sich in bewegten Zeiten, wo solche Rechte gefährdet sind, die grausamsten Mittel erlauben, um sie in Kraft zu erhalten; er kann im Gebrauch dieser Mittel sein Land verderben, sein Volk elend und unglücklich machen und sich doch für einen pflichtgetreuen Fürsten halten, der nur sein Recht und Gerechtigkeit übt. Wer kontrollirt das Urtheil der Könige? Gegen den Irrthum ist kein Mensch, auch der weiseste nicht, gesichert, und vielleicht ist der Irrthum Niemand zugänglich und verzeihlicher, als Einem, der über Allen steht und welcher stets auf sein eigenes Urtheil hingewiesen ist. Man fordert von den Fürsten, sie sollen hinabsteigen in den dunkeln Schacht des eigenen Herzens, dort das taube Gestein von dem Golde zu scheiden; man wundert sich, wenn sie manchmal das Werthlose an den Tag fördern und das Gold mit Füßen treten. Sie müßten ja Halbgötter sein, wenn es anders wäre!

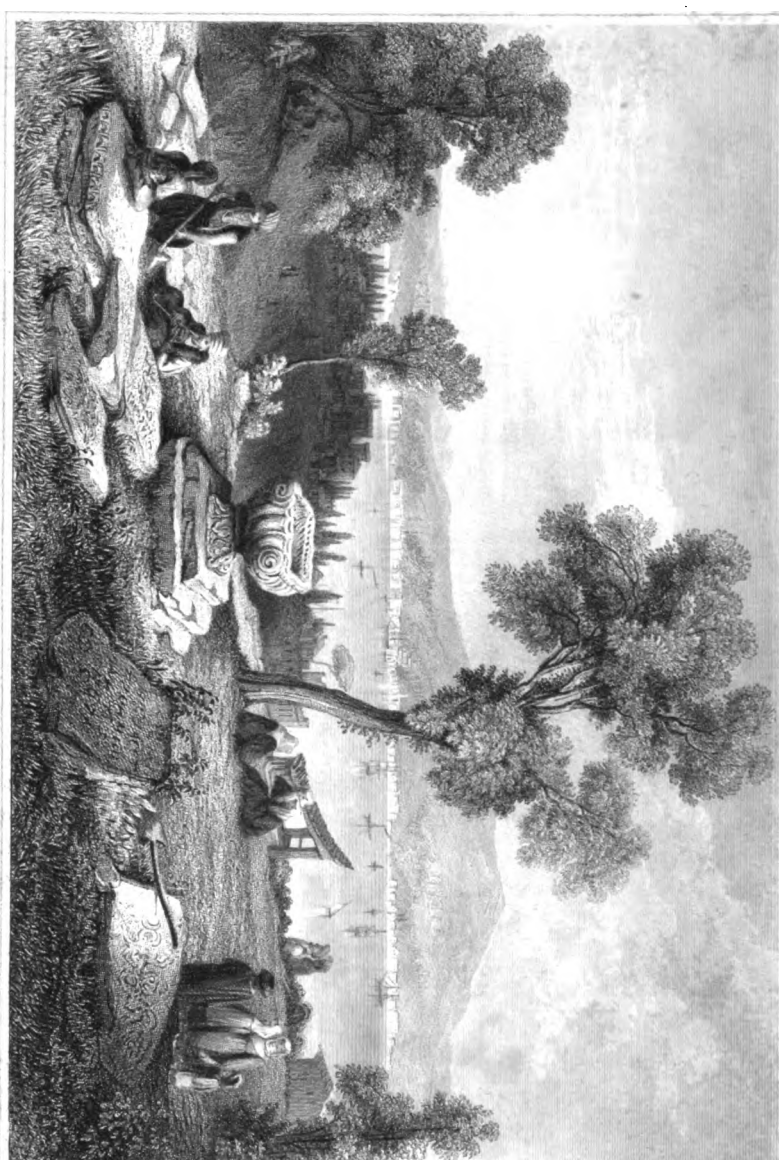
Das Leben im weißen Hause ist einfach und anspruchslos wie das Haus selber, — so, wie es sich bei einem republikanischen Volke ziemt. — Keine Polizeibeamten umschwärmen in hundert Verkleidungen die Avenüen; keine Garden und Schilderhäuser belagern die Eingänge; keine Livreen glänzen in den Corridors; keine Kammerherren und Kammerdiener hüten die Vorzimmer; keine prunkenden, zeitraubenden, ehrfurchtgebietenden Ceremonien und Aufzüge leiten die Audienzen ein oder verkündigen das öffentliche Erscheinen des ersten Magistrats einer gaffenden Volkschaar. Der Präsident hat seine bestimmten, bekannten Arbeitsstunden; ein Jeder achtet sie und Keinem fällt es ein, ihn während derselben mit seinem Besuche zu behelligen. Zu jeder anderen Zeit sind seine Zimmer denjenigen offen, die ihn sprechen wollen. Es bedarf dazu keiner Introduction, keines Audienzgesuchs; Jeder ist sein eigener Ceremonienmeister und stellt sich selbst vor. Trotz dieser Freiheit und Ungebundenheit hat sich der Präsident selten über eine Zudringlichkeit zu beklagen; das Volk weiß: der Mann hat viel zu arbeiten, und die Neugier wagt es nicht, ihn um seine Zeit zu betrügen. Nur an den Nationalfesten, am 4. Juli, dem Jahrtage der Unabhängigkeitserklärung, an Washington's Geburtstage, und wohl auch am 1. Januar, strömen die Schaaren der Bürger nach dem weißen Hause, um ihren Regenten ohne Krone zu begrüßen und ihm die Hand zu drücken. Bei solchen Anlässen gehen Anstand und Herzlichkeit stets zusammen. Die Furcht, welche Knechte macht, hat daran keinen Theil. Leichten Herzens sonnt sich der Präsident an der freiwillig dargebrachten Huldigung des freien Volks, freut sich der Zeichen allgemeiner Zuneigung und Achtung, und genießt den Feiertag mit Lust, der ihn für viele Werkeltage lohnt. Von den Regenten im Purpur beneidet er keinen, auch nicht den glücklichsten.

Während der Sitzungsperiode des Kongresses hat der Präsident ein oder zwei Mal die Woche die mit seiner Stellung verknüpften Repräsentationspflichten zu erfüllen. — Ein diplomatisches Diner versammelt dann die einheimischen und fremden Notabilitäten im weißen Hause, und was die Damenwelt von Washington an Auszeichnung, Schönheit und Liebenswürdigkeit besitzt, ist des Abends um die Frau Präsidentin im Ballsaale vereinigt. Um bei diesen Gelegenheiten allen Rangstreit zu vermeiden, hat die republikanische Praxis die alphabetische Ordnung eingeführt, d. h. die Eingeladenen rangiren sich nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen. Der launige Zufall bringt da manche ergötzliche Nachbarschaften zusammen. Der Botschafter des Czaren, strogend von Goldborten und strahlend von diamantenen Sternen, kommt vielleicht neben den schwielenhändigen Farmer und Deputirten des fernen Westens zu sitzen, ein rothhäutiger Abgesandter seines Stammes aus dem Felsengebirge ist das vis-à-vis vom bevollmächtigten Minister des Kaisers von Oesterreich; der glatte, redselige Gesandte Frankreichs hat den schwarzen

Chargé d'affaire seiner Majestät *Faustins I.* zur Seite; der Konsul irgend eines *Heinrichs Nr. 70* oder *80* aus *Neußenland* zündet behaglich seinen silberbeschlagenen Meerschäumkopf an derselben Kerze an, an welcher der tätowirte *Winnebago*häuptling die Friedenspfeife ansteckt. Trotz dem geht es, wenn auch weniger ceremoniell und steif, doch nicht weniger anständig zu, als unter dem Scepter der strengsten Etikette an der kaiserlichen Tafel zu *St. Cloud* oder in der *Wiener Hofburg*, und die gelegentlichen Verstöße irgend eines Gastes aus den *Hinterwäldern* oder aus den *Wigwams* am *Missouri*, der vielleicht zweimal Suppe fordert und Pasteten mit dem Löffel ißt, werden so wenig beachtet, als der Mangel an Feinheit und Gewandtheit in der Konversation bei einem Tischgenossen, der kaum 50 englische Worte radebrechen kann, oder dessen Mittheilungsvermögen gezwungen ist, sich auf die Zeichensprache zu beschränken.

Das Winterquartal ist die Saison für die *Rever's* des Präsidenten. Wie die *Reunions* an unsern kleinen Höfen, versammelt das *Rever* einen weitem, weniger scrupulös gewählten Kreis von Personen in den Bibliothek- und Konversationssälen des weißen Hauses zur zwanglosen Unterhaltung über Politik, Kunst und Wissenschaft. Ein Ball oder Concert knüpft sich daran und kürzt die Stunden des Abends. Der einfache schwarze Frack ist für die Männer bei solchen Gelegenheiten das Gala-kleid; nur die fremde Diplomatie erscheint in Uniform; sie stolzirt einher wie die Pfauen unter den Raben. An den Glanz eines Hofballs in den *Tuileries* oder in *St. James* ist freilich niemals zu denken; aber die Summe des Vergnügens für die Gäste ist darum nicht geringer. Das „*East Room*“ (der Ballsaal) ist mit Geschmack, obschon sehr einfach, ausgestattet. Keine Vergoldung blendet das Auge, keine kostbaren Gemälde schmücken die mit weißem Marmor getäfelten Wände. Es ist einleuchtend, daß der Reiz der Bälle im weißen Hause viel von den Eigenschaften der Dame abhängt, welche die Ehren des Hauses, als Wirthin, empfängt und ausgibt. Nicht allen großen Männern hat das Schicksal Frauen zugetheilt, begabt mit dem Talente der Repräsentation in der Gesellschaft, und nicht alle amerikanischen Präsidenten waren so glücklich wie *Washington* und *Madison*, deren Gemahlinnen durch Geist und Anmuth zum Mittelpunkte der glänzenden Gesellschaft wurden, welche sie umgab. Aber auch die einfache Hausfrau eines Advokaten wie *Fillmore* oder *Buchanan* ist im „weißen Hause“ am rechten Platz, und daß des Hauses Herrin keine Fürstin sei, deren bezaubernde Liebenswürdigkeit nicht selten das Elend und Unglück der Völker zur Folie haben, — daß glänzende Gestalten, wie die einer *Pompadour* oder *Lola Montez*, im Gast-Room unmögliche Erscheinungen sind, — das ist gewiß für Amerika kein Unglück. —





THE BIBLE



Augen vor sich. Welche Formen aber werden sich nach gänzlicher Auflösung der alten bilden? Wie weit Christenthum und europäische Civilisation den alten Glauben und die alten Kulturen assimiliren werden, kann Niemand ermessen; nur so viel wissen wir: zerstreuen in seinem Innersten, von der auflösenden Gewalt des europäischen Geistes ganz durchdrungen, befindet sich ganz Asien im System der Verwandlung. Die Tage der Verheißung sind den östlichen Kulturen und ihren Religionen verlaufen. Nur durch das Christenthum röthet sich ein neuer Tag hinter der verhüllten Nacht. Nicht mehr soll die Offenbarung Gottes den dortigen Völkern vorenthalten bleiben oder verschleiert sein durch unverständlich gewordene Symbole: eine Saat neuer Erkenntniß soll von oben herab auf die umbrochene Erde fallen. Christus soll unter die Völker des Ostens niedersteigen, er soll gleichsam wiederkehren in die Heimath, von der er ausgegangen, und mit ihm und durch ihn das neue höhere Leben des Orients beginnen. Das Unendliche wird dort auch die Verhältnisse des Endlichen wieder ordnen, die gestörte Harmonie wieder herstellen. Auf dem Grunde, den Gott in die Vesten der menschlichen Natur gelegt hat vom Aufgang bis zum Niedergang, auf diesem Fundament wird sich im Orient die Kirche des Evangeliums erheben und aus ihr das neue Leben erwachsen für die scheintodten asiatischen Nationen. Jahrhunderte mögen darüber verstreichen; aber daß solches geschehen wird, dafür bürgt die Macht, die der Kraft über die Schwäche, dem Lebendigen über das Todte gegeben ist. Es ist gewißlich wahr: die Zukunft des Ostens sproßt aus dem Stamme des Kreuzes.

Von den Ruinen Asiens wende ich den Blick nach Westen. Wie es da braust, wie die Bogen rollen auf dem Menschenmeere, wie es da die Ufer schlägt mit gewaltiger Brandung! alle Völker sind ergriffen von einer tiefen Gährung im Geisterreiche, und obschon die Fahne des Friedens über die Länder flattert, sehe ich überall den Kampf und Stoß von Gegensätzen und die großen Elemente von Staat und Kirche mit einander im Streit begriffen. Immer mehr Kräfte werden in den Kampf gezogen, und so gewaltig die Aufregung geworden ist, so will doch die Entscheidung nicht nahe scheinen.

Ja, in einer Umwandlung ist auch der Westen begriffen, nur mit dem Unterschiede, daß, während sie der Osten von Außen leidend empfängt, sie sich in Europa selbstthätig in dem freien Spiel seiner geistigen, eigenen Kräfte entwickelt. Drei große Gegensätze sind es, die in diesem Kampfspiel vorzüglich thätig werden: die Neigung zur Vergangenheit, oder die Restauration; das Streben, das Bestehende, als rechtlich begründet und angenommen, zu erhalten, die Autorität; und der Neuerungstrieb, der Trieb zu Reform und Fortschritt. Jeder dieser Gegensätze agirt in den gesellschaftlichen Fragen bejahend oder verneinend,

und ihr Widerspruch eben ist es, welcher das innere Leben rüstig und wach erhält. Ehedem hielt ein viertes, stärkeres Element den Antagonismus dieser drei gefesselt; so lange nämlich der Glaube seine Banden um sie schlug, war ihrem Widerspruch wenig Raum gegeben. Aber die Kritik hat sie ihnen abgeschlagen, und die Umwandlung von Kirche und Staat im Abendlande ist nun nicht mehr zu vermeiden.

Das scharfe Scheiden und Trennen der Nationalitäten von einander und das Auftreten von Parteilungen im Schooße derselben ist eine Erscheinung, die aus dem Zwiespalte der Principien nothwendig hervorgeht. In allen Völkern des Westens sind sie thätig; sie sind die Priester, welche das Feuer schüren, aus dessen Asche der Phönix eines neuen gesellschaftlichen Zustandes geschaffen werden wird. Zahllos sind sie; denn jede Meinung hat ihre Vertreter am Altare; doch nicht alle schüren mit gleicher Kraft, und ihr Rang ist ungleich. —

Unter die Fahne der Aristokraten schaaren sich in den Ländern des Westens Alle, welche ausgehen von jenem patriarchalischen Verhältniß, wo der eingewanderte oder erobernde Stammesvater Besitz vom Lande genommen und es in Loosen an seine Angehörigen vertheilt hat, welche dann als Patrimonialherren ihre Hörigen zur Dienst- und wechselseitigen Schutz- und Hülfeleistung um sich versammelten. Die Aristokratie leitet das Maß des Rechts und der Geltung aus dem Grundeigenthum und der Geburt ab, sie will den Staat vorzugsweise aus dem Gesichtspunkte der Bewirthschaftung des Grundgebietes betrachtet wissen. — Ihr feindlich gegenüber haben diejenigen ihre Standarte aufgepflanzt, welche im Menschen keineswegs einen Appendix der Scholle sehen, und die das historisch-rechtliche Verhältniß des Dieners zum Herrn geradezu in Abrede stellen. Diese Partei, die vor den unzählbaren Schaaren aller Besitzlosen den Schild erhebt, betrachtet die Erde, wie die Luft, als rechtliches Besitzthum aller Menschen; denn, sagt sie, die lebendige Kraft ist höher, als die todte Scholle, welche jener dienen soll, folglich kann diese auch nimmermehr Herrschaft verleihen. Es könne aber, behauptet diese Partei weiter, jeder von diesem Gemeinbesitz so viel als Eigenthum zu sich nehmen, wie sein Bedürfnis fordert und er mit seiner Hände Arbeit bemeistern mag, und da nun Kräfte und Bedürfnisse ursprünglich ziemlich gleich unter alle Menschen vertheilt sind, so hätten auch alle vom Ursprung her Anspruch auf ungefähr gleiche Loose bei der Vertheilung. Nichtig seien daher jene ersten Besitzergreifungen ganzer Landstriche; nichtig jene Befestigungen solches Besitzstandes durch Gesetze, nichtig und rechtlos alle aus jenem Besitzstand und diesen Gesetzen hergeleiteten Abstufungen und Zustände in der Gesellschaft. Dem consequent verlangt diese Partei Aufhebung solcher Zustände, welche sie als Ausflüsse der Usurpation und der Tyrannei betrachtet, und bringt auf eine neue, gleiche Vertheilung der Güter der Erde als Grundlage für den Neubau der menschlichen Gesellschaft. Sie erkennt

nur den freien Erwerb als rechtliches Mittel an, das Eigenthum zu vergrößern; sie hält die Arbeit, die Kraft, welche mit dem Pfluge die Scholle bezwingt, welche durch die Industrie bewegliche Güter schafft und mit dem Handel die Nationen der Erde verbindet, als der Geltung und Auszeichnung im Staate am meisten würdig. Diese Partei, zu der alle Demokraten der Arbeit, die Demagogen des Proletariats, die Kommunisten, kurz die Gleichmacher aller Völker gehören, fühlt sich zum Kampfe auf Leben und Tod mit allen Trägheitskräften der Usurpation berufen und spricht sich das Recht zu, nöthigenfalls mit Gewalt jene, nach ihrer Meinung, widerrechtlichen und unnatürlichen Schranken einzureißen, welche die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit in Besitz und Eigenthum verhindern und eine hierauf zu basirende Neukonstruktion der Staatsgebäude unzulässig machen. —

Zwei andere Parteien fußen auf geschichtlichem Gebiete. Beide suchen und finden die Normen des Rechts bloß in dem, was da gewesen ist; und beide kommen dabei bis an Ziele, die sich einander so entgegen stehen, wie magnetische Pole. Der Reaktionsär der Monarchie will die fürstliche Macht wieder der Stufe näher rücken, die sie im Alterthum einnahm, wo die Herrscher, mit dem Nimbus der unmittelbaren göttlichen Sendung umleuchtet, auf den Thronen saßen und nicht bloß als Könige den Völkern Gehorsam auflegten, sondern auch als Hirten die Heerden der Gläubigen weideten. Diesen Zustand sieht er als die Quelle der menschlichen Glückseligkeit an, und diesem Vorn des Heils durch die Reaktion wieder näher zu kommen, dünkt ihn ein würdiges Streben. — Anders Jene, welche den Urpakt der Gesellschaft aus vollkommener Gleichberechtigung der Individuen deduciren, und welche „Frei und gleich wie unsere Väter es waren“ als Motto im Schilde haben. Die Republikaner sind insofern auch reaktionsär, als sie darauf hinarbeiten, den Zustand zurückzuführen, welcher in gewissen Lebensperioden der civilisirtesten Völker fast durchgängig zu finden ist; nämlich: den der gleichen Berechtigung aller Individuen unter sich und der Selbstregierung. — Eine fünfte Hauptpartei bewegt die Gegenwart des Westens weniger durch ihre Zahl, als durch die Hingebung, welche viele ihrer Anhänger beseelt; denn manche der begabtesten Geister sind ihr zugethan; und sie sind großer Aufopferung fähig. Diese Partei sieht in dem socialen Gebäude Europa's nur die Ausgeburt des raffinirten Betrugs, und in dem Codex unserer Geseze nichts als eine untergeschobene Urkunde, welche man den leichtgläubigen Völkern aufgebunden hat, um sie um ihre unveräußerlichen Rechte zu bestehlen. Dieser Betrug habe, sagen sie, Alles auf den Kopf gestellt, alle Begriffe verkehrt gemacht und die Staaten zu Narrenhäusern herabgewürdigt, wo die Wärter die Zuchtruthe führen über die Unglücklichen, welchen man die Zwangsjacke angezogen, und nur der fein ursprüngliche Recht sich vorbehalten hat, welcher allein über dem Geseze steht.

Die Monarchie und ihre Konsequenzen sind ihnen eitel Teufelspud, und kein Pakt sei mit ihr zu schließen. Tausende sind schon gegen dieselbe ausgezogen, um sie, wie einen Drachen, zu bekämpfen, und Viele haben ihr Leben dafür hingegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß dem Despotismus durch die Anstrengungen dieser Enthusiasten ein großer Theil seiner Rechte abgestritten wurde, und wo sie anscheinend erfolglos als Opfer fielen, da haben sie Gleichgesinnten ein Beispiel hinterlassen, das immer neue Streiter in den Kampf lockt. — Noch zwei Parteien recken ihre Häupter aus der Menge und man sieht sie allenthalben, von den Säulen des Herkules an bis zum Theiß, und vom Nilen bis zum Abour. Beide stehen auf dem Rechtsgebiete und gerade einander gegenüber. Die Servilen, überall fast ausschließlich aus der Masse der Bedienstigten bestehend, nämlich aller der Leute, welche aus dem Borne der Macht ihres Leibes Nahrung und Nothdurft schöpfen, lassen die Pflicht, aus der bestehenden Autorität abgeleitet, als die alleinige Norm ihrer Handlungen gelten, und sie stellen den Gehorsam, als selbstgemachten Abgott, der persönlichen Freiheit gegenüber, welche sie unbedenklich aufheben und vernichten. Die Autorität der Herrscher steht ihnen als eine Thatsache da, ruhend auf sich selber und, wie der orthodore Glaube, alles Grübeln abweisend. In die Worte Sollen und Müssen löst sich ihre Symbolik auf. Mit jenem wollen sie durch die moralische Nothigung die Menschen zwingen, mit diesem durch die physische, und ihre ganze Staatskunst hat kein anderes Ziel, als jedes Widerstreben, wenn nicht unmöglich, doch fügsam zu machen. Während die Aristokratie das Gewaltrecht am liebsten von der Grundherrlichkeit ableitet, so thut der Servilismus solches vorzugsweise und konsequent vom Schwerte, als dem Werkzeuge, welches die Subordination in die festesten Formen zwingt. Gehorsam allen Diktaten, welche dem Munde der Autorität entfahren, versteht diese Partei, der Macht gegenüber, nur die Bejahung zu gebrauchen, und jeder Laut, den sie von sich gibt, ist ein Echo von dem Hauche, der vom Throne ausgeht. Sie anerkennt nirgends im Individuum eine selbstständige Freiheit, ja, der Begriff von einer solchen kann ihr gar nicht innewohnen: Sie will nur Unterthanen, keine Staatsbürger, und jede Handlung des Individuums bedarf, um zu Recht beständig zu werden, unerläßlich der höhern Ermächtigung. Der Monarch von Gottes Gnaden ist, nach ihrer Lehre, die Ursache von Allem, was im Staate geschieht, alle Gewalt ist nur von ihm hergeleitet, folglich ruht auch die gesetzgebende Macht nur in ihm. Er selbst ist über dem Gesetze, weil er nicht Herr und Diener zugleich im Staate sein kann. Da nun, nach der Lehre dieser Partei, kein Untergeordnetes seine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten kann, so kann auch keine sogenannte Volksvertretung der Majestät eine Grenze setzen. Konstitutionen sind ihr ein Greuel oder ein Land, welchen man den Völkern zu Zelten, wie ungezogenen Kindern, zur Beschwichtigung

reicht, die Zurücknahme aber sich jeder Zeit vorbehält; sie macht die Wiederabschaffung verliehener Verfassungen bei gelegener Stunde zur Fürstenpflicht. Wer aber konstitutionelle Rechte zur Wahrheit machen und sie gebrauchen will, der ist in ihren Augen ein Rebell. Allwärts ist diese Partei stark an Zahl, an Intelligenz, und noch stärker an Macht; denn vom Minister bis zum Gassenbogh und vom Feldherrn bis zum Trommelschläger hat die Hauptmasse der Bedienstigten ihrer Fahne zugeschworen. Sie steht eng zusammen, wohlgerüstet, wie ein kompakter Phalanx gegen die anderen Parteien. Sie hat auch das Waffenrecht mit Schwert und Rede sich fast überall allein zugesprochen. Jeder Fürstenhandlung kommt sie mit unbedingter Bewunderung, jedem Machtgebot mit freiwilligem, gläubigem, ehrfurchtsvollem Gehorsam entgegen, ein starkes Band der Gemeinschaft hält sie umschlungen, und ihre Glieder sind jeder Zeit bereit, sich wechselseitig zu schützen und zu stützen.

Den Servilen gegenüber haben die Liberalen ihr Feldlager aufgeschlagen. „Thronen ihr“, rufen diese jenen höhrend entgegen, „glaubt ihr denn, ihr könnt den Staat zu einem Zucht-hause machen, und wenn ihr's könntet, wir ließen euch gewähren? Euer Wille ist wohl arg, aber die Kraft ist ihm nicht gewachsen. Die Zeiten sind vorüber, wo Aberglaube und Unwissenheit das böse Spiel euch möglich machen und die Völker sich einhegen und scheeren ließen in euern Schäfereien, ohne nur Papp zu sagen. Der Sand eurer guten Stunde ist längst abgelaufen, die Macht hat ihren Nimbus verloren, das Schwert der Gewalt ist stumpf und hat keine Schrecken für unsere Reihen. Alle eure Pläne macht die unaufhaltsam fortschreitende Intelligenz der Völker zu Schanden, alle eure Anstrengung ist verlorene Mühe, jeder Schwertschlag, den ihr thut, führt eine Niederlage für euch herbei, jede Bewegung, die ihr macht, gibt Terrain verloren. Vergleicht einmal, damit euch der Muth entsinke, Jetzt und Sonst! Fühlt ihr nicht den Boden wanken unter euern Füßen? Und seht, diese Veränderung ist hauptsächlich unser Werk. Wir haben die Despotie von den Thronen gestürzt und durch die Verfassungen den Mißbrauch der Gewalt unmöglich gemacht. Mit jeder Konstitution, welche wir euch, welche wir der Monarchie abgerungen, ist auch das Princip des socialen Urvertrags unzertrennlich verbunden, und obgleich ihr es mit tausend und abertausend Klauseln und Vorbehalten verhüllt oder zu entkräften suchtet: immer scheint es durch und bringt sich in günstigen Augenblicken zur höhern Geltung. Auch die schlechtesten Verfassungen geben den Staatsangehörigen gewisse Rechte und ziehen um den Willen der Alleinherrschaft gewisse Schranken. Was wir bis jetzt errungen haben, ist schon so viel, daß es uns die Gewährung künftiger vollständiger Siege gibt.“ — Mit solchen Reden treten die Liberalen gegen die Servilen auf, ja sie spielen gegenwärtig im europäischen Abendlande überall ihr Spiel mit aufgelegten Karten. Offen verkündigen sie, der Socialpakt müsse

überall eine Wahrheit werden und seine Interpretation dürfe darum nicht mehr einseitig den Fürsten zustehen. Dem Volke deduciren sie dazu das Recht aus der Theorie des Urvertrags, und indem sie den Satz vertheidigen, daß einer Nation, als einer zum Staatszweck vereinigten Vielheit von Individuen, die Souverainität ausschließlich inhärire, welche nichts anders sei, als der Ausdruck des nationalen Gesamtwillens, so sprechen sie dem Volke auch die höchste Funktion der Souverainität, die Gesetzgebung, allein zu. Nur dem gesetzgebenden Volke, sagen sie, schulde das Volk Gehorsam. Die liberale Partei anerkennt nirgends im Gebieter eine dynamisch innewohnende Kraft, aus höherer Wurzel hervorgegangen und mit göttlicher Vollmacht ausgerüstet: sondern nur die Summe von der Einzelmacht und den Einzelrechten der Staatsglieder; ein Kapital gleichsam, aus dem Scherflein vieler Einzelner erwachsen. Der Fürst ist also, dieser Lehre nach, ein Ausfluß des Volks, nicht das Volk ein Appendix des Fürsten, wie es die Servilen wollen. Zwischen dem Volke, das gebietet, und dem, das gehorcht, stellen sie die Regierung als Mittelmacht, theilnehmend gleichsam an der Natur des Thätigen und des Leidenden. Sie ist ihnen die Kraft, welche die Beschlüsse des Gesamtwillens in Vollzug setzt, und ihre Kraft und Macht fließt aus dem Brunnen aller Autorität, der Volkssouverainität, allein. Im Staate der Liberalen ist die Staatsform Nebensache und je nachdem die Mission des Vollzugs der Akte der Volkssouverainität an eine Person oder an eine Minderzahl oder an eine Mehrzahl von Personen gestellt ist, wird von ihnen der Staat monarchisch, aristokratisch oder demokratisch geheißen werden.

Während so die Ideen sich bekämpfen und auf dem Schlachtfelde der Meinungen sich Siege und Niederlagen folgen, treten die praktischen Fragen der Zeit entschiedener in den Vordergrund und werden zum Tummelplatz streitender Kräfte. Die Richtung der Massen ist mehr als jemals eine weltliche geworden und zielt auf eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse hin. Nachdem in den meisten Staaten des Westens die reicheren und höheren Klassen durch die Verfassungen die Freiheit errungen oder unter den monarchischen Formen zur Herrschaft gelangt sind, sieht man diese mit den Bedürfnissen des Volks in einen bedenklichen Zwiespalt gerathen. Die niedern und ärmern Klassen fangen an, sich zu konstituiren und zu organisiren; die Phalangen des Kommunismus stellen sich den geschlossenen Reihen des Reichthums und der Geburt drohend gegenüber. Es lassen sich die Fragen über das Wohl und Wehe der untern Klassen nicht mehr durch Koncessionen gegen die demokratischen Ideen, durch Sophistereien und Deklamationen beschwichtigen. Die Quantität des Unterrichts, welche man da und dort den Massen hingegeben hat, sie reichte gerade aus, sie zum Bewußtsein ihrer Lage und zum Nachdenken über die Ursachen derselben und über die Mittel zur Abhülfe zu bringen. Seufzend unter

dem Drucke raffinirter Abgabensysteme, die gerade in den entwickeltesten Ländern und Völkern die untern Klassen am härtesten und so treffen, daß sie sich nie aus der Dürftigkeit erheben können, verlangen sie fest, beharrlich, drohend gründliche Abhülfe ihrer Beschwerden und Leiden. Die Umgestaltung der Gewerbe, welche sich dem persönlichen Geschick des selbstständigen Arbeiters mehr und mehr entfremden und in den Dienst des Kapitals und der Maschinen treten, und die überall steigende Bevölkerung mehren die Noth, nähren die Unzufriedenheit, und drängen immer stärker zu Katastrophen und Umwälzungen.

Nach Norden wollen wir nun schauen! Dort ist Rußland, Rußland, der gewaltige Drache, der seinen Leib über drei Welttheile hinstreckt und unter jeder Schuppe ein anderes Volk verbirgt. Wie jenes Ungeheuer der Sage, das, aus dem Nilschlamm geboren, mit der hintern Hälfte noch in der Wandlung begriffen war, während die vordere schon vollendet von der Erde sich erhob, wächst und gestaltet sich der russische Staat und er wird immer größer, indem er neue Barbarenstämme in den Kreis seiner Kultur zieht. Jahrhunderte lang ein Schauplatz der scheußlichsten Tyrannei, welche seine Geschichte mit den furchtbarsten Greueln bedeckt hat, ist dort dem herabgewürdigten Volke der Despotismus eine Wohlthat, und eine andere Gewalt, als die der Alleinherrschaft, undenkbar. In Rußland ist nichts von den Elementen zu finden, welche die Faktoren in der Geschichte der abendländischen Völker machen. An seinem Adel ist nichts zu sehen von jenem ritterlichen Geiste, der mit kühnem Stolze sich unterordnet und mit dem Herzen sich unterwirft; nichts von jener romantischen abenteuerlichen Stimmung, welche zu hochsinnigen Thaten treibt, und auch nichts von jener höhern Liebe, welche das Leben veredelt. An seiner Kirche sind keine lebendigen, treibenden Kräfte zu finden; Alles stehend und erstarrt, ohne eigentliches Lebensprincip, nur im Festhalten an ihrer dunkeln Symbolik Fortdauer suchend, erscheint bei ihr das lebendige Christenthum wie eine Pflanze, die erstarrt ist unter einem rauen Himmel. Die russische Kirche bietet keinerlei Unterricht dem Volke, und in gänzlicher Abhängigkeit vom Staate lebend, dessen Selbstherrscher die kirchliche Obergewalt an die weltliche knüpft, ist sie dem Staate leibeigen, wie der Bauer seinem Gutsherrn. Das Volk Rußlands ist Sklave durch Gesetz, Gewohnheit und Erziehung. Nichts sein Eigen nennend, dem Grundherrn hörig wie ein bloßes Hausthier, ohne Stolz, ohne Selbstgefühl, ohne Gemeingeist, aber dennoch im Besitze von Tugenden, die am lauteften gegen seine Unterdrücker zeugen, war es ein stets williges Werkzeug der obersten Macht. Auf solchen Elementen nun hat die Autokratie sich mit nordischer Härte ihren Thron gebaut, auf dem seit mehreren Menschenaltern begabte Geister sitzen, welche mit starker und gewandter Hand die Geschicke ihres ungeheuern Reichs zügeln und nach großen Zielen lenken. Während die russische Autokratie auf der einen Seite die allmähliche Emancipation

der Leibeigenen einleitete und den Bauer gegen die Gutsherren in Schutz nahm, während sie jedes Gelüste des Adels, aus seiner erniedrigenden Stellung, dem Throne gegenüber, herauszutreten, mit unerbittlicher Strenge zu Boden schlug und den höchsten Ständen die Sklavenkette am härtesten fühlen ließ, verfolgte sie mit eiserner Konsequenz den Plan, alle ihrem Scepter unterworfenen andern Völker dem einen großen Russenvolke in Glauben, Sprache, Art und Denkweise vollständig zu assimiliren und die großartige, historische Bahn zu verfolgen, für welche Peter, der Gigant, die ersten Züge entworfen hat.

Das ist in wenigen Zügen die Perspektive der West- und Ostwelt, wie sie ein Blick an ihrer Pforte gewährt. Aber — ich sehe auch einen ernsten, strengen Geist mitten in diesem chaotischen Treiben walten, einen Geist, auf dem mein Auge mit Vertrauen ruht. Es ist der Geist, der seit Anbeginn der Welt jedem Vergehen seinen Tag gesetzt, der mit jedem Frevler zu Gericht gegangen, der jedes Unmaß in seine Schranken zurückgewiesen und jeden argen Willen rechtzeitig gebrochen hat. Vor ihm vergehen die, welche sich ihrer Listen freuen, kommt der Hochmuth zu Fall, zerrinnt die ungerechte Gewalt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und findet alle Unbill und alles Unrecht sein Maß der Vergeltung. Nichts ist je vor ihm bestanden, denn die Wahrheit, das Recht, die Billigkeit und das sittliche, rechte Maß. Mögen anarchische Gelüste unter jeglichem Vorwande auf's Neue versuchen, die Welt zu verwirren; mögen despotische Instinkte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Arglist, der Gewalt und des Unrechts verüben: jener Geist, der in unsern Tagen schon einmal so wunderbar und herrlich Urtheil gesprochen und das aus allen Fugen getretene Gebäude neu geordnet hat, er wird auch jetzt und künftig neue Kräfte erwecken, welche die dämonischen Mächte niederwerfen, ehe ihre Pläne zur Ausführung gekommen.

Wir wollen nun den Bosporus selbst betrachten. Ich führe den Leser vom Pontus Eurinus (dem schwarzen Meere) herein durch das hohe Felsenthor in die mäandrische Enge. Wie herrlich hat da die Natur beide Gestade gezimmert! Wie die Höhen aufschwellen aus der Tiefe, bald rundkuppig, bald in leichter Schwingung, bald eingemuldet, bald sanft ansteigend, bald schroff und kühn mit hohen Wänden und braunem Gestein, bald mit niedrigem Felsrand, der gedeckt ist mit weichem Moos und umspinnen von Epheu und wildem Wein! Bald suchen sich die Ufer sehnsüchtig, als wollten sie sich küssen; bald weichen sie wieder zurück, weite Buchten bildend, wo ganze Flotten Schutz und Ankergrund finden; bald geben sie ein Bild tiefer Einsamkeit mit Feld, Wald und Wiese, — bald wieder ein Gemälde der reichsten Staffirung mit Schlössern, Festen, Ortschaften oder alterthümlichen Burgen. Es ist ein ewiger Wechsel, — so schnell und plötzlich, als im Theater bei dem Verschieben der Couliissen.

Die von den blauen Gewässern sich kühnauftürmenden Felsenvor-

gebirge tragen, als Wächter und als Wegweiser der Nacht, Leuchthürme auf ihren Scheiteln und die gewaltigen Mauern der beiden Festen, Phanaraki auf asiatischer, und Rum=Zi auf europäischer Seite. Beide Forts sind Denkmäler der Macht der Genuesen in diesen Gegenden, und noch sieht man über den Thoren das Wappen der stolzen Republik. Nicht weit von der Einfahrt treten die Bergkette des Olympos und von der entgegengesetzten Seite die des Hämus auf einander zu und die Ufer des Kanals rücken zusammen. An dieser zur Vertheidigung der Einfahrt so günstigen Stelle sind auf beiden Seiten Batterien aufgestellt und Citadellen und Forts (Phil=Burun, Poiras u. u.) bedecken die Höhen in der Nähe, deren schwere Geschütze die Meerenge bestreichen. Die Gestade selbst sind steile Felswände und die Strömung ist hier sehr heftig. Keiner Flotte ist es möglich, die Durchfahrt zu forziren, wenn die Geschütze (man zählt in den Vosporusbefestigungen überhaupt an dritthalbtausend) nur einigermaßen gut bedient werden.

Es war dieser Punkt schon bei den Alten von strategischer Wichtigkeit, und er wurde durch manches welthistorische Ereigniß berühmt. — Weiter abwärts in geringer Entfernung erhebt sich ein Vorgebirge steil und drohend; es ist der Riesenberg, und dahin versetzt die türkische Legende das Grab Josua's, des jüdischen Eroberers. Als heiliger Ort wird er von Wallfahrern oft besucht.

Weiter abwärts, auf asiatischer Seite, sieht man zwischen Platanengruppen hindurch in ein schönes Thal, — das „Thal des Großherrn“, und eine Reihe Marmorstufen führt zum Gestade, das nach ihnen den Namen Ghunkar Iseffi hat. Der schöne kaiserliche Kiosk ist in eine für Rechnung des Schazes verwaltete Papierfabrik umgewandelt worden; gegenüber auf der europäischen Seite glänzen die Sommerwohnungen der christlichen Gesandten und Botschafter um Bujukdere; es ketten sich dort Gärten, Paläste und Kiosks in ununterbrochener Reihe an einander. Nahe an Konstantinopel macht der Vosporus zwei kleine Bayen voller Anmuth, die Bay von Sultanieh, mit einem kaiserlichen Kiosk, und von Kandlidische, mit einem Flecken gleichen Namens, bei dem sich eine große Moschee aus einem Kranze von Platanen erhebt. Gleich unterhalb derselben verengt sich der Kanal wieder und zwei Vorgebirge rücken gegen einander. An dieser zur Befestigung wieder sehr geschickten Stelle drohen die Citadellen Rumili=Hissar auf europäischer, Anadoli=Hissar auf asiatischer Seite. In den ungeheuern Kasematten der letztern ist es, wo von jeher die in den Fehden mit den christlichen Mächten gemachten Gefangenen aufbewahrt wurden, und mit Schauern erblickt man diese scheußlichen Kerker, wo die herzlose türkische Barbarei, zu deren Erhaltung jetzt die europäischen Könige zusammenstehen, mehrmals die unglücklichen christlichen Krieger verschmachten ließ. Bei Rumili=Hissar geht eine enge Schlucht herab, in deren Tiefe der Bach Edäsu seine Gewässer dem Vospo-

porus zuführt. Ein besonderes Bild bringt uns später dahin zurück. — Zunächst Skutari erhebt sich das Vorgebirge Candilli über einem schönen Flecken desselben Namens, und auf seinem Scheitel prangt der kaiserliche Sommerpalast Ischengel-Köi; in unmittelbarer Nähe desselben aber die Lustörter Beglerbeg und Istawros ebenfalls mit großherrlichen Schlössern. Nun beginnt Skutari selbst, und gegenüber breitet das Häusermeer Konstantinopels über sieben Höhen und Thäler sich aus.

Auf europäischer Seite liegt die größte Menge der kaiserlichen Sommerresidenzen. Manche sind in einem verfallenen Zustande, denn es ist die Gewohnheit der türkischen Herrscher, daß jeder sich selbst einen neuen Palast am Bosporus baue; die Menge der Schlösser wird dadurch maßlos vermehrt und über das Neue das Alte vernachlässigt. Auch der jetzige Sultan hat unweit Skutari einen neuen Palast, den sein Vater schon anfang, aber nicht vollenden konnte. Unfern davon stehen die Paläste der dem Beherrscher der Gläubigen gestatteten sieben Sultaninnen, deren lange Fronten mit vorspringenden Erkern sich malerisch genug ausnehmen, ohne indeß Anspruch auf architektonische Schönheit zu haben. Alle Fenster derselben sind dicht vergittert, die Gärten, welche sie umgeben, mit hohen Mauern umschlossen, und schwarze Verschnittene halten die Wache an den Pforten. — Noch einen Blick auf Rumili-Hissar, ehe wir vom Bosporus scheiden! Diese alte Feste diente seit den letzten zwei Jahrhunderten als verächtliche Bastille, deren Thore sich dem Unglücklichen nur einmal öffnen, denn zurück kehrt Keiner. Weder Ansehen der Person, noch Rang, noch Verdienst schützen; über Hoch und Niedrig waltet dasselbe Verhängniß, Alle vernichtet hier des Despotismus eiserner Arm mit gleicher Unerbittlichkeit. Wer dem Sultan oder seinen Favoriten im Wege ist, der verschwindet in diesen schaudervollen Kerkern, wo keine Erlösung ist, als durch die seidene Schnur oder den Säbel der schwarzen Sklaven, die hier Henker und Kerkermeister zugleich sind. Nach Sonnenuntergang darf sich kein Fahrzeug in der Nähe dieses unheimlichen Schlosses blicken lassen; denn alle Opfer werden in verschlossenen Barken bei Nacht hierher gebracht und die türkische Hofjustiz will richten ohne Zeugen. In den bewegten Zeiten des vorigen Sultans war das Aufheben hochgestellter Personen an der Nachtordnung. Man sagte dann, sie seien in Rumili-Hissar begraben, und kein Mensch wagte es, weiter zu forschen. — Das Vorgebirge, auf welchem die Feste steht, ist das Hermaeon der Alten. Hier schlug Androkles jene berühmte Brücke über den Bosporus, über welche Darius sein zahlloses Perserheer führte, Europa unter das asiatische Joch zu beugen. Ein Fels, auf dem jetzt einer der Festungsthürme steht, war zu einem Throne ausgehauen, und von ihm herab betrachtete der König das stolze Schauspiel des Heerübergangs. Weltherrschergedanken mochten hier in seiner Seele lodern, als die Brücke unter den Tritten der ungezählten Schaaren der Krieger, Rosse

und Elephanten donnerte. Armer Darius! deine Macht konnte wohl Wasserluft zweier Welttheile überjochen und des Bosporus Felsen schüttern, aber nicht die Herzen und den Himmel der Freiheit. Dir gü wie allen Despoten; es fehlte dir für die Freiheitskräfte der Maßstab, da der Despot kennt keinen andern, als den von seinen Sklaven hergenommenen, und wie trüglisch der ist, hat sich immerfort bewiesen, vom Ta bei Marathon an, bis zu den Heldenkämpfen am Kaukasus.

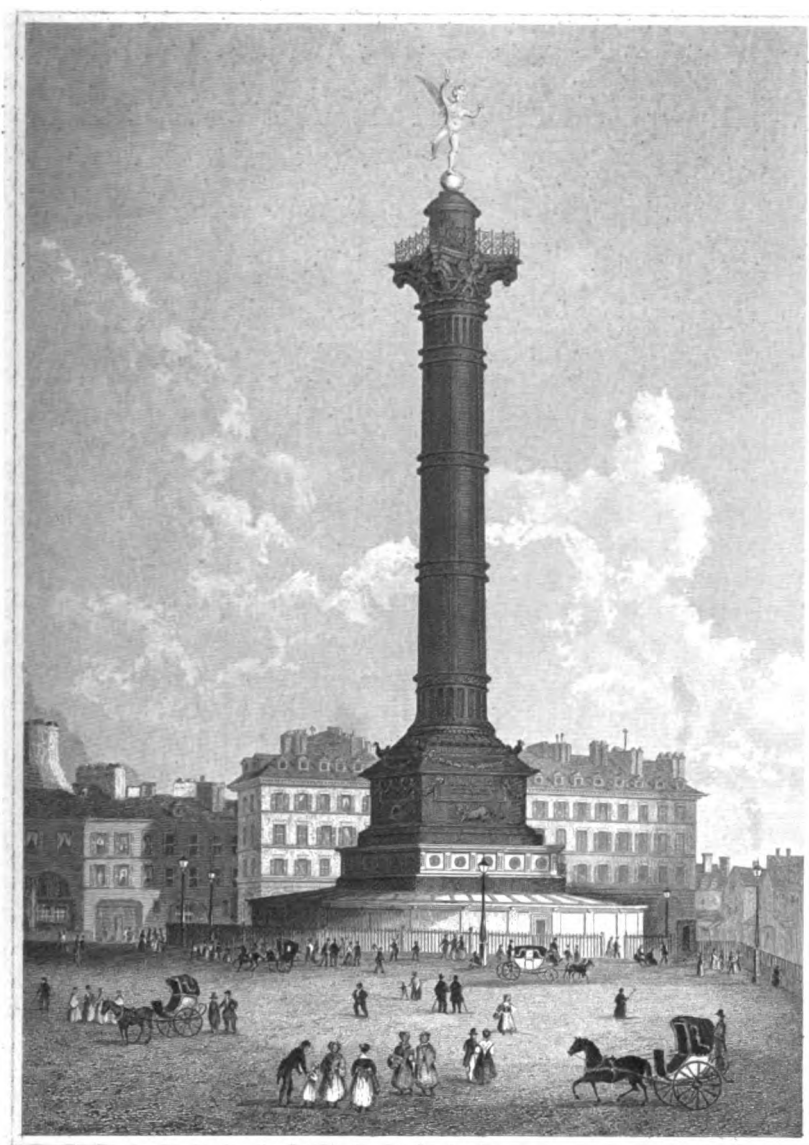
## Die Juliusäule in Paris.

Paris, die Wiege der Revolutionen, ist selbst dem Geiste der Umwälzung und Veränderung fortwährend unterworfen. Jedes Jahrzehnt verändert die Gesichtszüge der ungeheuern Stadt. Gärten verwandeln sich in Straßen, Felder und Wiesen in Gärten; neue Stadtviertel steigen auf, alte werden niedergerissen und die Palastrarchitektur schichtet ihre Steinmassen auf den Stätten ärmlicher Wohnungen auf. Was ist aus dem Paris von 1789 geworden? Wer erkennt noch die klassischen Orte der Revolution? Man gehe z. B. in die Vorstadt Saint Antoine! Sie giebt nicht mehr jene Volksmassen aus schmutzigen Gassen und Gäßchen, welche die Bastille stürmten und bald der Revolution Handlanger waren, bald sie selbst beherrschten. Der Ruf „die Faubourg ist da!“ erschreckt Paris nicht mehr; friedlich lustwandelt eine gutgekleidete Menge in hübschen Straßen, die alten engen Gäßchen sind fort bis auf die Namen. Auch der Bastillenplatz hat nichts weiter übrig. Kein Steinchen ist mehr zu sehen von der alten Zwingsburg Trümmer, welche das Volk hingestellt hatte als Marktscheide zwischen der alten und neuen Zeit. Damit indessen ein Stein an der Stelle nicht fehle, richtete Ludwig Philipp die Julisäule auf! Der König that's in dem Wahn, der Revolution selbst einen Leichenstein zu setzen: er sah ihre Selbstbefreiung in den Julitagen für Selbstentleibung an, und sich für den von Gott berufenen Todtengräber. Du armer Philipp! Das Straßenpflaster, auf dem dein Sohn den Schädel sich einschlug, hat dir, grausam genug! über die Bedeutung derer, die Völkern und Königen die Logik der Pflastersteine gelehrt haben, ein Licht aufgesteckt, von dem du nichts träumtest, als du ihnen diese Säulengruft gebaut hast.





Digitized by Google



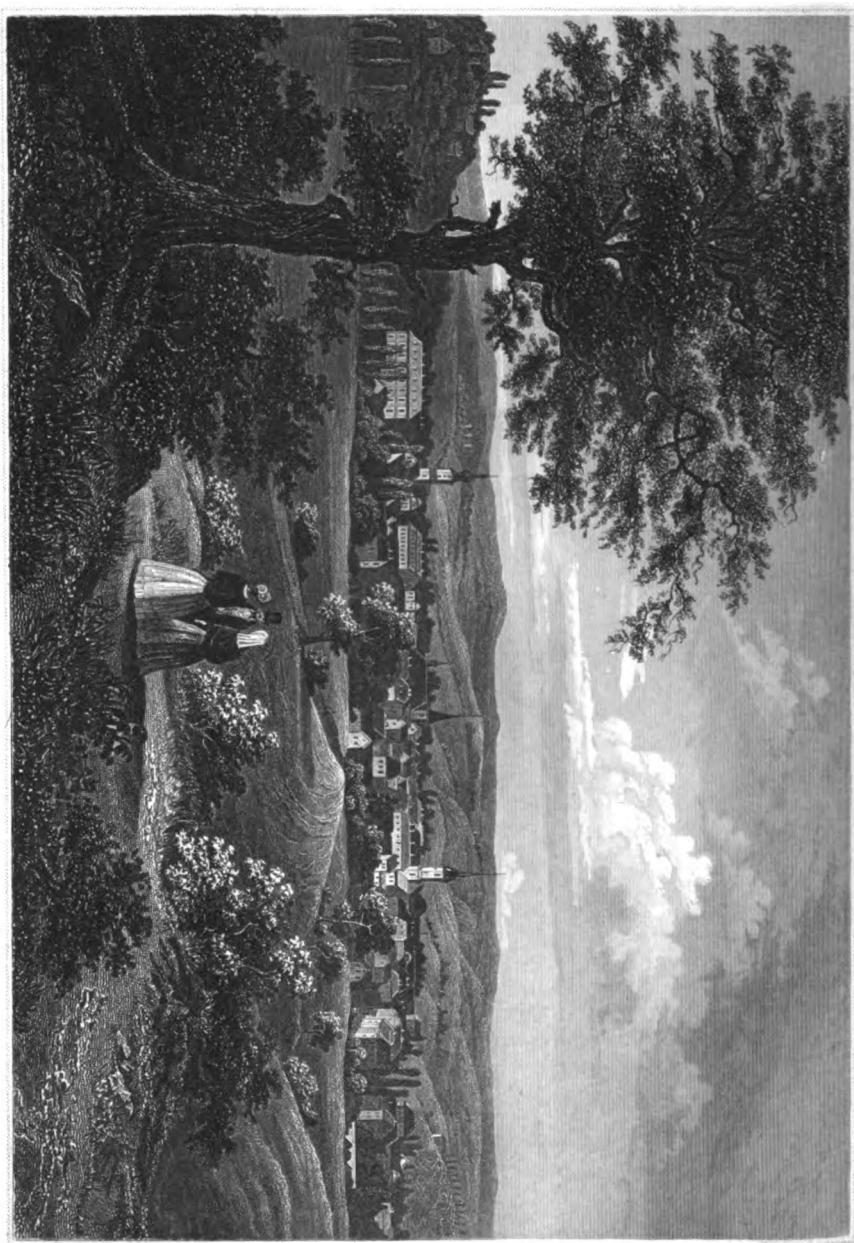
DIE JULIUSÄULE IN PARIS

Nach dem Original von 1830. (Paris, 1830.)

Eigentum des Verlegers







unter dem g  
tenberg.

Edule umgib  
den Penten o  
Die guten  
künftig so se

An der  
heutige  
Könige und  
Kassfond u  
Bauwerk u  
Allen Weg  
ben lasse, o  
die Begeiste

Vor  
genheit  
als jenes  
sind aus  
Grennig  
auf we  
gibt, das  
Kultur  
dern sie  
Wiesen  
seit sein  
Stadt  
gemeiner  
Do  
Vergang

dem Drucke raffinirter Abgabensysteme, die gerade in den entwicklungstesten Ländern und Völkern die untern Klassen am härtesten und so treffen, daß sie sich nie aus der Dürftigkeit erheben können, verlangen sie fest, beharrlich, drohend gründliche Abhülfe ihrer Beschwerden und Leiden. Die Umgestaltung der Gewerbe, welche sich dem persönlichen Geschick des selbstständigen Arbeiters mehr und mehr entfremden und in den Dienst des Kapitals und der Maschinen treten, und die überall steigende Bevölkerung mehr die Noth, nähren die Unzufriedenheit, und drängen immer stärker zu Katastrophen und Umwälzungen.

Nach Norden wollen wir nun schauen! Dort ist Rußland, Rußland, der gewaltige Drache, der seinen Leib über drei Welttheile hinstreckt und unter jeder Schuppe ein anderes Volk verbirgt. Wie jenes Ungeheuer der Sage, das, aus dem Mischlamm geboren, mit der hintern Hälfte noch in der Wandlung begriffen war, während die vordere schon vollendet von der Erde sich erhob, wächst und gestaltet sich der russische Staat und er wird immer größer, indem er neue Barbarenstämme in den Kreis seiner Kultur zieht. Jahrhunderte lang ein Schauplatz der scheußlichsten Tyrannei, welche seine Geschichte mit den furchtbarsten Greueln bedeckt hat, ist dort dem herabgewürdigten Volke der Despotismus eine Wohlthat, und eine andere Gewalt, als die der Alleinherrschaft, undenkbar. In Rußland ist nichts von den Elementen zu finden, welche die Faktoren in der Geschichte der abendländischen Völker machen. An seinem Adel ist nichts zu sehen von jenem ritterlichen Geiste, der mit kühnem Stolze sich unterordnet und mit dem Herzen sich unterwirft; nichts von jener romantischen abenteuerlichen Stimmung, welche zu hochsinnigen Thaten treibt, und auch nichts von jener höhern Liebe, welche das Leben veredelt. An seiner Kirche sind keine lebendigen, treibenden Kräfte zu finden; Alles stehend und erstarrt, ohne eigentliches Lebensprincip, nur im Festhalten an ihrer dunkeln Symbolik Fortdauer suchend, erscheint bei ihr das lebendige Christenthum wie eine Pflanze, die erstarrt ist unter einem rauen Himmel. Die russische Kirche bietet keinerlei Unterricht dem Volke, und in gänzlicher Abhängigkeit vom Staate lebend, dessen Selbstherrscher die kirchliche Obergewalt an die weltliche knüpft, ist sie dem Staate leibeigen, wie der Bauer seinem Gutsherrn. Das Volk Rußlands ist Sklave durch Gesetz, Gewohnheit und Erziehung. Nichts sein Eigen nennend, dem Grundherrschaft hörig wie ein bloßes Hausthier, ohne Stolz, ohne Selbstgefühl, ohne Gemeingeist, aber dennoch im Besitze von Tugenden, die am lautesten gegen seine Unterdrücker zeugen, war es ein stets williges Werkzeug der obersten Macht. Auf solchen Elementen nun hat die Autokratie sich mit nordischer Härte ihren Thron gebaut, auf dem seit mehrern Menschenaltern begabte Geister sitzen, welche mit starker und gewandter Hand die Geschicke ihres ungeheuern Reichs zügeln und nach großen Zielen lenken. Während die russische Autokratie auf der einen Seite die allmähliche Emancipation

der Leibeigenen einleitete und den Bauer gegen die Gutsherren in Schutz nahm, während sie jedes Gelüste des Adels, aus seiner erniedrigenden Stellung, dem Throne gegenüber, herauszutreten, mit unerbittlicher Strenge zu Boden schlug und den höchsten Ständen die Sklavenkette an härtesten fühlen ließ, verfolgte sie mit eiserner Konsequenz den Plan, alle ihrem Scepter unterworfenen andern Völker dem einen großen Russen=volke in Glauben, Sprache, Art und Denkweise vollständig zu assimiliren und die großartige, historische Bahn zu verfolgen, für welche Peter, der Gigant, die ersten Züge entworfen hat.

Das ist in wenigen Zügen die Perspektive der West= und Ostwelt, wie sie ein Blick an ihrer Pforte gewährt. Aber — ich sehe auch einen ernsten, strengen Geist mitten in diesem chaotischen Treiben walten, einen Geist, auf dem mein Auge mit Vertrauen ruht. Es ist der Geist, der seit Anbeginn der Welt jedem Vergehen seinen Tag gesetzt, der mit jedem Freveler zu Gericht gegangen, der jedes Unmaß in seine Schranken zurückgewiesen und jeden argen Willen rechtzeitig gebrochen hat. Vor ihm vergehen die, welche sich ihrer Listen freuen, kommt der Hochmuth zu Fall, zerrinnt die ungerechte Gewalt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und findet alle Unbill und alles Unrecht sein Maß der Vergeltung. Nichts ist je vor ihm bestanden, denn die Wahrheit, das Recht, die Billigkeit und das sittliche, rechte Maß. Mögen anarchische Gelüste unter jeglichem Vorwande auf's Neue versuchen, die Welt zu verwirren; mögen despotische Instinkte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Arglist, der Gewalt und des Unrechts verüben: jener Geist, der in unsern Tagen schon einmal so wunderbar und herrlich Urtheil gesprochen und das aus allen Fugen getretene Gebäude neu geordnet hat, er wird auch jetzt und künftigt neue Kräfte erwecken, welche die dämonischen Mächte niederwerfen, ehe ihre Pläne zur Ausführung gekommen.

Wir wollen nun den Bosporus selbst betrachten. Ich führe den Leser vom Pontus Eurinus (dem schwarzen Meere) herein durch das hohe Felsenthor in die mäandrische Enge. Wie herrlich hat da die Natur beide Gestade gezimmert! Wie die Höhen aufschwellen aus der Tiefe, bald rundkuppig, bald in leichter Schwingung, bald eingemuldet, bald sanft ansteigend, bald schroff und kühn mit hohen Wänden und braunem Gestein, bald mit niedrigem Felsrand, der gedeckt ist mit weichem Moos und umspinnen von Epheu und wildem Wein! Bald suchen sich die Ufer sehnlich, als wollten sie sich küssen; bald weichen sie wieder zurück, weite Buchten bildend, wo ganze Flotten Schutz und Ankergrund finden; bald geben sie ein Bild tiefer Einsamkeit mit Feld, Wald und Wiese, — bald wieder ein Gemälde der reichsten Staffirung mit Schlössern, Festen, Ortschaften oder altersgrauen Burgen. Es ist ein ewiger Wechsel, — so schnell und plötzlich, als im Theater bei dem Verschieben der Coulißen.

Die von den blauen Gewässern sich kühnaufstürmenden Felsenvor=

gebirge tragen, als Wächter und als Wegweiser der Nacht, Leuchthürme auf ihren Scheiteln und die gewaltigen Mauern der beiden Festen, Phanaraki auf asiatischer, und Rum=Zi auf europäischer Seite. Beide Forts sind Denkmäler der Macht der Genuesen in diesen Gegenden, und noch sieht man über den Thoren das Wappen der stolzen Republik. Nicht weit von der Einfahrt treten die Bergkette des Olympos und von der entgegengesetzten Seite die des Hämus auf einander zu und die Ufer des Kanals rücken zusammen. An dieser zur Vertheidigung der Einfahrt so günstigen Stelle sind auf beiden Seiten Batterien aufgestellt und Citadellen und Forts (Phil=Burun, Poiras u. u.) bedecken die Höhen in der Nähe, deren schwere Geschütze die Meerenge bestreichen. Die Gestade selbst sind steile Felswände und die Strömung ist hier sehr heftig. Keiner Flotte ist es möglich, die Durchfahrt zu forciren, wenn die Geschütze (man zählt in den Bosporusbefestigungen überhaupt an dritthalbtausend) nur einigermaßen gut bedient werden.

Es war dieser Punkt schon bei den Alten von strategischer Wichtigkeit, und er wurde durch manches welthistorische Ereigniß berühmt. — Weiter abwärts in geringer Entfernung erhebt sich ein Vorgebirge steil und drohend; es ist der Riesenberg, und dahin versetzt die türkische Legende das Grab Josua's, des jüdischen Eroberers. Als heiliger Ort wird er von Wallfahrern oft besucht.

Weiter abwärts, auf asiatischer Seite, sieht man zwischen Platanengruppen hindurch in ein schönes Thal, — das „Thal des Großherrn“, und eine Reihe Marmorstufen führt zum Gestade, das nach ihnen den Namen Chunkar Ikelessi hat. Der schöne kaiserliche Kiosk ist in eine für Rechnung des Schazes verwaltete Papiersabrik umgewandelt worden; gegenüber auf der europäischen Seite glänzen die Sommerwohnungen der christlichen Gesandten und Botschafter um Bujukdere; es ketten sich dort Gärten, Paläste und Kiosks in ununterbrochener Reihe an einander. Nahe an Konstantinopel macht der Bosporus zwei kleine Bayen voller Anmuth, die Bay von Sultanieh, mit einem kaiserlichen Kiosk, und von Kandlidische, mit einem Flecken gleichen Namens, bei dem sich eine große Moschee aus einem Kranze von Platanen erhebt. Gleich unterhalb derselben verengt sich der Kanal wieder und zwei Vorgebirge rücken gegen einander. An dieser zur Befestigung wieder sehr geschickten Stelle drohen die Citadellen Rumili=Hissar auf europäischer, Anadoli=Hissar auf asiatischer Seite. In den ungeheuern Kafematten der letztern ist es, wo von jeher die in den Fehden mit den christlichen Mächten gemachten Gefangenen aufbewahrt wurden, und mit Schauern erblickt man diese schrecklichen Kerker, wo die herzlose türkische Barbarei, zu deren Erhaltung jetzt die europäischen Könige zusammenstehen, mehrmals die unglücklichen christlichen Krieger verschmachten ließ. Bei Rumili=Hissar geht eine enge Schlucht herab, in deren Tiefe der Bach Gödäsu seine Gewässer dem Bos-

porus zuführt. Ein besonderes Bild bringt uns später dahin zurück. — Zunächst Skutari erhebt sich das Vorgebirge Candilli über einem schönen Flecken desselben Namens, und auf seinem Scheitel prangt der kaiserliche Sommerpalast Ischengel-Köi; in unmittelbarer Nähe desselben aber die Lustörter Beglerbeg und Istawros ebenfalls mit großherrlichen Schlössern. Nun beginnt Skutari selbst, und gegenüber breitet das Häusermeer Konstantinopels über sieben Höhen und Thäler sich aus.

Auf europäischer Seite liegt die größte Menge der kaiserlichen Sommerresidenzen. Manche sind in einem verfallenen Zustande, denn es ist die Gewohnheit der türkischen Herrscher, daß jeder sich selbst einen neuen Palast am Bosporus baue; die Menge der Schlösser wird dadurch maßlos vermehrt und über das Neue das Alte vernachlässigt. Auch der jetzige Sultan hat unweit Skutari einen neuen Palast, den sein Vater schon anfang, aber nicht vollenden konnte. Unfern davon stehen die Paläste der dem Beherrscher der Gläubigen gestatteten sieben Sultaninnen, deren lange Fronten mit vorspringenden Erkern sich malerisch genug ausnehmen, ohne indeß Anspruch auf architektonische Schönheit zu haben. Alle Fenster derselben sind dicht vergittert, die Gärten, welche sie umgeben, mit hohen Mauern umschlossen, und schwarze Verschnittene halten die Wache an den Pforten. — Noch einen Blick auf Rumili-Hissar, ehe wir vom Bosporus scheiden! Diese alte Feste diente seit den letzten zwei Jahrhunderten als berückigte Bastille, deren Thore sich dem Unglücklichen nur ein mal öffnen, denn zurück kehrt Keiner. Weber Ansehen der Person, noch Rang, noch Verdienst schügen; über Hoch und Niedrig waltet dasselbe Verhängniß, Alle vernichtet hier des Despotismus eiserner Arm mit gleicher Unerbittlichkeit. Wer dem Sultan oder seinen Favoriten im Wege ist, der verschwindet in diesen schaudervollen Kerkern, wo keine Erlösung ist, als durch die seidene Schnur oder den Säbel der schwarzen Sklaven, die hier Fenster und Kerkermeister zugleich sind. Nach Sonnenuntergang darf sich kein Fahrzeug in der Nähe dieses unheimlichen Schlosses blicken lassen; denn alle Opfer werden in verschlossenen Barken bei Nacht hierher gebracht und die türkische Hofjustiz will richten ohne Zeugen. In den bewegten Zeiten des vorigen Sultans war das Aufheben hochgestellter Personen an der Nachtordnung. Man sagte dann, sie seien in Rumili-Hissar begraben, und kein Mensch wagte es, weiter zu forschen. — Das Vorgebirge, auf welchem die Feste steht, ist das Hermaon der Alten. Hier schlug Androkles jene berühmte Brücke über den Bosporus, über welche Darius sein zahlloses Perserheer führte, Europa unter das asiatische Joch zu beugen. Ein Fels, auf dem jetzt einer der Festungsthürme steht, war zu einem Throne ausgehauen, und von ihm herab betrachtete der König das stolze Schauspiel des Heerübergangs. Weltherrschergedanken mochten hier in seiner Seele lodern, als die Brücke unter den Tritten der ungezählten Schaaren der Krieger, Rosse

und Elephanten donnerte. Armer Darius! deine Macht konnte wohl die Wasserkluft zweier Welttheile überjochen und des Bosporus Felsen erschüttern, aber nicht die Herzen und den Himmel der Freiheit. Dir ging's wie allen Despoten; es fehlte dir für die Freiheitskräfte der Maßstab, denn der Despot kennt keinen andern, als den von seinen Sklaven hergenommenen, und wie trüglisch der ist, hat sich immerfort bewiesen, vom Tage bei Marathon an, bis zu den Heldenkämpfen am Kaukasus.

---

## Die Julinsäule in Paris.

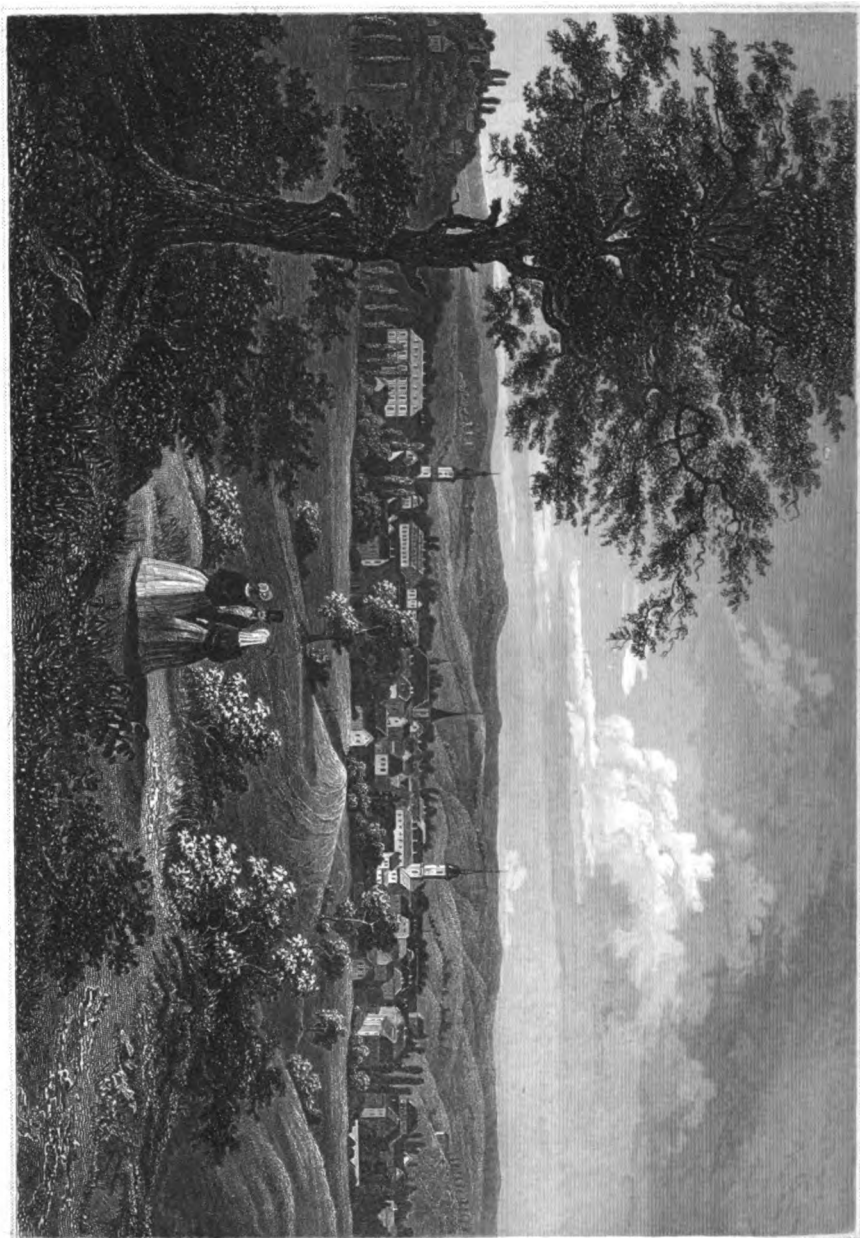
---

Paris, die Wiege der Revolutionen, ist selbst dem Geiste der Umwälzung und Veränderung fortwährend unterworfen. Jedes Jahrzehnt verändert die Gesichtszüge der ungeheuern Stadt. Gärten verwandeln sich in Straßen, Felder und Wiesen in Gärten; neue Stadtviertel steigen auf, alte werden niedergerissen und die Palastartitektur schichtet ihre Steinmassen auf den Stätten ärmlicher Wohnungen auf. Was ist aus dem Paris von 1789 geworden? Wer erkennt noch die klassischen Orte der Revolution? Man gehe z. B. in die Vorstadt Saint Antoine! Sie giebt nicht mehr jene Volksmassen aus schmutzigen Gassen und Gäßchen, welche die Bastille stürmten und bald der Revolution Handlanger waren, bald sie selbst beherrschten. Der Ruf „die Faubourg ist da!“ erschreckt Paris nicht mehr; friedlich luftwandelt eine gutgekleidete Menge in hübschen Straßen, die alten engen Gäßchen sind fort bis auf die Namen. Auch der Bastillenplatz hat nichts weiter übrig. Kein Steinchen ist mehr zu sehen von der alten Zwingsburg Trümmer, welche das Volk hingestellt hatte als Markscheide zwischen der alten und neuen Zeit. Damit indessen ein Stein an der Stelle nicht fehle, richtete Ludwig Philipp die Julisäule auf! Der König that's in dem Wahn, der Revolution selbst einen Leichenstein zu setzen: er sah ihre Selbstbefreiung in den Julitagen für Selbstentleibung an, und sich für den von Gott berufenen Todtengräber. Du armer Philipp! Das Straßenpflaster, auf dem dein Sohn den Schädel sich einschlug, hat dir, grausam genug! über die Bedeutung derer, die Völkern und Königen die Logik der Pflastersteine gelehrt haben, ein Licht aufgesteckt, von dem du nichts träumtest, als du ihnen diese Säulengruft gebaut hast.









# SYRIENLAND

Ans d'Kunstst. d'Kunstst. Kunstst. Kunstst.

Engelhorn d'Verlag



Si  
Er  
unt  
ren  
Sa  
be  
Di  
für  
  
wa  
sch  
be  
da  
s  
am  
we

gem  
Be

herrscht nur eine Stimme. Das in Schillers Tagen noch so unbedeutende Städtchen von 5000 Einwohnern, das einem großen Dorfe ähnlicher sah, als der Residenz eines angesehenen deutschen Fürsten, ist zu einer anmuthigen Mittelstadt von 12,000 Einwohnern herangewachsen, und die sich beständig erhebenden neuen Wohngebäude und Anlagen beweisen, daß das Gedeihen des Orts noch im Zunehmen ist. Die Eisenstraße hat Weimar mit der Welt verbunden, manche früher unbekannte Quelle des Wohlstandes aufgethan, ältere erweitert oder reichlicher fließen gemacht, und auch dem geistigen Leben und Verkehr führt sie täglich frische Kräfte und Anregungen zu. Daß demungeachtet in Weimar Klagen gehört werden über Verlorenes und Mangelhaftes, darf das Urtheil nicht beirren. Nicht leicht ist der Mensch mit dem ihm in der Gegenwart beschiedenen Loose zufrieden. Wenn aber in Weimar die Unzufriedenheit gesprächig ist auch jetzt noch, so ist dies kein übles Zeichen. Wären laute Klagen immer ein Beweis von öffentlichem Unglück, dann müßten die unglücklichsten Menschen in England, die glücklichsten in Rußland oder Kurhessen wohnen. Weimar hat übrigens nicht nöthig zu klagen über das verlorne Paradies und das Verschwinden seines goldnen Zeitalters. Es darf sich auch nicht beschweren, daß ihm von der Last der allgemeinen Unbehaglichkeit, welche die Zustände in Deutschland so Vielen verleiden, ein größerer Antheil geworden ist, als anderwärts. Die weimarische Regierung hat seit zwei Generationen im liberalen Geiste das Land verwaltet, sie war der Freiheit und den angeborenen Menschenrechten nicht feindlich. Dies gereicht ihr zum Ruhm. Aber noch höher ist's ihr anzurechnen, daß sie auch im letztverflossenen Jahrzehnt sich nie auf die entgegengesetzte Bahn hinreißen ließ, daß sie keinen übermüthigen oder harten Gebrauch machte von dem Rechte des Stärkern und die Rolle des Despoten spielte.

„Weimar ist eigentlich ein Park, in welchem eine Stadt liegt.“ — Wirklich ist die Naturumgebung, die Landschaft, bei ihrer Größe, Mannichfaltigkeit und Schönheit das Vorherrschende im Bilde Weimars und selbst bis in die Mitte der Stadt säuseln und rauschen noch die Baumwipfel, spielen die Blätter und Blüthen am Ufer des Flüsschens und klettert rankendes Gesträuch an den Schleußen und Radstuben der Mühlen hinan. Der großherzogliche Park, Goethe's und Karl August's Schöpfung, beginnt an der Südseite des Schlosses und dehnt sich in weitem Bogen um die Hälfte der Stadt. Keine Mauer umschließt, kein Gitter umhegt die herrliche Anlage und läßt eine Scheidewand zwischen dem fürstlichen Besitzer und dem Volke, zwischen Park und Stadt erkennen. Feld und Wald, öffentliche Spaziergänge und Privatgärten, Straßen, Alleen, freie Plätze und Wiesengründe fließen überall in einander und das Gefühl unbegrenzter Freiheit wird durch keine Schranke beeinträchtigt. Dieß eben macht die Umgebung Weimars so genussreich.

Von dem Parksaum führt eine mit Bäumen bepflanzte Kunststraße

eine Landhöhe hinan nach Belvedere, dem schönen Sommeraufenthalte der fürstlichen Familie. Großartige Anlagen gruppiren sich um das Schloß und in reizvoller Abwechselung öffnen sich von den verschiedensten Punkten, über das Laubgewölbe hochstämmiger Buchen und Ulmen weg, nach jeder Seite Fernsichten in die Gefilde und Wälder Thüringens. Durch das Thal der Ilm und die blumenreichen Wiesen von Oberweimar knüpft sich der Park von Belvedere an die nähere Umgebung der Stadt, wo vielfach geschlungene Pfade zwischen Gärten und Baumpflanzungen zu mancherlei Ruhepunkten, einer schmucklosen Bank von Holz oder Stein, oder zu einer murmelnden Quelle, oder in eine Felsgrotte, oder zu einem Denksteine führen, geziert mit dem Bilde eines großen Mannes, oder zu einer Tafel, die an eine wichtige Begebenheit erinnert. An jeder Bank, an jedem Pfad und Steg haftet die Weihe von großen und edlen Menschen, welche einst auf ihnen ruhten oder wandelten, das Andenken an die Heroen und Propheten des Menschenthums, an jene Geisteskönige, welche ein kluger und genialer Fürst, der auch für seinen eigenen Ruhm bedacht war, in Weimar versammelt hatte. Viele Dertlichkeiten führen ihre Namen, und manche, z. B. das Vorkenhäuschen am Ilmufer, rufen die Tage lebhaft in's Gedächtniß, wo Goethe, Schiller, Herder und Wieland genussreiche Stunden im Kreise ihres fürstlichen Freundes verlebten. Schade, daß die Pietät, die für ihre Erhaltung sorgt, doch nicht immer zart genug fühlt, um sie auch vor einer unangemessenen Bestimmung zu schützen. Jene Hütte von Baumrinde, deren enger Raum dem Großherzoge Karl August Jahre lang zur Sommerszeit als Wohn- und Arbeitszimmer, Schlafgemach, Empfang- und Speisesaal genügte, und wo er im Kreise seiner Auserwählten so oft noch um Mitternacht durch Sang und Becherklang das Weimarische Spießbürgerthum entsetzte, das an der Gesellschaft des Fürsten mit den „Poeten“ beständig ein Aergerniß nahm, wird jetzt zur Aufbewahrung von Gartengeräthe benutzt, und wo die Geistesfunken blitzen, welche eine Welt erhellten, stehen Karren, Spaten und Schaufeln umher. Manche Aussicht, die zu einem unsterblichen Gedicht anregte, ist verwachsen, manche Lieblingsbank Schillers und Goethe's ist durch die überwuchernde Vegetation feucht, unheimlich und ungenießbar geworden. Wie tief jene großen Menschen für die Reize der Natureinsamkeit empfanden, sagen sie an tausend Stellen ihrer Werke und Briefe. So schrieb Karl August: (an Knebel 1780) „Es hat Neun geschlagen, — ich sitze, das Licht im Fenster, in meinem „Kloster“ und schreibe Dir. Ich schlich den Abend um die Eingänge der kalten Küche (so nennt das Volk die kühle Parkgegend am Vorkenhäuschen) und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist wahrhaftig nicht zur elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt! Ist's Einem ja doch nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, — und das Alles für sich, so wenig der Menschen

halber; und doch genießen sie's so oft mit dem Glauben, es sei nur für sie. — Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen. Leb' wohl so lange. — — Ich komme daher. Das Wasser war kalt; denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte ich in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, da war's dunkel. Dann kam der volle rothe Mond über Oberweimar herauf. Es war so stille. Wedels Waldhörner tönten von Weitem und die Ferne machte mich reinere Töne hören — —".

Vom Vorkenhäuschen führen gewundene, bald auf-, bald absteigende Pfade der Alm entlang zu einer Felsentreppe, und diese zu einem freien Rasenplatz, auf dem Karl August in spätern Jahren sich ein bequemes Lustkulum erbaute. Er nannte es das Römische Haus. Es ist ein tempelartiger Bau, dessen von Säulen getragenes Hauptportal sich dem Belvedere zuwendet, während seine östliche Fronte mit einem von braunrothen dorischen Säulen getragenen Portiko auf der Kante einer hohen Felswand steht, an deren Fuß die Alm rauscht. Zwischen den Säulen ist ein großes steinernes Becken, aus dem einst ein Springbrunnen emporstieg; jetzt füllen es Erde und Blumen. Ein Borgemach, mit einer Schale von Rosso Antico und einigen Statuen geschmückt, ein größerer Speisesaal, ein Arbeitszimmer und ein Schlafgemach, — das ist der Inhalt des Römischen Hauses, wo der Fürst bis zu seinem Tode mit den Besten und Größten des Volks die schönsten Tage der schönen Jahreszeit genoß. Noch ist die ganze Einrichtung im Innern so, wie er sie verlassen hat. Im Saale hängen einige Familienbilder neben seinem eigenen; im Arbeitszimmer steht ein schlichter Holztisch mit ganz gewöhnlichem Schreibgeräthe; darauf liegt eine Papierscheere, eine Loupe, eine Brille, ein aufgeschlagenes Buch; im offenen Schlafgemach neben an ist das Mobiliar auch nicht splendor, als in einem ordentlichen Bürgerhause; einige Sepia- und Aquarellzeichnungen, italienische Veduten darstellend, zieren unter Rahmen und Glas die Wände. Von Komfort und Pracht nach modernem Begriff ist keine Spur; schön aber sind die Ausblicke in's Freie und sie lassen das Weimarische Land mit seinen Fruchtfeldern und Wiesengründen, Obsthainen und Wäldern, Kirchtürmen und Schlössern, Dörfern und Weilern, Bergen und Höhen wie einen Park erscheinen.

Wir verlassen Weimars Umgebung zu einem Gange in die Stadt. —

Siehst du das kleine Eckhaus dort, an der Esplanade, mit der Steinplatte über der Pforte, auf welcher mit schwarzer Farbe Schriftzüge gemalt sind? Tritt näher und lies:

„Hier wohnte Schiller“.

Befcheiden möchte sich das Haus unter den weit größeren und stattlicheren Nebengebäuden verbergen mit seinem kaum zimmergroßen Gärtchen an

jenen größeren aber weilt kein Blick, während an diesem kleinen kein gebildeter Mensch, ohne tiefe Erregung und ohne Ehrfurcht und Dankbarkeit zu empfinden, vorübergeht. Wie wenige Menschen haben, wie Schiller, so segensreich auf ihre Zeit und ihr Volk gewirkt! — Schiller kaufte das Haus um „den sehr theuern Preis von 2400 Thalern“, wie er seufzend seinem Freunde Körner schrieb. An demselben Tage starb seine Mutter; an demselben Tage, drei Jahre später, reichte er Goethe zum letzten Male die Hand. Es war am 29. April 1805 und am 12. Mai früh vor Tagesgrauen trugen sie ihn hinaus im „Dreithalersarge!“ Kein feierlicher Zug geleitete zum Friedhofe. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Nacht dunkel die Straßen still und menschenleer. Zwei Groschenfaceln spendeten flackernd ihr spärlich Licht. An der Gruft harrten zwei Menschen, — der Todtengräber und sein Gehülfe, mit ihren Stricken, um, ohne Sang und Klang, bei dem trüben Scheine einer zerbrochenen Laterne den Sarg in das feuchte, alte „Kassengewölbe“ zu vielen andern hinabzulassen, in denen die Gebeine vergessener, unbedeutender Menschen moderten. Am nächsten Sonnabend aber verkündigte das Weimarische Wochenblatt der Einwohnerschaft in einer schwarzgerandeten Anzeige: der sachsen-meiningische Hofrath Friedrich v. Schiller sei gestorben und „standesgemäß“ begraben worden! —

Schillers Haus ist jetzt Eigenthum der Stadt. Sie kaufte es und sucht es zu erhalten. Es ist ein wohnliches, einfaches Bürgerhaus von zwei Etagen mit einem Erker, hinlänglich groß für eine Familie. Unten, zur Rechten des Eingangs, wohnt der Kustode; die Stube links hat derselbe zu einem Laden hergerichtet und mit allerhand Schillerandenken: Statuetten, Büsten von Zink, Gyps und Terracotta, mit Portraits und Ansichten von Schillers Haus und Garten, mit Facsimile's von Schillerschen Handschriften, mit Schilleralbums u. s. w. zum Verkauf versehen. Das mittlere Stock, wo Schillers Familie wohnte, hat der wohlwöbliche Magistrat — vermietht; nur der Erker, den Schiller selbst inne hatte, ist den Fremden geöffnet. Er enthält drei kleine Zimmer nach der Straße zu. Auch von diesen ist das eine profanen Zwecken hingegeben: in demselben verwahrt nämlich der Kastellan verschiedene Waarenvorräthe, Gyps, Gypsfiguren und allerhand Geräthe und Gerümpel. Das Mittelzimmer ist, leider! auch nicht mehr in dem ursprünglichen Zustande. — In der gut gemeinten Absicht, ihm ein „würdigeres“ Ansehen zu geben, ließ es der Magistrat von Künstlerhand mit Bildern ausmalen, deren Motive aus Schillers Gedichten genommen sind. Ein gestickter Fußteppich bedeckt den Boden; gestickte Sessel, von Weimars Frauen verehrt, reihen sich an den Wänden umher, ein Paar Gypsabgüsse von Antiken stehen in den Ecken; das Ganze ist nett aufgeputzt, ruft aber doch das Bedauern jedes sinnigen Besuchers hervor, der keinen dekorirten Salon, wie es überall welche gibt, sondern die Wohnung Schillers zu sehen herkommt. Aus diesem zweiten Zimmer, das jetzt gleichsam die Stelle des Vorhofs zum

Allerheiligsten vertritt, führt der Kustode in's eigentliche Arbeitsstübchen Schillers. Es hat zwei Fenster nach der Straße zu; ein drittes geht in das Seitengäßchen. Vor diesem letztern steht der Schreibtisch Schillers; — derselbe, von dem er seinem Körner schrieb: „er hat mich freilich zwei Karolin gekostet!“ Niemand wird dieses Prachtstück des Schillerschen Mobiliars, auf dem die vollendetsten Werke des Dichters entstanden sind, ohne Pietät und zugleich ohne Mitleid betrachten, denn das Pult ist so niedrig, daß Schiller nur weit übergebogen und halb liegend an demselben schreiben konnte, — eine Gewohnheit, welche die verderblichsten Folgen auf seine Gesundheit äußerte und seinen Tod beschleunigte. Auf dem Schreibtisch liegen einige Schriftstücke von Schillers Hand, — Fragmente seiner Werke und Briefe — eingerahmt und unter Glas, eine Lage Papier und ein Paar Federn. Sechs ordinäre Stühle von braungebeiztem Buchenholz mit rohem Kalbleder überzogen, ein kleiner schlechter Tisch, ein Spinnett, über welchem eine Guitarre an der Wand hängt, ein Paar geringe kolorirte Kupferstiche, sicilianiſche Ansichten darstellend, in braunen und schwarzen Rahmen, eine hellgrüne Papiertapete mit dunkelgrünen Sternchen: — das ist die Ausstattung des Gemachs, zu der man noch das Bett gefügt hat, in dem Schiller starb, das kleine schwarze Nachttischchen mit der unscheinbaren Mundtasse, aus der er den letzten Trank schlürfte, und die Tabaksdose, die er beständig bei sich trug. Ueber dem Bette hängt Schillers Portrait nach Dannekers Büste und ein zweites, das Jagemann nach der Leiche zeichnete. Dieses letztere ist von mächtiger, ergreifender Wirkung. Selbst von der entseelten Stirn, von den geschlossenen Augenlidern, leuchtet noch die ganze Hohheit dieses göttlichen Geistes. Ein kostbar gebundenes Schilleralbum bewahrt in einer, dem Deckel eingefügten, Glaskapsel eine seidenweiße, blonde Locke von Schillers Haupt, — eine Reliquie, aufrichtiger verehrt und der Verehrung werther, als die mancher Heiligen! — —

„Licht, Liebe, Leben!“ — so lautet die Inschrift auf dem bescheidenen Stein in der Stadtkirche, unter dem Herders Asche ruht. Vor der Kirche steht sein Standbild, bis vor Kurzem das einzige Weimars, der Stadt, welche das deutsche Volk einst noch mit Denkmälern schmücken wird, wie die Griechen ihr Athen. Die Statue ist von Schaller in München eben so vortrefflich gedacht als ausgeführt. So mag sie ausgehen haben, die edle, ehrwürdige Gestalt des großen Herder, der für sein Volk, für die Menschheit, für die Humanität beständig gestrebt hat. Ein noch schöneres und dauernderes Denkmal aber hat ihm Goethe aufgerichtet in jenen ewigen Strophen:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen  
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,  
Hört in die Welt, so Ton und Wort zu finden,  
Der tausendquellig durch die Länder fließt.“

Die ältesten, die neuesten Regionen  
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen!

— — — — —

Wo sich's versteckte, wußt' Er's aufzufinden,  
Ernsthaft verhält, verkleidet leicht als Spiel;  
Im höchsten Sinn die Zukunft zu begründen:  
Humanität sei unser ewig Ziel!"

Inmitten des ältesten Stadttheils liegt die Jakobskirche, von einem viereckigen Platz umgeben, dem ältesten Friedhofe der Stadt. Da schlummern die Generationen von neun Jahrhunderten, und in jede Handvoll Erde ist der Staub unbekannter und berühmter Menschen gemengt. — Da siehst du in Stein gehauen an der Kirchenmauer, sein Köppchen in der Hand, den alten ehrenfesten Meister Lukas Kranach „den Ersten“, wie ihn die Inschrift nennt, zum Unterschied von seinem des Malers gleichfalls kundigen Sohne. Er war Luthers Freund und treuer Mitstreiter im Kampfe für christliche Wahrheit. Sein Schwert war nicht das Wort; seine Waffen waren Griffel, Pinsel und Schneidemeßerchen; Kranach war der Maler und Holzschnitzer der Reformation. — Nicht weit von ihm steht der Denkstein des allbekannten und allverehrten Musäus. Wer hätte seine deutschen Volksmärchen nicht gelesen und wiedergelesen und wem hätten sie nicht die jugendliche Seele erfreut und erfrischt? Nicht weit von Musäus schläft Herders geistreiche Gattin, und viele Namen auf anderen Grabsteinen, z. B. Kraus, Bode, Gore und Mounier erinnern an Persönlichkeiten aus Weimars glänzendster Zeit. Aber was ist der Ruhm aller dieser Todten zusammen gegen den Einen, was will das Interesse für alle diese Gräfte heißen bei dem Anblick jenes von rankenden, schlingenden Kräutern überwucherten verfallenen Grabgewölbes, das der Name „Schiller“ geheiligt hat. Es ist das „Kassengewölbe“, dasselbe, in welches man in jener düstern Mainacht Schillers Sarg senkte. Jetzt haben seine Gebeine in der „Fürstengruft“ eine Stätte gefunden, an der Seite Goethe's, des Ebenbürtigen und in der Nähe Karl August's. Die Versetzung war eine schwere Aufgabe; denn als man die Gruft öffnete, fand man Schillers Sarg mit dreizehn andern zusammengebrochen, und die Gebeine Aller lagen durcheinander, — ein müßes, grauses Chaos. Sie wurden forbweise in die Anatomie getragen, um sie unter dem Beistand eines von Jena berufenen berühmten Anatomen zu sondern. — Schillers Schädel, dessen herrlicher Bau schon im Leben so bewundert worden, war leicht zu erkennen, und als dennoch der Zweifel die Möglichkeit einer Verwechselung geltend zu machen suchte, wurde der alte Diener Schillers von Jena herübergeholt, um wegen besonderer Merkmale Auskunft zu geben: — „Schillers Schädel“, sagte er, „muß noch alle Zähne haben, bis auf den einen Backenzahn, den er sich ausziehen ließ“, — und es traf zu. Es wurde dann Knochen an Knochen gepaßt, bis nach unendlicher Mühe das ganze Gerippe zusammengefügt war. Ein einziger Arm=

knochen fehlte. Dieser, nirgends aufzufinden, war wahrscheinlich bei dem Hertragen so vieler Gebeine unterwegs verloren worden. In einen neuen Sarg verschlossen, wurde das Gerippe sodann „standesgemäß“ — die Gebeine eines Fürsten der Geister in ein fürstlich Begräbniß — beigesetzt.

Goethe hat die ganze Schmerzensempfindung über das Unwürdige in Schillers Gesicht in die mahnenden Worte gefaßt:

„Drum feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben  
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben“.

---

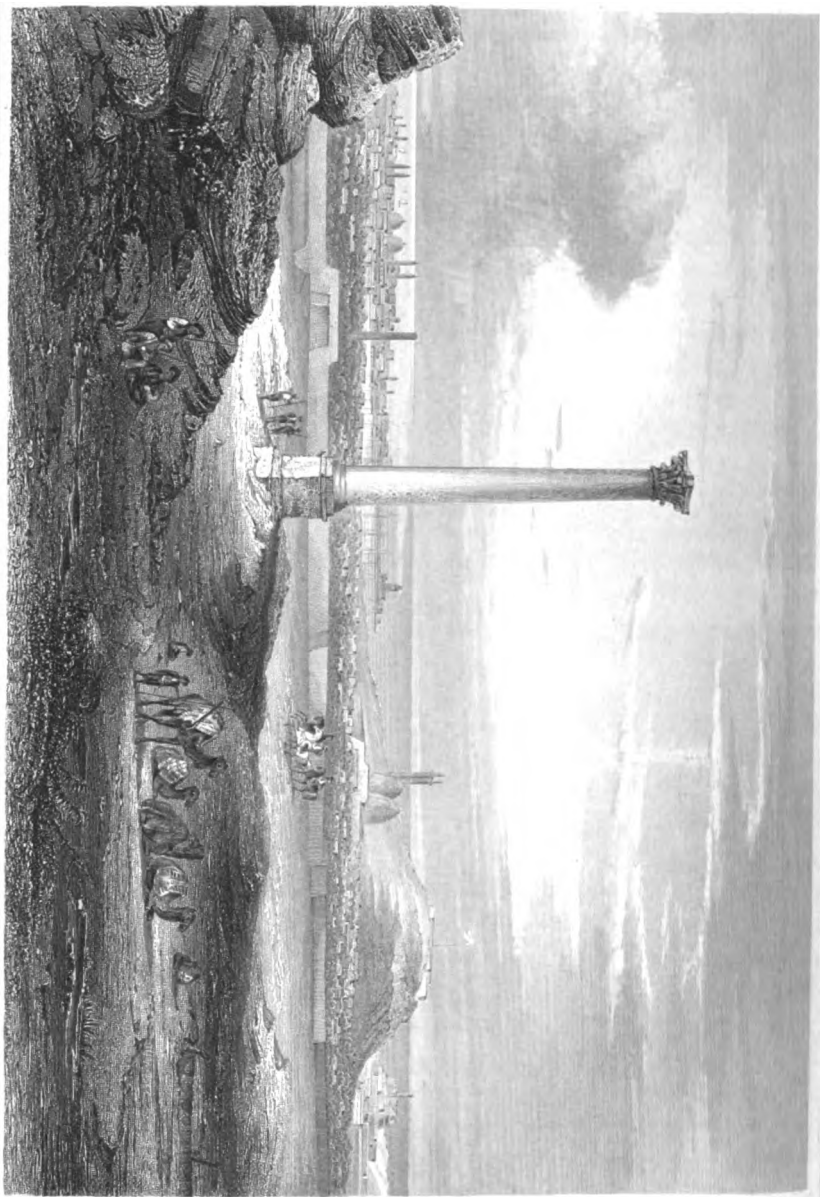
Mit dem Besuche des geweihten Orts, welcher die Sarkophage der beiden Dioskuren, Schiller und Goethe, gegenwärtig umschließt, wollen wir unsere heutige Pilgerfahrt beendigen.

Die Fürstengruft befindet sich auf dem neuen Friedhofe, der einem wohlerhaltenen Garten gleicht, wo die liebende Sorgfalt ihre Todten unter Grün und Blumen bettet. Den schönen Namen „Gottesgarten“ verdient er mit Recht. Da ist kein Grabhügel vernachlässigt oder verwildert, fast alle prangen im reichsten Blumenschmuck, und wohlgehaltener Baumbwuchs und blühende, duftende Gesträuche fassen die breiten Wandelgänge ein, welche ihn in allen Richtungen durchschneiden. Die Erbbegräbnisse der Reichen und Vornehmen sind nicht durch Mauern eingeschlossene, bedeckte, moderhauchende Gebäude; es sind offene, leicht oder gar nicht eingefriedigte Plätzchen und jedes stellt sich als ein Blumengärtchen dar, das die Hand der Angehörigen gepflanzt und gepflegt hat. Alles ist bescheiden und einfach. Prachtgräber des Stolzes und der Hoffart sind hier nicht zu finden. So sollte es überall sein; denn der Tod macht ja Alle frei und — gleich.

Am höchsten Punkte des Friedhofs, in seiner Mitte, erhebt sich auf einem mit Stufen umgebenen Sockel ein kleiner offener Tempel, dessen vorspringendes Dach auf Säulen ruht. Der Raum ist ohne allen Schmuck, frei von Farbe und Ornamenten, „als sollten Auge und Sinn der Eintretenden durch Nichts abgezogen werden von dem, um dessen Willen sie gekommen“. Eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte reicht in die Tiefe. Für den Besucher führt eine steinerne Wendeltreppe durch eine seitwärts angebrachte und verschließbare Pforte hinunter. Ein Küster ist der Pfortenhüter und gibt uns das Geleit. Mit der letzten Stufe stehen wir vor zwei Sarkophagen. Sie sind einander gleich; die Form ist antik, der Stoff Eichenholz; sonst Alles schlicht und schmucklos. Auf den Deckeln sind Metallplatten eingelassen, und aus frischen Lorbeerkränzen, die immer erneuert werden, sprechen goldene Lettern die Namen aus: „Schiller“ — „Goethe“. Der Küster vertheilt bereitwillig die Blätter der Kränze an Alle, welche nach Reliquien verlangen.

Etwas tiefer im Gewölbe steht der Sarkophag ihres fürstlichen Freundes, Karl August's. Dieser ist von Erz, reich verziert; den regierenden Herrn verkündigend. Gewinde von Eichen und Lorbeer, Schwert und





ALEXANDRIA





Wage, schmücken in kunstreicher, getriebener Arbeit den Sarg des Mannes, dessen Andenken so lange dauern wird, als die Namen derer genannt werden, die ihm zur Seite ruhen.

Schillers Aufnahme in die Fürstengruft geschah am 9. November 1827. Fünf Jahre später folgte Goethe's sterbliche Hülle dem großen Freunde unter feierlichem Geleite nach.

„Und als der Chor noch fortklang, Rieg der Sarg  
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählig  
Versinkend in die Unterwelt hinab;  
Das Grabtuch aber überschleierte  
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,  
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmutz  
Zurück, dem Nidersahrenden nicht folgend“.

(Schillers „Braut von Messina“.)

Wir sagen Weimar Lebewohl, um vielleicht später wieder zu kommen und Goethe's Haus und noch andere Orte großer Erinnerungen zu betrachten. Aus der Pforte des Gottesgartens werfen wir noch einen Blick auf das kleine Säulenhäus zurück und rufen ihm zu:

„Bist du auch klein, o Grab, den Mausoleen verglichen,  
Welche der Könige Prunk baut von Marmor und Erz,  
Bist du doch herrlicher uns, denn was sie des Herrlichen schufen,  
Heiliger bist du uns auch als der Heiligen Grab;  
Denn es umfängt dein Schooß die Erhabenen: Schiller und Goethe,  
Ihres Volks und Geschlechts Ehren und Bildner zugleich.“

---

## A l e x a n d r i a.

---

Es liegt eine unverwüßliche, erhaltende Kraft in manchem Ortsnamen. Wie ein Schutzgeist knüpft er sich an seinen Gegenstand, wacht gleichsam unablässig über sein Dasein, oder geht mit ihm durch die Wechsel des Blühens und Welkens, Großwerdens und Vernichtens. Während andere Städte mit jeder Aenderung ihrer Geschichte, der Gebieter oder der Herrschaft ihren Namen ablegen wie ein altes Kleid, — ist jenen der Name gleichsam eine Mitgabe für die Ewigkeit. Athen, Rom, Alexandria sind solche Namen.

Alexandria! wer kann dich aussprechen, ohne daß der Hauch zugleich! den Heros heraufbeschwöre, dem du der Schlußstein werden solltest zu dem Riesenbau seines Lebens! Zur Haupt- und Handelsstadt seines Weltreichs warfst du erkoren, und an die Marken dreier Welttheile gestellt, solltest du die Reichthümer der ganzen Erde fassen.

Drei hundert und zwei und dreißig Jahre vor Christo wurde von Alexander auf jener schmalen Landzunge, bei welcher der westlichste Arm des Nil's mündet, der erste Stein gelegt, und unter der Architekten Diodores und Cleomenes Leitung führten hunderttausend Arbeiter des großen Königs Plan aus. Die erste Anlage war für einen Raum von einer Stunde im Viereck berechnet. Später, unter den Ptolemäern, wuchs der Umfang der Stadt bis auf acht Stunden. Auf einer Felsenreihe, die man bei der Einfahrt in den neuen, äußern Hafen zur Linken sieht, stand das königliche Schloß; zur Rechten, auf der Insel Pharos, der berühmte, 400 Fuß hohe, aus mehren Etagen bestehende Leuchthurm, aus dessen Trümmern das Kastell gebaut wurde, das jetzt den Hafen schützt. Ein 4500 Fuß langer Molo (das Heptastadium) streckte sich von der Stadt durch's Meer bis zur Insel Pharos aus, und stellte zwei sichere Häfen dar. Hochüberbrückte, schiffbare Randle, jetzt ausgefüllt mit Schutt, durchbrachen den Damm und verbanden die Häfen. Noch ist der Molo vorhanden als eine 600 Fuß breite Landzunge, welche vom jetzigen Frankenquartier eine Viertelstunde weit in's Meer sich streckt, das Türkenquartier trägt und den sogenannten alten vom neuen Hafen scheidet. Zunächst dem Damm lag die Residenz, ein weiter Palastcyclus der Ptolemäer. Dort waren die weltberühmten Anstalten für Wissenschaft versammelt, die jene Königsfrage pflegte, und die zu dem Ruhme Alexandriens eine neue Glorie fügten. Zunächst der Königsburg stand das Museum, ein Haus des geistigen Lebens für viele Jahrhunderte; dabei die Bibliothek, in welcher, auf 700,000 Schriftrollen, die gesammte Literatur der alten Welt bewahrt worden; sodann jenes Mausoleum Alexanders, später das Begräbniß der Könige, von allen Künsten herrlich geschmückt. Südlich lag das Gymnasium, die Stätte der Uebung für Geistes- und Körperkraft, mit den 600 Fuß langen Säulenhallen; weiter ostwärts, vor dem Kanopusthore, wo jetzt die armeneligen Hütten der Araber stehen, versammelte der Hippodromus (die Rennbahn) die Jugend und den Glanz der alten Hauptstadt zum Preis-spiel; westwärts aber vom Molo erhob sich der Serapistempel, der prachtvollste des Orients, mit den Schulen der priesterlichen Weisheit und einer Bibliothek von 200,000 Rollen. Nach ihm erhielt dieser ganze Stadtbezirk den Namen Serapium. Ein Schuttberg läßt noch die Tempelstelle erkennen. In der Mitte der innern Stadt kreuzten sich auf einem freien, mit Bildsäulen und Monumenten geschmückten Plage die vier schnurgeraden Hauptstraßen, jede eine Stunde lang, 100 Fuß breit, — an deren Enden die Hauptthore, als prachtvolle Triumphpforten, in's Freie führten. Südwestwärts, außerhalb der Thore, war die Nekropolis, die Stadt der Todten, mit den Katafomben, in deren Labyrinth jetzt Hyänen haufen.

Dies die Andeutungen der alten Hauptstadt der orientalisches-hellenischen Welt, der Herrin der klassischen Weisheit, der Pfliegerin der Wissenschaften, der Wiege der christlichen Gottesgelahrtheit, jener Alexandria,

welche aus der Hand der Nachfolger des Welteroberers nach einander in die der Römer, der Araber, der Türken fallend, nach so vielen Katastrophen und Verheerungen sich immer wieder aus ihren Trümmern erhob. — Nur wenige antike Reste sind noch sichtbar. Vieles verdeckt die neue Stadt, und unter den Schutthaufen ist gewiß noch Herrliches verborgen; Vieles ist auch verschleppt worden in alle Welt; schon Rom und Byzanz haben sich mit dem Schmuck der alten Alexandria geziert, und was neu aufgefunden wird, das wandert gewöhnlich in die Museen und Kabinette Europa's: doch ist immer noch genug übrig, erkennen zu lassen, wie herrlich, groß und mächtig die Herrscherin der Meere gewesen. Unter den letzten Ptolemäern hatte Alexandria über eine Million Einwohner, so viel als das heutige Paris, und Diodorus Siculus berichtet sogar, daß sie 300,000 freie Bürger zählte. Alle Völker der Erde waren hier zu Hause. Am zahlreichsten waren die Griechen, die Aegyptier, der spekulirende, geschäftige Jude und der stolze, gebietende Römer. Dadurch, daß Aegypten zum römischen Weltreich geschlagen worden, verlor Alexandrien wenig. Sein Pharos leuchtete nach wie vor den Handelsflotten der Erde. Von Rom gejocht, aber auch geschützt, blieb es der Markt, wo Arabien, Indien, Afrika ihre köstlichen Produkte hinbrachten, wo Europa Korn und Manufakturwaaren für sein Gold und Silber tauschte; der Kanal, in den wieder zurückfloß, was der räuberische Römer der Welt entpreßte, die sein Joch trug. — Erst durch die Theilung des Reichs, 395 n. Chr., wurde Alexandriens Verfall entchieden, der schon früher eingeleitet war; denn der römische Westen wand sich im Todeskampfe mit den eindringenden Germanen, die Marken Ostroms wurden nicht viel später von asiatischen und sythischen Völkern geplündert, Roms Kraft fraß der unfruchtbare Krieg, und die Quellen des Reichthums für Alexandrien begannen zu versiegen. Indes blieb ihm immer noch vom unermesslichen Gute so viel zurück, daß es, nachdem das Westreich selbst gestürzt war, lange noch als die erste Stadt der Erde galt und Byzanz selbst überstrahlte. Zur Katastrophe kam es erst dann, als der Araber Volk zur Ehre Gottes und seines großen Propheten auszog, die Welt zu befehren und zu beherrschen. Amru, der Feldherr des Nachfolgers Mohammeds, führte seine begeisterten Schaaren vor das christliche Alexandrien — und am 11. Februar 641 versank das Kreuz in einem Blut- und Flammenmeere. 23,000 Mann hatte den Arabern der Sturm auf Alexandrien gekostet: — zweimal hunderttausend Christen aber fraß das Schwert, die meisten übrigen Einwohner wurden als Sklaven verkauft. „Wer“, schrieb nach der Einnahme Amru dem Khalifen, „wer könnte die Herrlichkeit der großen Stadt des Wassers beschreiben? 4000 Paläste haben wir schon gezählt; 400 Theater und Rennbahnen, 40,000 Kaufleute: — Alles ist nun unser, Allah sei gelobt!“ Damals ging auch der Schatz der Wissenschaften unwiederbringlich verloren, den die Ptolemäer in Jahrhunderten gesammelt hatten. Die Schrift=

rollen der großen Bibliothek dienten wochenlang zum Heizen der Bäder, und von der Gelehrsamkeit, der Poesie und der Wissenschaft des Alterthums blieben der Nachwelt bloß Trümmer als Erbe zurück. Nie erhob sich nach dieser Katastrophe die große Alexandria wieder, und aller spätere Glanz ist doch nur ein grauer Schatten im Vergleich zu dem, was sie gewesen war. — Der frühe Verfall des Khalifats machte Alexandrien zum Zankapfel der streitenden Parteien. Nach mehreren Dynastiewechseln kam es in die Hand der Fatimiden (908) und eine kurze Periode des Gedeihens folgte: aber 1171 zerstampften es die Kasse der Seltschucken, und diesen folgten 1250 die Mamelucken nach, welche vollends vernichteten, was jene übrig gelassen hatten. Belagerung, Erstürmungen, Verheerung durch Brand und Plünderung folgten in kurzen Zeiträumen auf einander. — Genueser und Venetianer zogen dann in die Trümmer ein und machten sich's als Kaufleute wohnlich. Ihre Flotten führten noch einmal auf ein paar Jahrhunderte Leben und Verkehr in die Alexanderstadt; aber auch dieses verging wieder, als 1497 die Portugiesen den sicherern und wohlfeilern Seeweg nach Indien aufgefunden hatten und 1517 die Despotie der Türken mit ganz Nordafrika und Aegypten auch Alexandrien in ihre Fesseln warf. Noch ragte damals aus der fünffachen Decke des Schutts manches große Erinnerungsmal der Ptolemäerzeit. Die Türken aber schleiften, zerschlugen, sprengten mit Pulver, und Alles verschwand nun bis auf die wenigen jetzt vorhandenen Reste. Selbst die schöne Araberstadt aus der Khalifenzeit wurde damals niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Der Hafen allein hielt noch Keime des Lebens fest, — auf den Trümmern siedelten sich abermals Kaufleute an, es entstand das türkische Alexandria, ein Agglomerat schmutziger arabischer Hütten, zwischen denen das zierliche Haus eines Franken, oder die kastellmäßige Wohnung eines türkischen Beamten stand. Festungswerke und eine Citadelle umfaßten das Ganze. In solchem Zustande fand Bonaparte den Ort, als er im Juli 1798 die Eroberung Aegyptens mit der Erstürmung dieser Stadt begann. Drei Jahre lang blieb sie in französischen Händen; unter seinen Mauern schlugen die neuen Herren viele Schlachten gegen Türken und Briten, bis diese jene verdrängten. Als Menou mit seinen Franzosen 1801 kapitulierte, hatte Alexandrien kaum 7000 Bewohner, die, arm und elend, in Lehmhütten wohnten, eingebaut den Ruinen. In diesem Zustande kam es in Mehemmed Ali's Hände, der wohl ein Macedonier war, aber freilich kein Alexander. Doch hat er das neue Alexandrien geschaffen, das wir nun betrachten. —

Das neue Alexandrien gewährt von der Seeseite aus der Ferne her einen Anblick, welcher keineswegs die Erwartungen erfüllt, die den Reisenden zur Stadt des großen Macedoniers gewöhnlich begleiten. Das Bild der ägyptischen Küste ist scheußlich, denn es ist eine weite hügelige Sandebene ohne alle Vegetation; kein Gebirge, kein Hügel rahmt es ein, und die Phantasie des Schauenden verliert sich traurig in die lybische Wüste.

Erst in der Nähe des Ziels treten Erkennungspunkte hervor; eine Warte, der Thurm der Araber; dann der des Marabuts, auf den man lossteuert; dann ein Mastenwald, und endlich die Pompejusssäule, welche sich einsam und majestätisch oberhalb der neuen Stadt erhebt, welche einen kleinen Raum auf dem Schutte der alten einnimmt. Die modernen, weißen, schönen Häuserreihen, welche gegen das Meer gerichtet sind, haben ein europäisches und recht freundliches Ansehen und machen einen artigen Kontrast zu den Gruppen schlanker Palmen, die hie und da über die Gebäudemasse ihre Kronen entfalten. Die Küste selbst aber behält den Charakter der Unfruchtbarkeit. Hinter ihrer von den Fluthen zerfressenen Felsenwand herrscht die Dede.

Vor der Stadt öffnen sich beide Häfen. Der Molo trennt sie und vereinigt die vorliegende Insel Pharos mit dem festen Lande. Ein schlanker Leuchthurm steht an der Stelle des ptolemäischen. Der östliche Hafen dient jetzt nur zur Aufnahme der Quarantaine haltenden Schiffe; der westliche aber ist zu jeder Jahreszeit mit Fahrzeugen bedeckt. Er ist mit einem Halbkreis von Felsenriffen umgeben, welche, als natürliche Wellenbrecher, die Schiffe im Hafen sichern und seinen Zugang schützen und vertheidigen. Das Fahrwasser schlängelt sich nämlich mitten durch die Risse durch, und ist so schmal, daß nur ein Einien Schiff auf einmal einlaufen kann, während welcher Passage es dem Kreuzfeuer der Hafenbastionen stets ausgesetzt ist. Dieses natürliche Bollwerk, welches die gewaltigen Befestigungen des Vizekönigs verstärkt haben, macht Alexandria von der See her jetzt unangreifbar. Ohne Piloten ist die Einfahrt überhaupt nur mit der größten Gefahr möglich, und deshalb besteht die Einrichtung, daß jedem Schiff, welches sich von seewärts der Küste nähert, ein Lootsenboot entgegengeht, dessen Eigenthümer Besitz vom Steuer nimmt und für die sichere Führung des Fahrzeugs in den Hafen mit seinem Kopfe haftet. Der Lootse, der das Unglück hat, daß das Schiff bei der Einfahrt Schaden leidet, wird gnadlos erschossen.

Der Hafen ist sehr belebt; selten liegen weniger als 300 Schiffe vor Anker. Man erkennt die Flaggen der meisten handeltreibenden Nationen; am zahlreichsten die englische, die französische.

Das erste Gebäude, welches die Aufmerksamkeit der Ankommenden fesselt, ist das Serail des Vizekönigs. Es steht auf der Landzunge, welche die eine Seite der Hafeneinfahrt bildet. Weniger imponirt's durch die Magnificenz seiner Architektur, als durch die Größe seines Umfangs; denn es besteht aus vielen, leichtgebauten Pavillons von hübschem Aeußern und es sieht einer großen Fabrik oder einer Kaserne ähnlicher, als einer Fürstenwohnung. Unmittelbar an das Serail stoßen die unansehnlichen Gebäude, welche des Pascha weitläufige Ateliers für Schiffbau, die Holzvorräthe u. enthalten, und durch die Zwischenräume derselben sieht man die Gerippe der auf den Werften im Bau begriffenen Schiffe. Auf der an=

bern Seite des Arsenal's ziehen sich die dauerhaft gebauten Kayen hin mit ihrem immer lebendigen, vielschimmigen Gewimmel von Matrosen und Menschen, die das Ein- und Ausladen der Waaren beschäftigt; dahinter ragen die Fronten der öffentlichen Speicher, wo die Waaren des Auslandes unverzollt gegen eine geringe Abgabe niedergelegt werden können. Sie laufen fort bis zum Damme des Kanals Mahmudieh, und ihnen gegenüber ist wieder eine lange Reihe Speicher, große und vielstöckige Gebäude, die jene Waaren in sich aufnehmen, welche aus dem Innern des Landes kommen und zur Ausfuhr dienen. Alles das sind Anlagen des Mannes, dessen despotischer Wille die Stadt, den Kanal, die Flotten schuf, der um das neue Aegypten den Prachtmantel der Civilisation warf, freilich keine Hü lle für das Elend des Volks, das unglücklicher ward, unter Mehemed Ali's Joch, als irgend eins auf der weiten Erde. Man muß dem Tyrannen fluchen, ob schon man den Thatenmenschen anstaunen möchte: denn wer Alexandrien, das verlassene, wüste, öde, stille, am Anfang des Jahrhunderts sah und jetzt wieder sieht, kann der Versuchung kaum widerstehen, den starren Willen zu bewundern, der Alles das so gänzlich verwandelt hat. Das Klopfen der Aerte und schweren Hämmer in den Ankerschmieden, das Knirschen der Sägen, das Knarren der Winden, der schrillende Ton der Pfeifen, das Rasseln der Trommeln, das Gewehrgeprassel der beständig exercirenden Truppen; das in Getöse sich auflösende Geschrei der Menschen aller Farben, Gepräge und Trachten; der abgemessene Gang der tausend und aber tausend Arbeiter an den öffentlichen Werken, an den Neubauten und in den Dock's; das Galloß der Schiffer und Bootführer; die ankommenden und absegelnden Schiffe, und die langraaigen Barken, welche in jeder Richtung die Fluthen durchstreifen, der unaufhörliche Donner der Kanonen von den Fort's, der die Salutationen der fremden Schiffe beantwortet: das nimmerrastende Durcheinander im Treiben der Gewerthätigkeit, des Handels und des Kriegs sind ein wunderbares Schauspiel, das die Sinne verwirrt. Dabei erscheint es extravagant, unnatürlich und auf gewaltigen Effect berechnet. — Ein Gemälde andrer Art, und nicht weniger Staunen erregend, erwartet den europäischen Neuankömmling im Innern. Menschen, Thiere, Gebräuche, Sprachen, Formen, Farben, nichts gleicht dem, was ihm bis jetzt bekannt war. Da sind Beduinen mit braunen Gesichtern, dickem Barte, lebhaften und durchdringenden Augen, wie römische Senatoren in weiße Toga's gehüllt; Fellah's in brauner und blauer Tunika und rothem Käppchen; grandiose Türken in ihren Pelzen; krausköpfige, schwarze und nackte Abyssinier und Mohren aus Sennaar und Kordofan; Frauen, ohne andere Bekleidung als ein blaues Stück Zeug und Hemd, andere mit Leinwandlarven wie häßliche Karnevalslarven, während die anmuthigen Formen und Glieder an antike Göttergestalten erinnern; Negerbataillone in rother Uniform; Marinesoldaten mit den rothen, fahweißen, gestreiften Pantalons und barfuß; Araberschaaren zu Pferde; europäische Reiter, vor

denen schwarze Läufer hertrollen; Wasserträger, die auf ihren Dromedaren sitzen und gestreckten Trabeß mitten durch die Volksmenge fliegen; dann lange Karavanen, die sich wie ein tausendköpfiger, tausendfüßiger Lindwurm langsamen Schrittes vorwärts bewegen; und Alles dieß drängt sich, kreuzt sich in erstickenden, dumpfigen Bazars, wo Myriaden Muskitos summen, ein roher schmutziger türkischer Pöbel wimmelt, und Bettler und Kranke ohne Zahl ihr Elend und ihre oft ekelhaften Leiden zur Schau tragen. Ein sehr großer Theil der arbeitenden Klassen in Alexandrien leidet nämlich am Ausfuß und häufiger noch an den Augenkrankheiten, welche das Delta Aegyptens so verrufen machen.

Doch sieht man den Orient in Alexandrien nie ganz; es bleibt eine Zwitterstadt, in deren Zügen zwar der orientalische Typus überwiegt, aber nichts desto weniger der europäische neben diesem sich überall kenntlich macht. — Die eigentliche Türkenstadt ist ungepflastert und daher äußerst schmutzig. Die Häuser sind entweder aus Backsteinen, die ein rother Kitt verbindet, oder aus weißem Sandstein aufgeführt, zwei, fast nie drei Stockwerk hoch; alle haben flache Dächer; die Thüren nach der Straße zu sind meist verschlossen, die Fenster vergittert. Schlechter noch ist das Quartier der Araber: — ein unregelmäßiger Haufe schlechter Lehmhütten. Der einzige schöne Stadttheil Alexandriens ist der, welcher europäisches Ansehen hat: — jene Partie nämlich im Quartier der Franken, wo lange und breite Straßen mit geschmackvollen Wohnungen, ein weiter Marktplatz, aufgeputzte Läden, Kaffeehäuser und Hotels, Karossen und Livreebediente verrathen, daß hier der Reichthum und die Gesittung der Europäer ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der fortwährende Neubau in diesem Stadttheile gibt die wachsende Wichtigkeit des Orts für das Ausland zu erkennen.

Gegenwärtig hat Alexandrien in etwa 4000 Häusern 40,000 Einwohner. Die Bevölkerung ist ein Gemisch vieler Nationen mit überwiegender türkischen und arabischen Elementen. Europäer mögen 2—3000 hier sein; darunter 120 Familien der Großhandels Häuser, unter denen die Engländer und Franzosen die Hauptrollen spielen; der Rest ist ein Schwarm Abenteurer, Charlatans und Schwindler aller Art, in welchem das französische und italienische Blut überwiegt.

Das Leben hat in Alexandrien keine allgemeine Norm. Jede Fraktion der Bevölkerung, — der Türke, der Araber, der Grieche, der Jude, der Europäer, — folgt der eigenthümlichen heimatlichen Lebensweise, schließt sich ab und beschränkt ihren Verkehr mit den andern auf die Geschäfte. — Der Handel, der Nerv und das Blut des heutigen alexandrinischen Lebens, wurde lange Zeit unter dem Monopolssystem des Pascha's, der die ganze Ausfuhr Aegyptens ausschließlich sich zueignete, durch Vermittelung begünstigter europäischer Großhändler getrieben, welche sich in der Regel gut dabei standen und in kurzer Zeit Millionen erwarben. Die veränderten Verhältnisse nöthigten jedoch später den Pascha, diesem System zu entsagen, unter dessen über-

schwänglichem Drucke Volk und Land zu Grunde gegangen sind. Der beste Keim der Zukunft liegt gewiß darin, daß zur Verbindung zwischen dem indisch-britischen Reiche und England Aegypten das nothwendige Mittelglied ist. Dieses Verhältniß bringt früher oder später Aegypten in den Verband des britischen Weltreichs, und erst dann wird die Civilisation, die jetzt nur ein Nimbus ist der ärgsten Tyrannei auf Erden, eine Wahrheit und dem armen Aegyptervolke ein Segen sein, Alexandrien aber zu dauernder Größe gelangen.

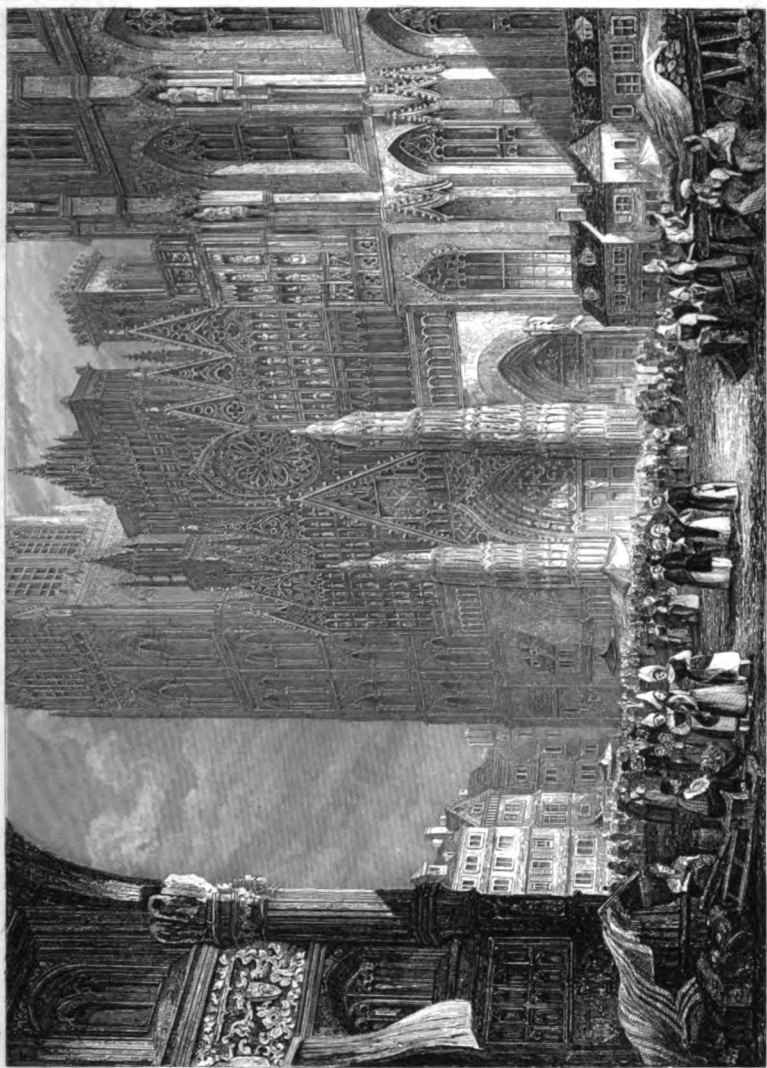
## Die Kathedrale in Rouen.

Wie der germanische Grundcharakter streng, ernst, ethisch ist, so ist auch der Charakter der deutschen Kunst. Die heitere Naturplastik, welche das Christenthum in der römischen Westwelt aus der klassischen Zeit mit herüber genommen hatte, konnten die Germanen, welche diese Welt zerrümmerten, nicht fassen, und Gothen, Longobarden, Franken, ein Herrscherstamm nach dem andern, bildeten sie nach ihrer Weise um. Den deutschen Völkern wurde die christliche Religion nicht als bloßer Formtausch, sondern als Gabe freier, tiefer Ueberzeugung, bei welcher der Verstand einen eben so großen Antheil hatte, als das Gemüth. Der Christusglaube war für sie die That ihrer höchsten religiösen Ahnungen, und als deutsche Kunst die Aufforderung bekam, ihr eine leibliche Gestalt zu geben und die Seele in den todten Stein zu tragen: da rang sie viele Jahrhunderte lang beharrlich mit dem widerstrebenden Stoffe, bis sie sich zur höchsten Klarheit emporgerungen und im Stande war, nach einem durchgehenden, leitenden Grundgesetz, das dennoch freie Bewegung zuließ, Formen und Verhältnisse in bestimmte Fügung, dabei in steter Wechselbeziehung und immer nach Einheit strebend, bis in's Einzelne zu ordnen und zu gliedern. Nun thürmte der Deutsche seine ewigen Münster auf, und Deutsche wurden die Baumeister aller der Völker, wo germanisches Blut zur Herrschaft gelangt war. Auf diese Weise wurde unsere Kunst von der Grenze Laplands bis nach Sizilien, und von Jerusalem und Baltha bis nach Riga verbreitet. Ueberall in den fremden Ländern nahm sie zwar nationale Elemente auf, die aber viel zu schwach waren, den Grundtypus zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Er ist in Mailand, in Neapel und Palermo eben so deutlich sichtbar, wie in Nowgorod, im Tempel des heiligen Grabes, in der Kathedrale zu Burgos, im Kölner Dom und in Wien's Sankt Stephan.

In Frankreich tritt uns, zumal in den nördlichsten Gegenden, wo, in Burgund und in der Normandie, die germanischen Volkselemente am







DUOMO CATTEDRALE IN MODENA



häufigsten verbreitet waren, auch die früheste Entwicklung des germanischen Baustyls in einer Reihe von Monumenten entgegen: denn immer waren es die deutschen Bauhütten (als deren Sitze Straßburg, Köln, Wien, Zürich u. u. glänzten), welche berufen wurden, bei großen Tempelbauten Hand anzulegen, und wenn sie auch, wie oft geschah, die spätere Ausführung inländischen Künstlern und Handwerkern überließen, so gingen doch die Pläne und Grundrisse fast ohne Ausnahme von deutschen Meistern aus.

Der Umstand aber, daß die Ausführung vieler solcher, von deutschen Meistern entworfenen Baupläne mindergeschickten Händen anvertraut wurde, konnte dem meisterlichen Gedeihen der Arbeit selbst nicht förderlich sein, und diesem Umstand ist es auch wohl hauptsächlich zuzuschreiben, warum an den französischen Monumenten altdeutscher Baukunst die Grundtypen des Styls so häufig in einer gewissen Einseitigkeit und Rohheit hervortreten, so daß dieß gleichsam zu ihrem charakteristischen Merkmal wird. Das harmonische Verschmelzen von Gedanken und Form, welches aus dem lebendigsten innern Verständniß hervorgeht und bei den besten Bauwerken derselben Periode in Deutschland sich offenbart, fehlt ihnen, und Tiefe, Reichthum und Mannichfaltigkeit im Ornament wird gewöhnlich durch eine überladene Dekoration zu ersetzen gesucht.

Dieses Streben nach äußerer Pracht, welcher die Idee sich unterordnet, ihr gleichsam als Magd dient, ist in einigen Kirchen der Normandie am glänzendsten entwickelt, vor allen aber in dem gefeierten Tempel der Kathedrale zu Rouen. Nirgends sieht man ein so reiches, zierliches, Kühnes, phantastisches Spiel der Formen: die Fassade zumal wird selbst von jener des Mailänder Doms nicht übertroffen.

Die Grundform der Kirche ist das Kreuz. Ihre Länge beträgt 390, die vom Kreuzschiff 162 Fuß; die Höhe des Hauptschiffes ist 84, und die Höhe des Haupt- oder Mittelthurms (dessen oberer Theil mehrmals abbrannte) war 396 Fuß. Ein Deutscher, Namens Ingelrahm (Ingelrame) entwarf, nachdem das Feuer im Jahre 1200 den alten Dom verwüstet hatte, den Plan zum jetzigen Werke, vollendete bis um 1230 die drei westlichen Portale und fing zwei der Thürme zu bauen an. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde der Bau bis um 1530 fortgesetzt, und obschon man am ursprünglichen Plane Vieles änderte, wegließ oder zusetzte, hat man doch die Hauptformen desselben festgehalten. Schon 1535 durch Brand beschädigt, litt er seitdem mehrmals durch Feuersbrünste, wurde aber stets im alten Styl wieder restaurirt. Nur ein paarmal drängte sich moderner Geschmack durch Altäre, Monumente und Grabmäler ein. Der größte Uebelstand dieser Art ist der Hochaltar selbst, der 1730 an die Stelle des alten, baufällig gewordenen, gesetzt wurde: ein elendes Ding im neuitalienischen Styl und ein würdiges Denkmal des jämmerlichen Fürsten, der im Stande war, mit solchem Werke den Ehrenplatz in dem Gotteshause zu schänden, das der großartige Sinn des mittelalterlichen Bürgerthums aufgeführt hat.

Die großartigste Entfaltung des germanischen Tempel-Bausystems ist in der Fassade, die der Stahlfisch darstellt, am besten kennlich. Zwei Hauptthürme bilden die Seiten, und die Nebenseiler streben als zierliche Thürmchen empor. Drei Portale führen in die Kirche. Ueber dem Hauptportal ist das große Prachtfenster, durch dessen gemalte Scheiben magisches Licht in das Mittelschiff fällt. Alle Verzierung an Außenwänden und Thürmen rankt aufwärts — versinnbildlichend das Streben und die Sehnsucht, die der Erde nicht angehören. Leider sind die Spigen der Thürme von Blitz und Feuer zerstört; sie bestanden aus freistehenden Rippen zwischen denen durchbrochenes Rosettenwerk eingesponnen war. Wo endlich die acht Rippen an den äußersten Spigen zusammenliefen, da breitete eine majestätische Blume in heiliger Kreuzform ihre Blätter gegen den Himmel aus, das Ziel ahnen lassend, welches menschliche Kraft nicht zu erreichen vermochte.

Die statuarische Kunst geht hier schwesternlich mit jener des Steinhewers Hand in Hand, und nicht bloß das Innere hat sie geschmückt, auch auf der Außenwand vom Tempel des ewigen Gottes hat sie eine himmlische Heerschaar versammelt. Die Bildsäulen heiliger Märtyrer und Apostel, der heil. Jungfrau und der Erzengel, sammt den Fürsten des alten Bundes, Moses, den Propheten und Patriarchen, sind in mehrfachen Nischenreihen über einander geordnet, oder getragen von Konsolen. Andere reihen sich in den Wölbungen der Portale, und selbst die Giebel sind noch mit Statuen oder Reliefs angefüllt.

Das Innere ist solches Außern würdig. Durch die gemalten Fensterscheiben treten, wie in verklärter Lichterscheinung, die Gestalten derjenigen Religion dem Blick entgegen, welche überall das Körperliche zu vergeistigen strebt. Unzählige selbstständige Monumente kleinerer Dimensionen sind in den Kirchenschiffen versammelt und halten dem Beschauer einen ergöglichen Reichthum bildlicher Darstellung entgegen: so die Altarwerke, die Tabernakel, die Kronleuchter und jene 84 geschnitzten Chorstühle, welche, Kunstwerke des 15. Jahrhunderts, allein im Stande sein würden, den weitherkommenden Kunstfreund für seine Mühe und Kosten reichlich zu entschädigen.

## Das Wetterhorn und der Rosenlani-Gletscher

in den Berner Alpen.

„Im Riesenbau des Alpengebirgs ist das Berner Oberland ein Sanctuarium“, bemerkt Bonstetten; man könnte hinzufügen: ein Sanctuarium in Trümmern. Ueberall, durch das ganze Gebirgsland, treten die Zeugen gewaltfamer Zerstörungswuth vergangener, weit über





jede menschliche Geschichte hinausreichender Zeiten auf, und seit unzähligen Aeonen nagt eine langsame, immer fortgehende Verwitterung an den dem Scheine nach der Ewigkeit trotzen Kolossen. Das Prachtgebäude der Berner Centralalpen ist im Grunde nichts, als eine Ruine, deren himmelanstrebende Mauern Schutthügel umgeben. Aber diese Ruine des Urgebirgs ist herrlich und erhaben über alle Beschreibung. Tiefe Thäler, Spalten und Schlünde zerreißen es in allen Richtungen und bieten auf den höhern Standpunkten dem Auge eine furchtbar schauerliche Versammlung von Pyramiden, Obeliskten, Gebirgsmauern und Bollwerken dar, deren Häupter über die Wolken ragen und zu deren Füßen die tiefen Thäler als finstere Klüfte erscheinen. Nackte, senkrechte, oft überhängende Wände, Schluchten, oft mit Gestein überschüttet, durch welche die Alpenströme Sturz auf Sturz herabdonnern, grotesk emporstrebende Gebirgsgestalten und ungeheure Felshörner: das sind die Hauptgesichtszüge, welche der Wanderer an den Berner Alpen wahrnimmt. Nie sieht man einen gleichfortlaufenden Höhenzug. Die Spitzen der Berge sind gemeinlich an den obersten Enden ausgefressen, gezähnt, zackig; oft endigen sie nabel- oder hornförmig, weshalb sie auch von den Bewohnern Pits, Hörner u. genannt werden. Die meisten dieser Gipfel hat der Schöpfer mit glänzenden Schnee- und Gletschermänteln umhüllt, und wenn sie in der Morgen- und Abendbeleuchtung purpurrothe Strahlen von sich werfen, erscheinen sie wahrhaft wie Gebirgskönige auf ihren Thronen.

Auch ist jene Ruinenwelt nicht todt, sondern eine Welt voller Leben. Selbst die Leiber der höchsten Berge sind nur scheinbar erstarrt unter ihrem kalten Gewande; denn allenthalben hört man das Rauschen herabstürzender Wasser, welches beweist, daß unter dem Eise der Gletscher ein reges Leben wohnt. Tausende von Rieseln stürzen sich krystallklar aus den Höhen zu den Schluchten und Thälern nieder, welche eine Fülle der anmuthigsten Schönheiten bergen, und wo kräftige, betriebsame, von der Freiheit beglückte und glückliche Menschen wohnen. Blühende Städte prangen an den Füßen der Hochgebirge, während droben jede grüne Alpe eine Heerde nährt und Hütten der Sennner trägt. Selbst die Ränder der Gletscher sind mit Blumen umsäumt, und auf dem ewigen Schnee keimt noch das Algenleben, welches rosenroth an den Firnen schimmert.

Zwischen Lauterbrunnen und Meyringen, auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke, drängen sich die erhabensten Schönheiten des Berner Hochgebirgs zusammen und sorgfältig erhaltene Saumpfade führen jährlich die Tausende hinan, welche herkommen die Herrlichkeit zu schauen und zu bewundern. Alle Gipfel sind mit ewigem Eise umhüllt und von allen Bergseiten hängen die Gletscher bis tief in die Thäler hinab. Hier ist das eigentliche Reich des Eises, ein Reich voller Pracht und Majestät.

Auf der Scheideck, über welche ein Saumpfad nach dem Oberhasli-thal hinabführt, ist der Punkt, von dem aus der Künstler das schöne Bild

aufnahm, welches diese Worte begleiten. Aus einem weiten Cyclus von Berghörnern, Zacken und Thürmen tritt hier, groß und erhaben, das Wetterhorn hervor, nur von der nahen Jungfrau an Höhe übertroffen, aber nicht an Schönheit. Fast zirkelrund, wie die Mauern einer Riesenburg, starren die beschneieten, 12,000 Fuß hohen Zacken des Gipfels in den blauen Aether, und aus ihrem Schooße wälzen sich die grünlich-glänzenden Eismassen des Rosenlaur-Gletschers hinab, eines der herrlichsten der ganzen Schweiz.

Merkwürdig ist das Echo an dieser Stelle. Nicht hundertmal, mehr als tausendfältig gibt es jeden Ruf zurück. Anfangs gleicht es einem rollenden Donner, dann dem Rasseln unzähliger Wagen; allmählig löst es sich in das Gemurmel eines Baches auf, zuletzt in Quallengelispel, bis es verhallt.

---

## Die New-York-Erie-Eisenbahn.

---

Während des alten Englands Weltreich von den Fluthen des Oceans getragen wird, während an seine Herrschaft zur See sich der Bestand seiner Herrschaft zu Lande knüpft, — über alle die weiten Länderstrecken, welche seinen ungeheuern Besitzstand ausmachen, und über alle die Völker, welche das britische Dreizack als hörige Hinterlassen jenem kleinen Eiland unterworfen, welches seine Flotten in alle Meere sendet, den Umlauf der Güter zwischen den Welttheilen vermittelt, und das ein Herz ist für den Kreislauf der Industrie, deren Arterien und Venen Leben und Wärme in die entferntesten Glieder unsers Weltkörpers bringen: — hat das junge Amerika sowohl in's Meer, wie in die Landfeste die Wurzeln seiner Macht getrieben und seine künftige Weltherrschaft auf beiden Fundamenten zugleich gegründet. Der Geist Amerika's ist eben so sehr auf die Machtentwicklung zur See als zu Land gerichtet. Während es sich in der Herrschaft über die Meere fest als Rival Englands aufwirft, ist es rastlos bemüht, seine Herrlichkeit über das prächtigste der Kontinente auszubreiten, die unermesslichen Gefilde voller Naturreichthümer von den zahlreichen rothhäutigen Völkerschwärmen zu befreien und die Prairien und Urwälder dem Ackerbau und der Gesittung zu gewinnen. Reichend von den kanadischen Seen bis zum Meerbusen von Mexiko, von dem goldenen Thor des stillen Oceans bis nach Governors Eiland, dessen Feste

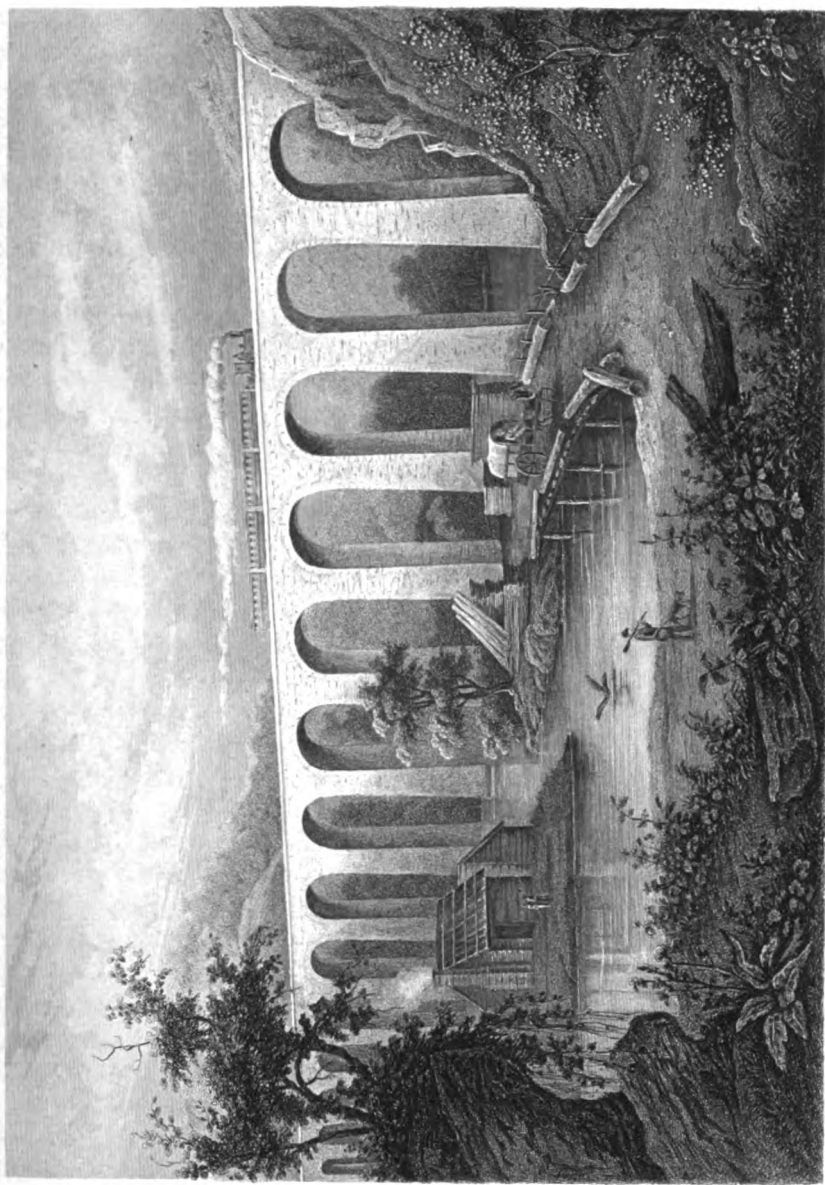




W. H. & C. W. H. & C.

STARKES VADUCCS, FRIE-KATEROAD

W. H. & C. W. H. & C.





sein neues London vor den Gelüsten des Ostens schützt, hinübergreifend nach den Gestaden Asiens und stolz und drohend herüberschauend nach den Küsten Europa's, stellt es sich als ein modernes Reich der Mitte dar, dem alten zu vergleichen, wie ein Jüngling dem abgelebten Greise, wie die Macht der Unmacht, wie die Stärke der Hinfälligkeit. Ruhend auf der größten Masse des Erbelements in der neuen Welt, im Charakter seines Volks das Cyclophenartige, Erdhafte, Beharrliche und Beständige mit plastischer Beweglichkeit, feurigem Thatendurst, tropiger Willensfestigkeit und berechnendem Verstande vereinigend, im Gelde und im Erwerb den Nerv irdischer Macht und seiner Lebensthätigkeit vorzugsweise erkennend, immer aber die Kirche der Freiheit, die es auf hohem Fels aufgerichtet, als Nationalheiligthum und als die Quelle aller Wohlfahrt betrachtend: — sehen wir in Amerika die Wiege neuer Zeiten stehen, und neuer Formen für Glauben und Gesellschaft. An seine Pforten ist die Verheißung geschrieben: es werde auch einst in Europa den Abgrund schließen, in dem ein verderbtes Geschlecht um seiner Feigheit, Niedertrachtigkeit, Indolenz und Eigenliebe willen den Weg der Buße wandelt.

Die wirksamsten Elemente, welche eine neue, bessere Zeit vorbereiten: — das Anpassen der Erfahrungswissenschaften an die Fassungskraft der Massen, das Popularisiren der nützlichsten Kenntnisse und jene großen Hebel zur Solarität der Volksinteressen — Dampfschiffahrt, Telegraphen-Drähte und Eisenbahnen, wurden daher von keinem Volke der Erde schneller, vollkommener und ausgedehnter begriffen, gewürdigt und angewendet, als von dem amerikanischen, und waren nirgends mehr am rechten Ort als auf der Landfeste, deren Vorde beide Weltmeere nezen, deren Größe unserm ganzen Welttheil nahe kommt, und wo, statt sich mit Brustwehren, Wällen, Gräben, Festungen und stehenden Heeren zu umgürten, der lebendige Odem der Selbstregierung und der Freiheit die ganze Nation zum rechten Bewußtsein der Unüberwindlichkeit gehoben hat. Ein Amerikaner, Foulton, war es, der das erste Dampfschiff baute; und Amerika's Dampfmarine übertrifft jetzt an Zahl und Tonnengehalt die der übrigen Welt. Der erste elektrische Telegraph wurde vor zwei Jahrzehnten von Washington nach New-York gelegt; und die Länge aller Drähte in der Union ist jetzt 28,000 englische Meilen; 1830 begann der Eisenbahnbau in den Vereinigten Staaten; der fertigen und im Bau begriffenen Eisenwege sind jetzt über 380, und ihre Gesammtlänge ist 30,000 Meilen; mehr, denn die Eisenbahnen der ganzen übrigen Welt.

Die erste Eisenbahn, welche in der Union entstand, war eine kurze Strecke im Staate Massachussets, vier Meilen lang, und bestimmt, Eis von einem kleinen See nach dem nächsten Hafen zu schaffen. Sie wurde im Herbst 1830 eröffnet. In demselben Jahre ließ der Staat Süd-Karolina eine Eisenstraße von Charleston, seinem Haupthafen, nach Augusta im Staate Georgien beginnen. Die Entfernung war 135

Meilen. Diese Bahn wurde 1833 dem Betrieb übergeben; sie hatte 1,400,000 Dollars gekostet. Das Gelingen dieses schon bedeutenden Unternehmens erweckte in der ganzen Union Pläne zu ähnlichen, und man schreckte bald nicht mehr vor den größten und schwersten zurück. Das große Unternehmen des von New-York nach dem Eriesee, in einer Entfernung von etwa 500 Meilen, führenden berühmten Schifffahrtskanals war vollständig geglückt und gab eine große Rente; aber je mehr sich der Verkehr an die Vortheile dieser großen Wasser Verbindung gewöhnt hatte, je mehr wurde der Umstand fühlbar, daß der Kanal während der Winterzeit gefriert und mehrere Monate lang nicht zu befahren ist. Da sprang nun die kühne Idee auf, eine Eisenbahn neben den Kanal zu legen. Diese, die „New-York-Erie-Eisenbahn“, ist immer noch die von einer Gesellschaft ausgeführte längste Bahn in der Welt. Ausgehend vom Mittelpunkte New-York's, windet sie sich den Ufern des Hudson entlang, und von da durch ein, große Vauschwierigkeiten bereitendes, coupirtes Terrain, nach dem Eriesee, den sie bei Cleveland erreicht, wo sie mündet. Die Hauptbahn hat eine Länge von 469 englischen (fast 100 deutschen) Meilen. Sie schickt auf verschiedenen Distanzen Zweigbahnen aus, die auch mehrere hundert Meilen lang sind. Dieses riesenhafte Unternehmen, das in der Wiegenzeit des Eisenbahnwesens gewagt wurde, drückt die amerikanische Energie aus, welche in einem Sprunge vom erprobten Versuche zu der ausgedehntesten Anwendung übergeht und vor keiner Schwierigkeit zurückscheut. Die Menge der Kunstbauten, Dämme, Brücken und Viadukte ist erstaunenswerth und ihre Ausführung die kühnste, welche man sich denken kann. Das Wunder der deutschen Eisenbahnen, der Viadukt über das Göltzschtal, auf der Leipzig-Hofer Strecke, erreicht eine Höhe von 280 Fuß; die Eriebahn hat einen Viadukt von 484 Fuß Höhe, der eine Schlucht von 275 Fuß Breite mit einem Bogen überspannt, aufzuweisen, und sämtliche Ueberbrückungen von Thälern, Seen, und Flüssen haben eine Gesammtlänge von nicht weniger als 120,000 Fuß! —

Das erste Projekt zur Bahn wurde schon 1829 entworfen, — damals, als kaum die ersten Versuche in England und in Amerika mit den Eisenstraßen angestellt waren. Eine Gesellschaft zur Ausführung bildete sich 1832, und im folgenden Jahre begannen die Arbeiten; die ununterbrochen bis zum Jahre der Eröffnung der ganzen Bahn (1851) fortgingen. Der Bau kostete 24 Millionen Dollars (60 Millionen Gulden), zu dem der Staat einen Zuschuß von 6 Millionen gab. Die Unternehmer hatten gut gerechnet. Dem Verkehr übergeben, stieg die Bahnfrequenz in kurzer Zeit so außerordentlich, daß man schon im folgenden Jahre die Ueberzeugung gewann, daß ein Geleise unzureichend sein würde für die Beförderung aller der Güter- und Menschenmassen, die sich darbieten würden, und deren progressive Zunahme mit den Kultur- und Kolonisationsfortschritten des Westens im Verhältniß bleiben mußte. In dieser Vor-

ausſicht faßte die Geſellſchaft den kühnen Entſchluß, ſo ſort eine zweite Linie unmittelbar neben der alten zu legen, und ſie beſchloß, zu dieſem Bau das Kapital von 20 Millionen Dollars in dem Maße, als das Baubedürfniß es erheiſchte, auf Hypothek nach und nach zu leihen. In welchem Lande hätte man 50 Millionen Gulden gegen Prioritätsaktien zum Bau einer ſolchen Bahn erlangen können? In Amerika, wo der Scharfblick des Kapitals mit ſeiner Luſt, zu erwerben, allezeit Eins iſt, war es ein Leichtes; — ſtatt der verlangten 20 Millionen wurden der Geſellſchaft nahe an hundert angeboten, ſie konnte ihre Prioritäten über Pari verwerthen und es ſelbſt wagen, kurze Rückzahlungstermine feſtzulegen, geſtützt auf die Vorausberechnung beſtändiger Zunahme der Bahneinnahmen. — 24,000 Arbeiter wurden zum Bau des zweiten Geleiſes aufgeboten, und daſſelbe iſt bereits auf den meiſten Strecken in Betrieb. Die Bruttoeinnahme der Bahn hatte bereits im Jahre 1852 vier Millionen Dollars (10 Millionen Gulden) überſtiegen. Welch eine Proſperität, die um ſo ſtaunenswerther durch den Umſtand erſcheint, daß die Bahn die Konkurrenz ihres Nachbarn, des Kanals, auszuhalten hat und ſolglich genöthigt iſt, ſehr niedrige Frachtsätze zu adoptiren, welche für ſchwere Güter und Rohprodukte kaum ein Drittelfreuzer für die deutſche Meile betragen. Wie kleinlich erſcheinen daneben die Bewirthſchaftungsgrünſätze auf den deutſchen Eiſenſtraßen, wo man hundert und aber hundert Gegenſtände des großen Transports durch einen hohen Tarif zur Unbeweglichkeit verdammt, — ſtatt ſie zu Faktoren einer verzehnfachten Frequenz und einer doppelten Rente zu machen!

In den Kinderjahren des amerikaniſchen Eiſenbahnweſens hatte man die Gewohnheit, die Mitwirkung von Staatsmitteln für den Bau nachzuſuchen, und überall kamen die Regierungen ſolchen Anträgen entgegen, und zwar mit größerer Bereitwilligkeit als dem Staatskredit allemal zuträglich war. Durch ſolche Bethheiligungen ſind in mehreren Staaten, namentlich Pennſylvanien, Michigan, Illinois und Miſſiſſippi, große Schulden und ſchwere Finanzverlegenheiten erwachſen, als der große Bankbruch von 1836 eine Geldkriſe über die ganze Union brachte und dieſe wie ein Hagelwetter das Vermögen von Hunderttauſenden zerſchlug. Viele damals begonnenen Bauten mußten unterbrochen werden, zum Nachtheile und Schaden der Unternehmungen und zum Ruin vieler Bethheiligten. Aber als dieſe Kriſe vorüber war, wurden die Bauten überall um ſo energiſcher vollendet, und wo dieſes nicht durch Privatmittel allein geſchehen konnte, griff der Staat mit einer Liberalität unter die Arme, die eben da Statt finden muß, wo der Staat ſeines wahren Zwecks immer eingedenk iſt, und wo die Selbſtregierung der Bürger vor jeder Verfäliſchung ſeines Weſens und der Begriffe über daſſelbe wahrte. Auch die Unionsregierung blieb in der Förderung der Eiſenbahnbauten nicht zurück. Der Kongreß ſprach

den Grundsatz aus, daß auch der Gesamtstaat jedes gemeinnützige, den Bürgern des Einzelstaats Nutzen schaffende Unternehmen mit seinen Mitteln und Kräften zu unterstützen die Verpflichtung habe und bekannte, daß für jede große Eisenbahnlinie, deren Erbauung als eine dem Gesamtwohl dienende erkannt sei, durch Schenkung von Kongreßländereien beige-steuert werden solle. So bewilligte schon im Jahr 1850 der Kongreß dem Staate Illinois nicht weniger als 2,700,000 Acres Kongreßland als Geschenk zur Herstellung der großen Centralbahn, und da die Ländereien rechts und links der Bahnlinie lagen, so konnten sie weit über den Kongreßpreis verkauft werden. Man schätzte dies Geschenk auf nicht weniger als 18 Millionen Dollars (45 Millionen Gulden!). Seitdem und bis zum Jahre 1853 sind die Dotationen von Staatsländereien zur Unterstützung von Eisenbahn- und Kanalbauten auf 21 Millionen Acres angewachsen, zum Werthe von nahezu 100 Millionen Dollars. Welcher andere Staat kann sich nur im Entferntesten solcher Förderung des Unternehmungsgeistes der Bürger für Werke des öffentlichen Nutzens rühmen, und in welchem Kontraste treten zu jener Munificenz einer bürgerlichen Selbstregierung die Besteuerungen, die lästigen Kontrollen und Bevormundungen mancher Regierungen in Europa? — Europa hat gegenwärtig über 5000 geographische Meilen in Betrieb und über 4000 Meilen sind im Bau begriffen; die Union dagegen hat nahe an 6000 deutsche Meilen vollendete Bahnen und noch 4000 Meilen gehen der Vollendung entgegen.

Zu keiner Zeit war der Eifer für den Ausbau des amerikanischen Eisenbahnnetzes so groß, als gegenwärtig. Ueber 600,000 Menschen sind dafür in Thätigkeit und der tägliche Bauaufwand wird auf nicht geringer als eine Million Dollars veranschlagt; kein Wunder, daß selbst das reichste und bestrechnendste Volk der Erde es für zweckmäßig finden kann, fremdes Geld zu Hülfe zu nehmen, und die hohen Procentsätze, die es geben kann, jetzt selbst Deutsches Kapital hinüberführen, um die Eisenstraßen der Union mitzubauen und an den Vortheilen Theil zu nehmen, welche diese Unternehmungen, bei verständiger Anlage, fast ohne Ausnahme in einem Lande gewähren, wo die Rente ungeschmälert, der Erwerb unbesteuert bleibt, und auf die freie Entwicklung der Landeswohl-fahrt in keiner andern, als förderlichen, aufmunternden Weise eingewirkt wird.

Obgleich die Preise des Handlohn's in Amerika im Durchschnitt reichlich viermal so hoch sind, als auf dem europäischen Festlande (der Tagelohn eines Erdarbeiters an den Eisenbahnen ist in den Oststaaten 1 Dollar, im Mississippithale 1½ Dollar, in Oregon und Neu-Mexiko 2½, bis 3 Dollars, in Kalifornien 4 — 6 Dollars), so bauen doch im großen Durchschnitt die Amerikaner ihre Eisenbahnen um die Hälfte wohlfeiler und in der halben Zeit als wir Europäer. Warum? Nicht weil der Grund und Boden für die Bahnsohle weniger kostet; denn das will zum

Gesamtaufwand wenig sagen: auch nicht weil das Material: Steine, Holz, Eisen u. weniger gelten; denn Produktion und Zurichtung dieses Materials kosten des theuern Handlohns wegen nicht weniger, sondern oft viel mehr als in Europa; sondern weil man ohne Pedanterie und ohne büreaufratistische Bevormundung baut, nur auf das Nothwendige sieht und allen unnützen Luxus vermeidet. Die theuersten Bahnen der Union haben nicht über 45,000 Dollars die englische Meile zu bauen gekostet (in Deutschland 120,000 Dollars, in Frankreich sogar 180,000 Dollars); und im Süden und Westen sinken die Baukosten öfters unter 20,000 Dollars herab. Der Yankee, der weiß, welcher Segen seinem Gute erwächst, wenn es eine Eisenbahn durchschneidet, weit entfernt, die Expropriationsgesetze als eine Gelegenheit auszubeuten, ein Stückchen Feld zum 10fachen Preise zu werthen, schenkt in der Regel das erforderliche Terrain für die Bahnsohle, und größere Güterbesitzer wetteifern mit einander in Anerbietungen zu unentgeltlichen Leistungen, sobald ein Eisenbahnprojekt, das ihre Besitzungen berührt, auftaucht. Das alte Bausystem auf dem europäischen Kontinente, welches noch gegenwärtig, namentlich bei den deutschen Bahnbauten, in Ausübung gebracht wird, haben die praktischen Amerikaner längst verlassen, und in diesem Umstand ist der eigentliche Schlüssel ihres schnellen und wohlfeilen Bauens hauptsächlich zu suchen. Jedes Eisenbahnunternehmen in Amerika wird durch zwei Gesellschaften ausgeführt: — die Finanzgesellschaft, welche das Kapital hergibt, und, als künftige Eigenthümerin, die Bahn für ihre Rechnung betreibt, — und die Baugesellschaft, repräsentirt durch einen Hauptunternehmer, welcher nach sorgfältigen Voranschlägen und strenger Prüfung derselben, für ein Bausch- und Bogenquantum die ganze Bauausführung, die Betriebseinrichtung mitbegriffen, übernimmt, und bei so und so viel 1000 Dollars Entschädigung für jeden Tag Verspätung die Verbindlichkeit eingeht, die Bahn zum Betrieb fertig in der kontraktlich festgestellten Zeit der Finanzgesellschaft zu übergeben. Dadurch werden nicht bloß die bei fast allen europäischen Bahnbauten nach dem alten System, — nach welchem alle einzelnen Arbeiten sektionsweise an einzelne Unternehmer verbunden werden, — erfahrungsmäßig Statt findenden, großen, manchmal das alterum tantum erreichenden Ueberschreitungen des Voranschlags vermieden, sondern es wird auch das Verschleppen der Bahnvollendung (manchmal auf das Doppelte der veranschlagten Frist) in Folge des Umstands, daß einzelne Unternehmer die Fristen nicht einhalten und die Materiallieferungen sich verspäten, — verhütet; denn die Finanzgesellschaft hat es allemal mit einer Baugesellschaft von großen Mitteln zu thun und ist durch Kautionseinstellungen für alle Fälle vollkommen sicher gestellt. Im Gegensatz zu den kontraktlichen Verzögerungsbußen offeriren die amerikanischen Finanzgesellschaften gemeinlich den Bauunternehmern Prämien für jeden Tag einer frühern Bahnübergabe, und die Erfahrung

hat gezeigt, daß bei diesem vortrefflichen und bewährten Bahnbausystem in hundert Fällen kaum einer vorkam, wo die Baugesellschaft Entschädigung zu zahlen hatte, sie vielmehr in den meisten Fällen die Prämie zu erwerben gewußt hat. Time is money! (Zeit ist Geld!) und wenn das Wort irgendwo eine ganze Wahrheit ist, so ist's beim Eisenbahnbau, wo es während der Bauzeit Millionen Baukapital zu verzinzen gibt.

Nehmen wir z. B. an, daß eine Bahn 20 Millionen Gulden Baukapital erfordere. Zu 5 Procent verlangt, dieß also eine jährliche Zinsausgabe von 1 Million Gulden, oder etwa 20,000 Gulden jede Woche. Wird die Bahnvollendung nur um einen Monat verschleppt, so verursacht dieß also einen Mehraufwand von 90,000 Gulden; und wie viele deutsche Bahnen könnte ich nennen, deren Vollendung Jahre über die nöthige Zeit hinaus verspätet wurde! Schon die notorisch gewordenen Verzögerungen dieser Art haben beim Bau des deutschen Eisenbahnnetzes einen Mehraufwand von 10 Millionen Gulden veranlaßt, und am häufigsten kommen sie gerade da vor, wo sie am wenigsten zu entschuldigen sind, bei dem Bau von Staatsbahnen.

Die Centralbahn von Illinois ist eine merkwürdige Illustration des Dankescharakters und der Energie, mit der die kaum dem Ei entschlüpften Freistaaten den Weg des Fortschritts gehen. Illinois trat 1818 mit einer Bevölkerung, die damals kaum 30,000 erreichte, in die Reihe der Unionsstaaten. Dreißig Jahre später hatte Illinois 800,000 Einwohner, die sich auf einen Flächenraum von 56,000 englischen Quadratmeilen vertheilten. Trotz dieser noch so dünnen Bevölkerung votirte die Legislatur die Herstellung eines Eisenbahnnetzes von nicht weniger als 1600 englischen Meilen Länge, von dem die Centralbahn den Hauptstrang bildete, der 680 Meilen Länge bekam und 14 Millionen Dollars in Anspruch nahm. Im Jahre 1851 begonnen, ist sie jetzt auf 400 englische Meilen in Betrieb! Für die Riesenbahn aus dem Mississippihale über das Felsengebirge nach dem stillen Meere, um Kalifornien, Oregon und Neu-Mexiko mit den übrigen Theilen der Union enger zu verbinden, haben sich nicht weniger als drei verschiedene Gesellschaften angeboten, von denen die eine dem Kongreß einen Fond von 100 Millionen Dollars nachwies. Diese Bahn wird 2000—2500 englische Meilen lang werden und Höhen von 8000, 7000 und 5800 Fuß übersteigen. Die von der Union angesprochene Unterstützung soll sich auf den zunächst der Bahnlinie liegenden Landstreifen beschränken, und eine der Gesellschaften will die Verbindlichkeit eingehen, die Bahn, welche auf fünf Sechstel ihrer ganzen Länge Wüsten, Urwald und Gebirge durchzieht und Bauschwierigkeiten bietet, an welche keine Vorstellung reicht, binnen sechs Jahren zu vollenden und gleichzeitig 100 Städte und Poststationen anzulegen.

So sehr alle Regierungen der Unionsstaaten mit andern wetteifern nach den Grundsätzen echter Staatsweisheit die Unternehmungen des gemeinen Nutzens in jeglicher Weise zu fördern und auf das Liberalste zu unterstützen, so enthalten sie sich doch principiell bei der Ausführung und dem Betrieb jeder Einmischung und Bevormundung. Sie wissen, daß die büreaukratische Weisheit nirgends gebrechlicher und verkehrter sich zeigt und weniger am Ort ist, als in Sachen der Industrie und Gewerbe, und der Vortheil der Unternehmer mit dem des Publikums nirgends besser Hand in Hand geht, als beim Eisenbahnbetrieb in einem Lande, wo die freieste Konkurrenz jedem Versuche zur unbilligen Uebervortheilung des einen Theils durch rivalisirende Unternehmungen begegnet und ihn züchtigt. Darum sind auch die Tariffsätze der vielen hundert Eisenbahnen, ob schon nirgends eine obrigkeitliche Schranke für sie gezogen ist, durchschnittlich viel niedriger als auf den deutschen Bahnen, und besonders sind sie für schwere, geringwerthige Rohprodukte unglaublich wohlfeil, so daß selbst eine Menge Bahnen die Konkurrenz der Wasserfrachten zu bestehen vermögen. Dem ungeachtet werfen über hundert amerikanische Bahnen sehr hohe Renten ab; viele geben 10 und mehr Procent Dividende. Im Eisenbahnbetriebe gilt häufig als Grundsatz: um doppelte Rente zu erlangen, muß man die Frachtsätze halbiren.

Die Fahr Schnelligkeit auf den amerikanischen Bahnen ist im Allgemeinen geringer wie auf den europäischen und übersteigt fast nirgends drei geographische Meilen auf die Stunde Fahrzeit. Die Einrichtungen der Wagen sind sehr zweckmäßig, und kürzlich auch auf den österreichischen und württembergischen Bahnen adoptirt worden. Durch die Mitte der sehr langen Personenwagen läuft ein Gang und rechts und links desselben reihen sich zweisitzige gepolsterte Bänke, eine hinter die andere. Die Lehnen derselben lassen sich vor und rückwärts schlagen, so daß eine Gesellschaft von Vieren sich bequem zusammensetzen kann. Für den Winter kommt ein Zugofen von Gußeisen, der mit Anthrazit geheizt wird, in jeden Wagen, und die ihm zunächststehenden werden durch Schirme vor der lästigen Wärme geschützt. Einen Klassenunterschied der Wagen kennt man so wenig im freien Amerika, als einen Klassenunterschied der Menschen; der Präsident der Union sitzt in demselben Raume neben dem Tagelöhner und verliert nicht ein Jota von seiner Würde durch seine Nachbarschaft. Die Funktion der Kondukteurs beschränkt sich in Amerika auf die Abnahme der Billets, und von einer Fürsorge für die Sicherheit der Passagiere, welche in Deutschland oft unbequem wird, ist so wenig eine Spur, als von der staatsretterischen Wachsamkeit der Polizei, die bekanntlich das Jahr 1848 doch nicht verhindert hat. Im Gegentheil ist eine Sorglosigkeit bemerklich, welche einem Deutschen, der daran gewöhnt ist, daß ihn das offizielle Gängelband bei jeder Bewegung vor dem Ausgleiten behüte, Entsetzen einflößen kann. Die Bahnen endigen mitten in den Großstädten;

die belebtesten Straßen und Märkte werden von ihnen durchschnitten: und statt eine Hecke von Bahnwärttern aufzustellen, damit kein Unfall begegne, — genügen dem Yankee ein Duzend Riesenplakate in farbiger Schrift mit mannslangen Ausrufungszeichen: „Look out for Locomotive! Beware of the Lokomotive!“ (Siehe dich nach dem Dampfpferd um! Hüte dich vor der Lokomotive!) Von Zaun, Staket und Barriere ist nirgends etwas zu sehen; man kann 20 Meilen durch den Urwald fahren, ohne einen Bahnwärter zu treffen; statt seiner geht wohl das Wild auf der Bahn umher oder weiden die Kühe auf derselben, und damit diese Spaziergänger beseitigt werden, ohne Schaden zu nehmen, ist jede Lokomotive vorn mit einer riesigen Schaufel aus Bretern versehen, die das Thier säuberlich aufhebt und bei Seite schiebt. — Ich will nicht leugnen, daß die Sorglosigkeit der Amerikaner bei ihrem Eisenbahnbetrieb manchmal weiter geht, als Achtung für Menschenleben rechtfertigen kann; aber die häufigen Unglücksfälle sind doch nicht dieser allein anzurechnen; bei weitem die meisten sind in der Beschaffenheit des Terrains und in dem Umstande begründet, daß die Bahnen auf langen Strecken durch ganz wüste, noch im Urzustand befindliche Gegenden ziehen, durch Sumpf und Wildniß, in denen sie nicht beständig im Parabezustand erhalten werden können.

Neben den Nachtheilen, die an dieser Eigenthümlichkeit haften, bieten sie dem Reisenden eine Abwechslung von Genüssen dar, die er auf den europäischen Bahnen entbehrt. Bald führt ihn die Bahn durch die lieblichen Eise der jungen Kultur, mitten durch kleine, freundliche, reinliche amerikanische Städtchen von Gestern, deren Straßen mit prächtigen Bäumen bepflanzt sind, und die ihren Wohlstand durch die Menge freundlicher Kirchen und hoher Glockenthürme zu erkennen geben, die zwischen und über den Bäumen hervorragen. Bald eilt er durch einzelne oder Gruppen bildende Ansiedelungen, vielleicht das Embryo einer City; im weiten Umkreise ist der Wald gerodet und in Felder umgeschaffen, die mit haushohem Mais oder hundertfältig tragendem Weizen bedeckt sind und deren im Zickzack fortlaufende Umzäunungen die Dase der Kultur von der Wildniß scheiden. Bald folgt eine Strecke des wirklichen Urwalds, ein dichter Schluß von Bäumen und Gesträuchen jeden Alters, vom ehrwürdigen Stammvater bis zu den jungen Schößlingen, alle entsprossen dem Humus einer abgestorbenen Vegetation, der Asche früherer Geschlechter. Diese innige Verbindung des frischen Lebens in allen Abstufungen mit der Verwesung des Alten ist das eigentliche Merkmal des Urwalds. Dann und wann fällt der Blick auf eine kleine Lichtung mit einem einsamen Blockhaus, oder auf die malerische Scenerie einer Schneidemühle an einem Wassersturz, deren rohe, plumpe Konstruktion mit ihrer vortrefflichen Maschinerie einen wunderlichen Kontrast bildet. Zuweilen braust das Dampfroß auch an den wieder verlassenen Stellen einer kaum begonnenen Kultur vorüber. Ein elegischer Anblick ist eine so verunglückte Niederlassung! Das Dach des

Blochhauses ist eingesunken, die Wände sind auseinander gerückt, die Stämme und Sparren liegen, überwuchert von Schlingpflanzen und in Moder begraben, umher: nur der steinerne Schlot steht noch aufrecht — ein Leichenstein an dem Grabe. Was ist aus den Ansiedlern geworden? Sind sie am Fieber gestorben oder am vergifteten Pfeil des Rothhäuters, oder sind sie vor den Miasmen der Emdöde geflohen? Niemand weiß Antwort zu geben: kein Griffel zeichnet des Einzelnen Geschichte in der Einsamkeit des Urwalds auf. Esso registriert nur die Lebensschicksale des Volks; Chronisten des Urwalds hat Amerika nicht.

Ein dem Eisenbahnreisenden auffallender, zwar unschöner, doch interessanter Zug amerikanischer Scenerie ist eine gewisse Eintönigkeit der Landschaft, allem Wechsel zum Trotz. — Sie wird durch die öftere Wiederkehr derselben Bilder hervorgebracht. Die Eisenbahnen suchen, ihrer Natur nach, so viel als möglich ist, die geringsten Terrainverschiedenheiten auf und sind beständig bemüht, ihr Niveau zu behaupten; deshalb gelangt man so selten zu einem hinreichend hochgelegenen Punkt, der den Ausblick auf große Gebiete vergönnt. Es ist vielmehr eine beständige Wiederkehr von kleinen Landschaftsbildern, — meistens angebaute Thalstrecken mit Städtchen, Dörfern und Ansiedelungen, — die zum Urwald, der das Land bedeckt, nur wie Oasen in der Wüste sich verhalten. Bloß in den ältern Staaten des Ostens, wo die großen Mittelpunkte des Verkehrs und eine zweihundertjährige Kultur die Bevölkerung gedichtet haben, ist dies anders. Eine üble Gewohnheit der neuen Ansiedler ist es, daß sie innerhalb der gerodeten, dem Feldbau gewonnenen Stellen allen Baumbuchwuchs vertilgen. Man kommt an 100 Farms vorüber, ehe man eine antrifft, wo ein schöner Stamm das Blochhaus beschattet oder eine Baumgruppe neben einem Stückchen Rasen mit einer Bank der Familie zum Ausruhen oder zur Erholung dient. Nacht und kahl steht die Hütte des Pflanzers zwischen den dürrn geringelten Stämmen oder den hohen Stumpfen, welche die Säge und die Art stehen gelassen haben. Selbst der deutsche Bauer, der sich von Kindesbeinen an des Laubdachs erfreute, das die Linde auf seinem Hofe oder der Apfelbaum am Hause gaben, scheint in Amerika den Sinn dafür verloren zu haben. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Doch kein anderer, als der allgemeine Mangel an Phantasie und Gemüth, der am amerikanischen Volkscharakter so sehr auffällt und in allen Dingen zur Erscheinung kommt. Ein Mensch ohne Phantasie genießt so wenig wie das Thier das Naturschöne, das sein leiblich Auge sieht. Nur das genießen wir ganz, was unser Geist der Natur andichtet, — unsere Freude an der Natur ist im Grunde mit der Phantasie für dieselbe Eins. Ohne sie gehen wir so gleichgültig durch blühende Paradiese, wie über beschattete Gräber. —

Der Starucca=Viadukt (190 Meilen von New-York, 270 Meilen von Dunkirk entfernt) überspannt mit 18 Bogen ein tiefes, von dem

Staruccafluß durchströmtes Thal von 1200 Fuß Breite in einer Höhe von 120 Fuß. Dieser kolossale Bau, durchgängig aus großen Sandsteinquadern errichtet, ist eine Zierde der Eriecisenbahn. Er hat 320,000 Dollars gekostet und wurde in der kurzen Zeit von 36 Wochen errichtet.

---

## N e u f c h a t e l.

---

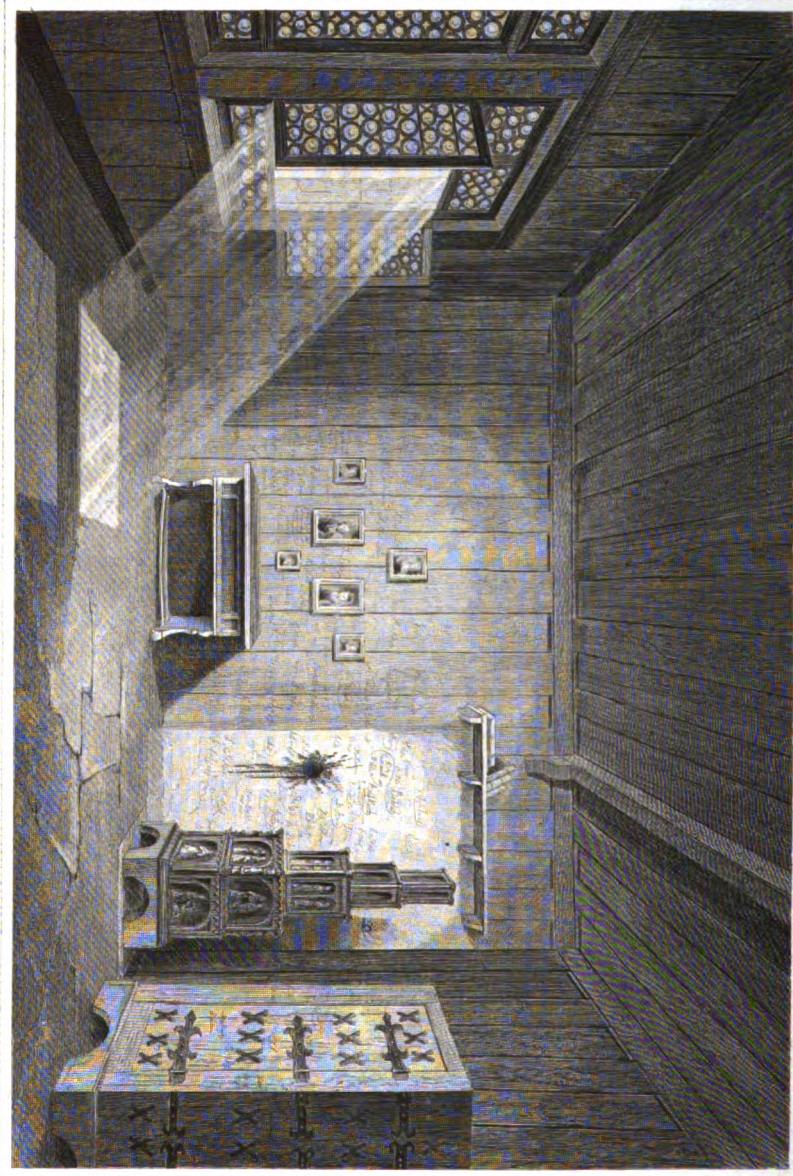
An dem zwischen zwei Ketten des schweizerischen Jura eingeklemmten, über 400 Fuß tiefen und an sechs deutsche Meilen langen Neuenburger See, am westlichen Ufer desselben, liegt Neufchatel. Klein zwar (es hat nur 600 Häuser und 6000 Einwohner), ist es doch in der ganzen Welt bekannt und berühmt, denn es ist, nebst den Nachbarstädten Yverle und Chaur de Fonds, der Hauptsitz jener bewundernswürdigen Industrie, welche die ganze Welt mit dem versieht, was unsere rechnende, geschäftvolle Zeit am wenigsten entbehren mag: — einer Taschenuhr. — Die Uhrenfabrikation, deren Anfänge in diesen Thälern nicht 100 Jahre alt sind, hat hier unermessliche Fortschritte gemacht. Die frühere Dürftigkeit hat sie in allgemeinen Wohlstand verwandelt, die Bevölkerung vervielfacht und bei den Hauptbesitzern des Gewerbs kolossale Reichthümer angehäuft. Im Kanton Neufchatel allein sind jetzt 25,000 Personen durch die Uhrenfabrikation beschäftigt, und der Werth ihrer jährlichen Erzeugnisse (etwa 45,000 goldene und 110,000 silberne Taschenuhren, wozu sich noch an 10,000 Stück Spielbosen gesellen), übersteigt die Summe von 9 Millionen Franken! Und doch ist diese Fabrikation in den meisten Ländern der Erde mit Einfuhrverboten und hohen Steuern belastet, so daß der Vertrieb größtentheils auf dem Schmuggelhandel beruht.

Neufchatel ist in Form eines Amphitheaters gebaut, in dessen Hintergrund sich der hohe Jura erhebt, den oben Tannenwälder, unten Weinberge bedecken. Der schönste Theil der Stadt kehrt seine Fronte dem See zu. Dort ist Alles Glanz und Reichthum. Hinter den palastähnlichen Wohnungen der Kaufherren und Fabrikanten strecken sich reizende Gartenanlagen aus. Letztere öffnen sich gegen die höchsten Punkte des Gebirgs, das eine reiche Aussicht über den dunkelgrünen See hat, auf das jenseitige, mit Ortschaften bedeckte Ufer und auf die Alpenkette von Solothurn an bis zu der von Faucigny.









LOVE JOSEPH KAZELER  
and the Virgin Mary

And the Virgin Mary





## Die Luthierzelle auf der Wartburg.

Die Wartburg, wie ich sie als Knabe und Jüngling so vielmal besucht habe, ist nicht mehr dieselbe. Damals trug sie noch das alte, abgetragene Kleid, auf welches die Jahrhunderte so viele Flecken und Lappen gesetzt hatten, daß sie einer Bettelherberge ähnlicher sah, als einer Fürstenburg, von deren Glanz und Herrlichkeit die thüringer Chroniken und Sagen so Vieles zu erzählen wissen. Die zierlichen Erker waren abgefallen, die Söller und Säulengänge waren entfernt oder vermauert, und auf dem gewaltigen Mauerwerk ehemaliger Warten und Thürme hatte sich im Lauf der Zeit ein Konglomerat von schlechten Bauten aus Fachwerk angesiedelt, das bald einem Verwalter oder Kastellan zur Wohnung, bald einer Invalidenbesatzung zur Kaserne, bald Gefangenen zu Zellen, bald als Speicher, Vorrathshaus, Kneipe oder zu sonstigen ökonomischen Zwecken, wie sie Bedürfniß und Gelegenheit schufen, gedient hatte. Nur wenige Räume, an welche sich ein hervorragendes geschichtliches oder volksthümliches Interesse knüpfte, waren nothdürftig im ursprünglichen Zustande erhalten worden. Das Uebrige der alten Wartburg war dem Zahne der Zeit mit sorglosem Vertrauen auf die Unverwüstlichkeit der Grundmauern überlassen, die mit dem Fels zusammen gewachsen scheinen, auf dem sie ruhen.

Das ist nun seit einigen Jahren anders geworden. Dem jetzigen Großherzog von Weimar war es schon als Erbprinz ein Lieblingsgedanke, die Wartburg in der Weise herzustellen, wie sie zu Zeiten der heiligen Elisabeth der Stolz Thüringens gewesen war. Den ersten Anstoß zur Restauration gab ein Auftrag des Fürsten an einen Maler, den berühmten Wettkampf der Minnesänger am landgräflichen Hoflager darzustellen. Dies führte zu einer künstlerischen Besichtigung und Erforschung der Räumlichkeiten der Burg, damit das Bild auch vom Dertlichen des Schauplatzes eine treue Darstellung gebe. Daß der Maler Reste der alten Pracht theils vermauert, theils in unbeachteten Winkeln auffand, war zwar keine neue Entdeckung; denn ich erinnere mich, auf meinen häufigen Wartburgwanderungen in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts bei den damaligen Ausbesserungen des Schlosses zierliches Simswerk, Säulchen und Fragmente von Skulpturen im Schutte gesehen zu haben und daß wir Duben einmal einen Haufen alter Bildwerke und Ornamente in einem

Winkel ergatterten, von dem wir, was uns eben gefiel, abschlugen und als Wartburggedenken mit nach Hause nahmen. — Jener Maler berichtete dem Fürsten über die Möglichkeit, manches Schöne am alten Bau wieder herzustellen und in Folge Dessen wurde eine Kommission hergesendet, die Restaurationsentwürfe einer nähern Prüfung zu unterziehen. Zunächst empfahlen die Architekten eine Halle im byzantinischen Styl, mit verzierten Rundbogenfenstern, von schmucken Säulchen getragen, durch Entfernung des Mauerwerks, das letztere verhüllte, und der kleinen Fenster, die der Vandalismus späterer Zeiten an die Stelle der Arkaden angebracht hatte, herzustellen. Während dieser Arbeit fand man noch andere Säulenreste, Austritte zu Altanen, Ornamente von guter und zarter Arbeit, Vieles dem Besten am Rhein und in Italien zu vergleichen. Manches war nur durch Backsteinverkleidung oder Lünche verhüllt, oder dem Auge entzogen worden. Der Fürst, durch die Berichte über diese Funde erregt, kam selbst mehrmals zum alten Fürstensitz, ordnete an, befeuerte den Eifer zur weitem Prüfung, und auf der Basis der gewonnenen Resultate wurde endlich der Plan zu einer Restauration gelegt, die des Gegenstandes ganz würdig sei. Die Aufgabe war eine höhere, als die bloße Herstellung eines alten Raubritterneßs, wie sie jetzt von Fürsten und Junkern als Modespielelei, oder um ihre Sympathie mit den Zeiten des Faustrechts offenkundig zu machen, häufig vorgenommen wird. Es galt, ein Bauwerk in seiner ursprünglichen Form herzustellen, an das, als Monument der Kulturgeschichte, sich das Interesse und die Verehrung aller Zeiten knüpft, — die Burg, wo deutsches Fürstenthum in edlen Vorbildern glänzte, wo deutsche Poesie und Gesittung ihre frühesten Feste und Triumpfe feierte, das Haus, wo der große Apostel des gereinigten Glaubens die rettende Freistätte fand, den Ort, von dem aus Luther das Buch der Bücher, die Urkunde des Christenthums, gesäubert von Fälschungen und Irdeutungen, dem deutschen Volke in seiner Sprache hingegeben und Allen verständlich und zugänglich gemacht hat. Die Wartburg ist recht eigentlich der Freiheit und Gesittung „feste Burg“ und deshalb knüpft sich an sie die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Gefeiert in Balladen und Gedichten lebt sie fort im Gedächtniß der Jahrtausende, wie die Säulenhäuser auf der Akropolis Athens, wie die Monumente auf dem kapitolinischen Hügel, wie des Jordans heilige Stätten. Ihre ursprüngliche Form zu bewahren und der Nachwelt zu erhalten, ist folglich ein patriotischer und auch humaner Gedanke, und er verdient den Dank Aller, die am Schönen und Guten ein menschliches Interesse haben.

Der Großherzog hat die Restauration der Burg einem geschickten Architekten anvertraut, der, für seine Aufgabe begeistert, sie gleichsam zu seinem Lebenszweck macht. Es ist viel geschehen diese Jahre her, aber noch viel ist zu thun übrig. Herstellung des Alten ganz so, wie es war, ist die Aufgabe, und eine gewissenhafte Lösung derselben kann keine Eile vertragen. —

Wenn die Dichter Recht hatten, die Wartburg einen Tempel des deutschen Volks zu nennen, — so ist die Lutherzelle ihr Santuarium. Sie ist in einem abgelegenen Theile der Gebäude versteckt. Der Kastellan führt uns durch ein enges, tiefes Eingangsportal zu einem schmalen Treppenhaus, dessen hölzernes, verziertes Balkenwerk ein hohes Alter verräth. Eine massive Thür von Eichenholz, mit großen, schweren Bändern, die sich über die Thürfläche verzweigen, stößt auf einen kleinen Vorplatz. Der Führer ergreift aus seinem Bündel einen der schwersten Schlüssel; knarrend bewegen sich die Schließhaken, die Thüre wird geöffnet, und wir stehen auf der nämlichen Schwelle, die der Mann Gottes ein ganzes Jahr lang täglich überschritten hat. Hier wohnte Luther im Jahre 1521 unter dem Namen Ritter Görg, — ein freiwilliger Gefangener. In dieser Zelle fertigte er das Riesenwerk seiner Gelehrsamkeit und seines Fleißes, die Bibelübersetzung, und während er verschollen schien, während die Hierarchie dem Volke die Lüge aufsteltete, der Teufel habe den Keger lebendig zur Hölle geholt: — da schmiedete Luther in seiner Wartburgklaufe ruhig die Waffe, mit der er Rom besiegte.

Die Lutherzelle ist noch ganz so, als zur Zeit, da sie Luther bewohnte. Es ist eine mäßig große Stube mit zwei breiten, fast vier-eckigen Fenstern, deren kleine, in Blei gefasste runde Scheibchen durch das Alter meist erblindeten. Die inneren Wände sind von der Decke bis zum Boden mit dicken Bohlen beschlagen, und der kindische oder eitle Sinn vieler der Besucher hat auf derselben seit drei Jahrhunderten unbekannte Namen in Menge eingeschnitten. An der Wand, zur Seite der Thür, ragt ein Kachelofen, wie dergleichen noch da und dort in Thüringen auf dem Walde anzutreffen sind, dessen Feuerraum groß und weit genug ist, um einen mäßigen Baumstamm ungespalten aufzunehmen. — An der Wand, neben dem Ofen, ist der bekannte Tintenkleck zu schauen, der unsern Luther schärfer und treuer zeichnet, als tausend Federn, welche sein Leben schilderten. Die Legende von dem Kleck hat, wie alle Legenden, ihre Varianten; die anmuthigste ist wohl folgende: „Als Luther einst bei trübem Lampenschein noch spät nach Mitternacht über die richtige Deutung einer schwierigen Bibelstelle nachsann, — da erschien plötzlich Satanas, Doktorhut und Schwanz zierlich neben einander im Arme tragend, vor seinem Schreibtisch. Er sprach: „„Doktor Martin! — was sinnst du und zerbrichst dir den Kopf? — mir ist das ein Leichtes; schreib, ich will dir's diktiren““. Doktor Martin sah auf, räusperte sich, als ob er was sagen wollte; aber ehe sich's jener versah, faßte er das schwere Tintenfaß und schmiß es dem Versucher an den Kopf. Der Teufel verschwand mit großem Gestank, und er ist nie wieder gekommen“. — Luther gebrauchte die rechte Waffe. Tinte und Druckerschwärze können der Teufel und seine Vetterschaft

auch jetzt noch so wenig vertragen, als in Luthers Tagen; und auch wir würden uns ihrer gewiß erwehren können, wenn wir stets volle Freiheit hätten, ihnen das Tintensaß an den Kopf zu werfen. —

Der Klecks ist über eine Hand groß. Er ist seit vierthalbhundert Jahren bei dem öfteren Ausweißen der Ofenwand stets sorgfältig umfahren worden, und daher erscheint er um so viel tiefer, als die verschiedenen Tagen der Lünche betragen. Das Luther-Meublement, was davon noch übrig, besteht aus einem massiven Tisch von Lindenholtz, dessen äußere Kanten seit langer Zeit mit starken Eisenschienen beschlagen sind, um ihn vor weiteren Spoliationen zu schützen. Der Volksglaube machte einen Span von Doktor Luthers Arbeitstisch zu einem unfehlbaren Mittel gegen Zahnweh, und am Ende wäre er, der schon um ein Drittel kleiner geworden ist, gar verschwunden, hätte man dem Wunder nicht noch rechtzeitig eiserne Riegel vorgeschoben. In der Ecke neben dem Tisch steht eine Truhe, stark mit Eisenbändern beschlagen und mit Abtheilungen für Luthers Wäsche und Kleider versehen; gegenüber der Thür aber fällt ein plumper, mit schwerem Beschlag versehener Schrank von Tannenholz in's Auge, Luthers Bücherschrank. — Statt des Armsessels, der, sammt der hölzernen Bettstelle Luthers, schon vor zwei Jahrhunderten unter den Messern der Besucher zu Trümmern gegangen ist, wird jetzt das Wirbelstück eines Wallfischgeripps vorgezeigt; der Sage nach hat es Luthern zum Fußchemel gedient. Ueber dem Tisch an der Wand hängt Luthers Bildniß mit den Portraits seiner Aeltern, alle drei mit Kranachs, des Malers, Zeichen, aber sicherlich nicht von seiner, des Meisters, Hand; wahrscheinlich sind's alte Kopieen echter Bilder. — In der letzten Zeit seines Wartburg-Aufenthalts war das Geheimniß seiner Person den Bewohnern des Schlosses verrathen und Luther hielt zuweilen in der Burgkapelle statt des Schloßkaplans die Sonntag- oder Festpredigt. — Als der Tisch durch die eisernen Spangen vor den Messern der Besucher geschützt worden war, übertrug sich der Glaube an die Heilkraft der Späne von Luthers Tisch auf die Kanzel, — und auch sie ist guten Theils spanweise durch die Welt gewandert.

Ich habe die Wartburg nur ein einziges Mal als Mann wieder besucht. Wie war doch damals der Eindruck ein ganz anderer, als der, welcher sich in den Erinnerungen aus den Jünglingsjahren widerspiegelt! — Wie heilig, hehr und verklärt strahlte mich das Reformationswerk am Jubelfeste 1817 an, wie stand es so unverwundlich vor meinen Augen, da noch die großen Führer des Protestantismus, ein Löffler, Bretschneider, Ammon, Schuderoff, Röhr, in Luthers Geist die Vernunft mit dem Glauben versöhnten und ein jeder derselben stolz war auf den Ursprung unserer Kirche, — die Revolution des Gedankens gegen das Dogma, — den viele ihrer heutigen Koryphäen muthmörderisch verleugnen. O laß sie doch, großer Luther! sich wär-









men an der Flamme deiner Empörung, die armen Schächer, die deine Heerde nicht mehr wie Hirten, sondern wie Wölfe hüten! Wann that dem Protestantismus mehr noth die Wärme des Lebens? Wann war ihm die todte, starre Form entbehrlicher und schädlicher, als in unsern Tagen? Neben die Zeiten nicht mit feurigen Zungen? Kann nicht ein Tag kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo uns protestantischem Volk die Wahl gelassen wird, Luthers Lehre abzuschwören — oder zu erwarten, daß sich erneuere das Schicksal der Waldenser? — dann werden die Protestanten auf die Wartburg ziehen und gen Wittenberg, und pilgern zu Luthers Zelle und knien an Luthers Grabe, und ihre Thränen werden Luthers Asche weschwemmen, und fluchen werden sie den Hohenpriestern, welche ihre Kirche zur Bettlerin werden ließen. Daß das Lutherthum das erfahren sollte, — daß die zur Hüt Verufenen selbst den Gegnern die Waffen schmieden — und seine Kirche zum Spott machen würden ihrer Feinde: — solch ein Loos ist den großen Werken großer Menschen manchmal beschieden. Wehe aber über diejenigen, welche es verschulden, daß das Heilige, der Ewigkeit würdig, zum Vergänglichem werde — und dreifach Wehe! den Schuldigen, stehen sie als Priester an den Altären.

---

## A b b o t s f o r d .

---

Die Wohnung eines Fürsten! — aber eines der Friedens- und Geisterfürsten, welche ihr Wirken nicht nach Schlachten zählen, oder nach dem Maße von Wehe, das sie über Millionen gebracht, nein, die Wohnung eines Mannes, welcher in der Reihe der Wesen steht, an deren Geisterpersonne sich die Völkerleben erwärmen und entwickeln seit den Tagen Homers. Solche Fürsten brauchen keine Diademe von blizenden Steinen, ihre Glorie geht durch die Zeiten ungeschwächt, und sie strahlt am reinsten, wenn keine Zeit mehr ist.

---

Walter Scott ist ein Schotte; aber vermöge seines geistigen Wirkens ist er ein Ehrenbürger aller civilisirten Nationen. Seine Schriften sind über das Weltrund verbreitet, und die Freudenmenge, die sie geschaffen, die Bildungskeime, die sie in Millionen Herzen zur Fortentwicklung pflanzten, zählt Niemand. „Kein unlauterer, unedler Gedanke ist in irgend einer Zeile seiner Werke verborgen!“ Wie Wenigen, deren Gedanken die Feder führen, wird ein solches Zeugniß!

Abbotsford, Walter Scott's reizender Landsitz, im Tweedthale, vier Meilen von Edinburg, war die Frucht seines Fleißes, der Schauplatz seiner Freuden, die Geburtsstätte seiner besten Werke, der Zeuge seines Glückswechsels, seines Kammers und seiner Anstrengungen, welche ihm endlich Herz und Leben brachen. Scott, der sein ganzes, großes Vermögen einem Freunde anvertraut hatte, wurde in dessen Sturz so verwickelt, daß er nicht nur jenes verlor, sondern auch noch, in Folge geleisteter Bürgschaft, für fast eine Million Gulden mehr in Anspruch genommen wurde. Der rebliche Mann verschmähte jeden gesetzlichen Ausweg, sich seiner Verbindlichkeit zu entziehen. Man weiß, daß er sich für seine Gläubiger zu Tode arbeitete. Als die Hälfte der Bürgschaftssumme abgetragen war, da entrückte ihn der Herr dem harten Arbeitstische und den harten Gläubigern. Scott starb insolvent: aber ein Röschen an allem Ehr'engut ist er gestorben. Nach seinem Tode erwachte das öffentliche Schamgefühl; man eröffnete eine Nationalsubscription, um Abbotsford der Familie Scott's zu erhalten, und sie besitzt es nun als ein unentäußerliches Legat der Dankbarkeit.

Das Schloß ward nach Scott's eigem Entwurf und unter seiner unmittelbaren Leitung erbaut. Es ist im mittelalterlichen Styl aus grauem Granit aufgeführt, regellos, mit vielen Vorsprüngen, Erfern, Giebeln, Warten, mit bald engen, bald weiten Fenstern, die bald tiefer, bald höher stehen; die Eingänge und die Außenwände sind mit Schlingpflanzen bekränzt und das Ganze hat das Ansehen einer ritterlichen Wohnung aus dem 14. Jahrhundert. Heitere Bequemlichkeit, unter einer alterthümlichen Form, ist der Charakter des Innern. Zimmer und Kabinets setzten sich regellos, aber behaglich, an einander, alle Wände sind mit Holzschnitzereien getäfelte, mit ritterlichen Waffen und Geräthen behangen. Die Banketthalle ist ein Meisterstück dieser Ausschmückungsweise und sie war geräumig genug, alle Freunde des großen Dichters auf Einmal zu empfangen. Bei solchen festlichen Gelegenheiten spielten bergschottische Pfeifer in der malerischen Tracht der vergangenen Zeit alte Weisen auf, der freundliche Wirth war dann voller Hingebung für seine lieben Gäste, er entfaltete die ganze Liebesswürdigkeit seines Charakters. —

Um das Schloß her ist ein Park, und Scott's Hand, welche bei den Anpflanzungen selbst Spaten und Harke rüstig rührte, gibt ihm eine Weihe eigener Art.

Scott's Grab ist nicht in Abbotsford zu suchen. Die abgestreifte Hülle des großen Geistes hat in den romantischen Ruinen von Dryburgh-Abbey ein einsames, entlegenes Ruheplätzchen gefunden.